

2000 JAHRE
SCHWARZWALDBAUERN –
SCHWARZWALDFLÖSSER

*VOM WALD ZUM BACH, VOM BACH ZUM FLUSS,
VOM FLUSS ZUM MEER*

WOHLSTAND FÜR VIELE

*WUNSCH, INTENTION UND DER VERSUCH EINER ANGEMESSENEN
WÜRDIGUNG DURCH EINEN NACHFAHREN*



GUSTAV HEINZELMANN



1 Die Ahnen: Das Waldbauern- und Waldflößer-Ehepaar Anna-Maria, geb. Trick, Johannes Heinzelmann mit den drei der vier Söhne Johannes (Mitte hinten), Georg und Andreas, Karl war noch zu klein (Copyright: Gustav Heinzelmann).

Gustav Heinzelmann

2000 JAHRE
SCHWARZWALD-
BAUERN –
SCHWARZWALD-
FLÖSSER

VOM WALD ZUM BACH, VOM BACH ZUM FLUSS, VOM FLUSS ZUM MEER

WOHLSTAND FÜR VIELE

*WUNSCH, INTENTION UND DER VERSUCH EINER ANGEMESSENEN
WÜRDIGUNG DURCH EINEN NACHFAHREN*

Copyright: Gustav Heinzelmann 31.gyula.10@gmail.com

Bei Verwendung dieses Werkes oder Teilen daraus ist besonders darauf zu achten, dass die von mir verwendeten Texte bzw. Materialien von den jeweils genannten Personen mir für diesen speziellen Zweck sowie für Vortragszwecke überlassen wurden. Folglich ist bei diesen Personen Erlaubnis zu weiterer Verwendung einzuholen.

Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen alle Quellen benannt. Sollte es versehentlich zu Unterlassungen gekommen sein, bitte ich um Nachsicht und Benachrichtigung zum Zwecke der Korrektur. Dafür und für konstruktive Kritik herzlichen Dank.

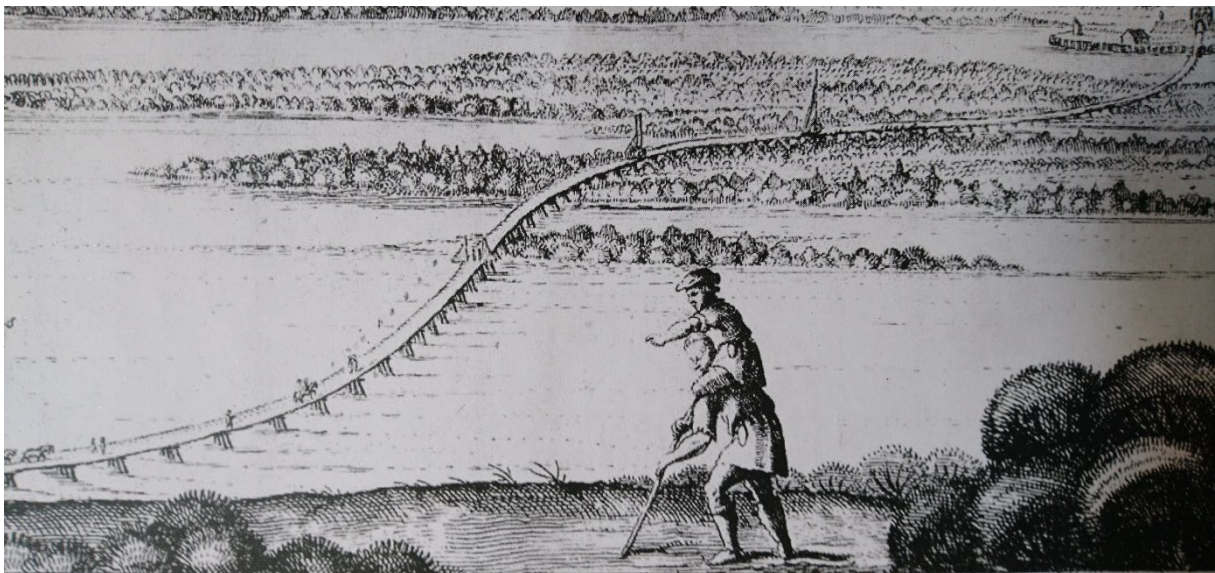
2000 JAHRE SCHWARZWALDBAUERN – SCHWARZWALDFLÖSSER

Inhaltsverzeichnis

1. 2000 Jahre SCHWARZWALDBAUERN – SCHWARZWALDFLÖSSER.....	5
1.1 Grundlegendes	8
1.2 Die Trift (Scheitholz-, Scheiterholz-Trift) – Wildflößerei	10
1.3 Die gebundene Flößerei: Balken- und Stammholz-Flößerei.....	22
1.4 Eine Besonderheit: Die Gestör-Flößerei.....	24
2. Früh-Historisches: Steinzeit, Kelten und Römer	27
2.1 Das Kinzigtal als ein besonderes Beispiel – von der Steinzeit bis zur Römerzeit	30
2.2 Waldbauern, Schiffer, Flößer – Holzknechte, Floßknechte.....	46
2.3 Kosten der Flößerei, ihre Erträge (eine Hinführung).....	47
2.5 Von Kolonisten zu Waldbauern, zu Flößern, zu Bürgern.....	51
2.6 Waldbauer, Waldflößer, Bürger – ein persönliches Beispiel.....	54
3. Das „hölzerne“ Jahrtausend – längst nicht zu Ende	56
4. Der Schwarzwald und sein „grünes Gold“	61
4.1 Die Markgenossenschaften in der Ortenau	69
4.2 Waldarbeit – Männerarbeit.....	75
4.3 Das Riesen – die Riesen	82
5. Vom Wald zum Bach, vom Bach zum Fluss, vom Fluss zur Stadt, zum Meer	86
5.1 Loßburg – Alpirsbach – Schenkenzell	89
5.2 Keine Ordnung ohne Ordnung	91
5.3 „Recht wem Recht gebührt“ (I)	97
6. Unser Nachbar, die Schweiz – der südliche Schwarzwald	99
6.1 Die Litschgis – Entrepeneure aus dem Aostatal	100
6.2 „Brigach und Breg, bringen die Donau zu weg“	102
6.3 Die „wütende“ Wutach	103
6.4 Die Lauffenknechte – alles andere als Knechte.....	110
6.5 Große Wiesen entlang der Wiese	118
6.6 Freiburg, Elz und das Elztal; Yach	124
6.7 „Oh du mein Schuttertal – dich grüß ich Tausendmal“	129
7. Die Kinzig und ihre Quellbäche	132
7.1 Die „Spannstatt“ an der Schenkenburg.....	132
7.2 Die historische „Flößerhauptstadt“ Wolfach	135
7.3 Die Wolf mit Rippoldsau und Schapbach	139
7.4 Die Schiltacher Schifferschaft.....	144

7.5 Auch Schramberg hatte seine Flößer	162
7.6 Hausach – Haslach – Steinach – Biberach	166
7.7 Flößerei im Nordrach- und Harmersbachtal	170
7.8 Die Bedeutung der Flößerei für Gengenbach.....	178
7.9 Offenburg, ein erster Absatzmarkt.....	181
7.10 Die Willstätter Flößerschaft als Genossenschaft.....	197
7.11 Kehls Flößergilde und ihre Lehrlinge	209
7.12 Straßburg, Strasbourg, Argentorate, stets holzhungrig	219
7.13 Acher und Rench – die Kücksche Compagnie	231
7.14 Baden-Baden, das römische Aquae.....	237
7.15 Die Murgschifferschaft – einmalig, einzigartig – bis heute	241
7.16 Die Ettlinger Alb mit ihren Klöstern Herrenalb und Frauenalb	247
8. Der nördliche Schwarzwald	250
8.1 Der nördliche mit dem östlichen Schwarzwald.....	254
8.2 „Pforze“ als badische „Beule im schwäbischen Fleische“	259
8.3 Der kleine, unscheinbare Heimbach; Glatt und Lauter	262
8.4 Weitere Neckarflüsse: Enz, Nagold, Würm, Lauter, nochmals „Pforze“ mit Au, der Flößervorstadt	264
8.5 Nagold und Würm – ihre Vereinigung mit der Enz bei Pforzheim	273
9. Die Absatzmärkte – kleine und große (Nah- und Fernhandel).....	276
9.1 Straßburg.....	276
9.2 Holländer-Holzhandel (Amsterdam, Dordrecht).....	285
10. Compagnien – Gesellschaften – Handelsgesellschaften – Holzhandelsgesellschaften – Holländer Holzhandels-Gesellschaften	286
10.1 Die württembergischen Gesellschaften	286
10.2 Die (wenigen) Badischen	292
11. Mons abnoba – silva nigra – Ein zusammenfassender Ausblick.....	297
Quellenverzeichnis (eine Auswahl)	315

2 Ex Voto (Ausschnitt): Dieses antiquarisch erworbene Bild zeigt einen glücklich verlaufenen Waldunfall, wie er sehr ähnlich mir selbst widerfahren ist – trotz allerbesten Vorsichtsmaßnahmen. Und dies, obwohl ich dieses einstige Bäumchen viele Jahre lag heranwachsen sehen konnte – direkt hinter meinem Grundstück. Diese gefällte Fichte fiel „nur“ auf die Straße. Denken wir zeitlich etwas zurück: unsere Vorfahren waren – in ländlichen Räumen ganz besonders – streng religiös, streng gläubig, auch abergläubig. Votivtafeln dieser Art zieren auch heute noch viele (Wallfahrts-)Kirchen; so beispielsweise im sehr bekannten Kloster Andechs, nach beständiger Abendmittelschule Ziel meiner Dankes-Wallfahrt. Sechs Biersorten gab es dort einst, für „reumütige“ Gäste des Klosters sehr gerne als nächtlicher Schlaftrunk zum Genießen.



3 Mutuum Auxilium = Gegenseitige Hilfe: Diese war unverzichtbares Selbstverständnis bei den Waldbauern sowie den Flößern, nicht allein wegen deren gefährlicher Tätigkeit. Das in den Baumstämmen, deren Investitionen gebundene Kapital bedingte zudem hohes gegenseitiges Vertrauen. Der Blinde trägt den Lahmen (Quelle: Vaclav/Wenzel/Wenzeslaus Hollar, böhmischer Zeichner (1607–1677). Sehr gefragt waren seine feinen Straßburger Szenen und seine in England gefertigten Porträts und Landsitze. Privatbesitz)

1. 2000 Jahre SCHWARZWALDBAUERN – SCHWARZWALDFLÖSSER

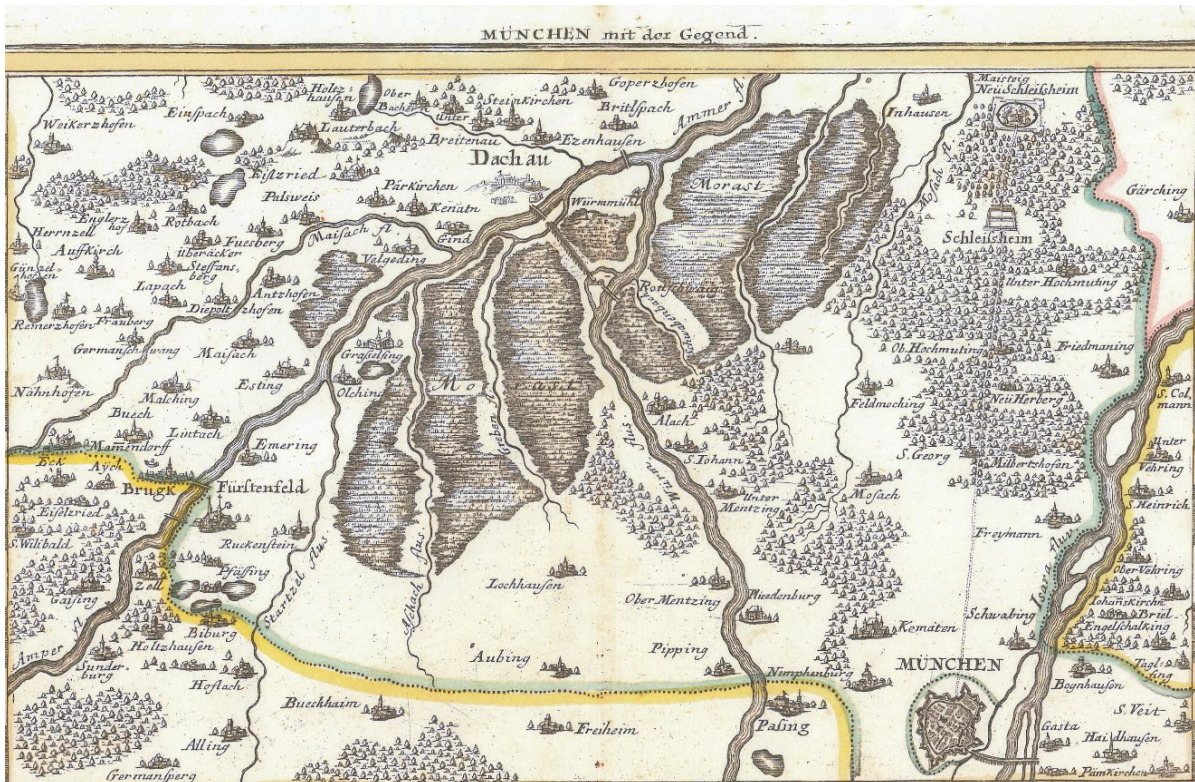
Vom Wald zum Bach, vom Bach zum Fluss, vom Fluss zur Stadt, zum Meer
2000 Jahre Flößerei im Schwarzwald – Wohlstand für viele Menschen



4 „Schwarzwald“ = Harzwald: Sebastian Münster (15. bis 16. Jh.) widmete in seiner *Cosmographia* viel Text unserem undurchdringlichen, wasserspendenden Waldgebirge, sowie seinen Klöstern und Burgen (Reprint, Privatbesitz)



5 Ein Fichtenzweig: seine herabhängenden Zweige, seine eher hellgrüne Farbe der Nadeln, oft versehen mit Fichtenzapfen (nein: nicht Tannenzapfen), spezifisches Gewicht (zwischen 357 „aus moorigen Niederungen“ und 420 vom „Gebirg und Hügelland“, „auf Hochpunkten gewachsen“ sogar bis zu 717) und damit beste Floßeigenschaft, biegsamer als Tannestämme (deren spezifisches Gewicht liegt bei 478 „vom Schwarzwald“). (Foto: Verfasser – Riedmühle „Oberschopfe“)



6 Meine erste Heimat (die oberbayerische): Deutlich auf dem Kupferstich von Gabriel Bodenehr d. Ä. (1664 bis 1758) zu sehen: mein Geburts- und Wohnort und Volksschul-Ort Maisach mit dem gleichnamigen Fluss / Bach und den „Orten meines frühen kindlichen und jugendlichen (Un-)Wirkens“: Berufsschulort Fürstenfeld bei Bruck, Olching als mein Ausbildungsort; München mit Pasing als die Orte der Arbeit als Angestellter und Abend-Schulort. Noch nicht vorhanden sind Gernlinden, Gröbenzell, Eichenau u. a. „Morast“ genannte Moore beherrschten noch das Gelände. Maisacher und Dachauer Moos (= Moor) sind noch ausgedehnt erkennbar; inzwischen längst ausgetrocknet und als solches verschwunden. Die links eingezeichneten königlichen Fischteiche sind ebenfalls längst verschwunden – oder als kleine Weiher vereinzelt noch kümmerlich vorhanden. Aus eben diesem „Maisacher Moos“ holten mein einstiger Freund, der „Dobner Dore“, und ich verbotener Weise als 12-jährige Schilf. Das Floß, welches wir damit zusammenbanden, versank langsam und klanglos. Wir hätten die dreifache Menge an Schilf benötigt. Doch: den Mut dazu hatten wir nicht mehr, mussten wir doch auf Schleichwegen vom Moos bis zur Maisach das schilfbepackte Fahrrad meiner Mutter kilometerweit schieben. (Privatbesitz) Wie erfolgreich die seit einigen Jahren unternommenen Renaturierungs-Bemühungen sein werden, werden folgende Generationen zu beurteilen haben.

Vor-Worte

„Einer für Alle und Alle für Einen!“ Dieser wohl elementare Grundsatz umfassender Solidarität galt längst nicht erst für D’Artagnan und seine Drei Musketiere. Wer in einem, einst sehr rauen, Ur-Waldgebiet wie dem Schwarzwald leben, überleben, zu Wohlstand oder gar zu Reichtum gelangen wollte, musste dieses Prinzip tief in sich verinnerlicht und lebenslang in sich tragen und praktizieren. Die Waldbauern, ebenso die Waldflößer durften sich hierbei in bester, weil „nobler“ Gesellschaft wiederfinden. Denn der europäische Adel lebte und herrschte ebenfalls nach diesem Grundsatz, wenngleich auf deutlich andere Weise (Eine Quelle: Karina Urbach, „Hitlers heimliche Helfer – der Adel im Dienste der Macht“, Theiss Verlag 2019). Er tut dies wohl auch heute noch, wenngleich mehr im Verborgenen, Loden bekleidet.

Folgeschwere Unfälle im Wald, beim Holztransport zum Wasser, während der oft langen Fahrten auf den wilden, sehr engen Gewässern, den Floßstraßen, waren alltäglich. Unterstützung durch die Ge-

meinschaft in Notfällen war folglich selbstverständlich, relativ früh zudem entsprechend in den diversen „Flozordnungen“ schriftlich verankert. Witwen und Waisen von Flößern galt bereits dort besondere Hilfe durch die Gemeinschaft

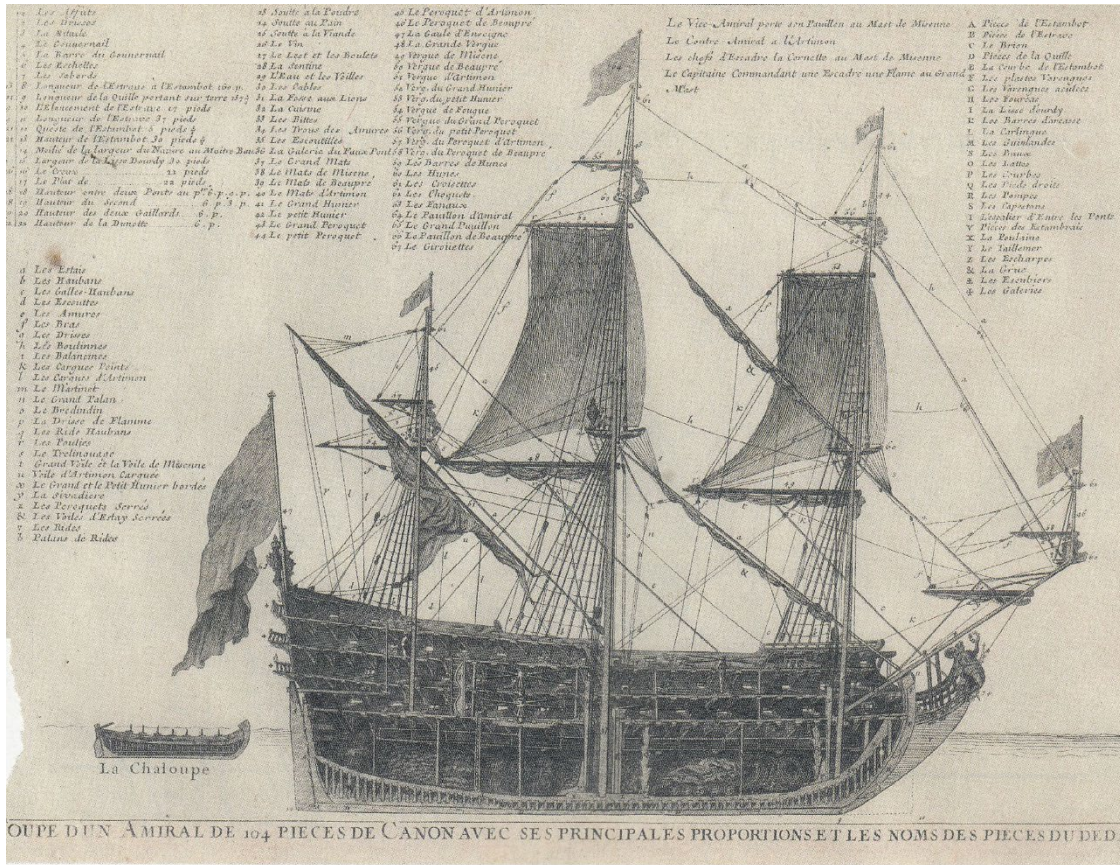
Ein permanenter Kampf um die Märkte führte zu Monopolbildungen (z. B. Murgschifferschaft, Lauffen-knechte), Bildung von Kartellen (entlang der Kinzig), aber auch zu Polypolen wie in Pforzheim-Au. Dies galt für die armen und arm gebliebenen Flößer der Pforzheimer Flößer-Vorstadt ebenso wie für den „Fugger des Schwarzwaldes“, Jakob Kast in Gernsbach und den drei Generationen Trick in Alpirsbach. Die diversen kapitalistischen „Handels-Compagnien“, Holz-Handels-Gesellschaften, Holländer Holz-Handels-Gesellschaften und deren finanzielle Macht, müssen zudem unter einem besonderen Blickwinkel betrachtet werden. Der Handel mit dem „grünen Gold“ des Schwarzwalds war der einträglichste Teil in dieser langen Lieferkette des so begehrten Rohstoffes Holz.

Die rechtliche Ausgestaltung der verschiedenartigen „Ordnungen“ (Verordnungen, Rezesse) für die Bäche, die forstliche Bewirtschaftung und die „Flötzerei“ zeugt bereits sehr früh von einem ausgeprägten und sehr sensiblen Rechtsempfinden. Als wohl markantestes Beispiel ist die Ordnung der bis heute existierenden Murgschifferschaft hervorzuheben. Ihre dynamisch sich entwickelnde Ordnung umfasste in der Hochzeit deutlich bis zu über vierhundert (!) Einzelbestimmungen.

Zu „Führungspersönlichkeiten“ entwickelten sich Waldbauern und Flößer aufgrund ihrer alles umfassenden und fordernden Tätigkeiten. So darf, muss man es durchaus bezeichnen, was im Wald mit der Auswahl und Kennzeichnung der zu fällenden Bäume begann. Wer vom Wald bis zu den Märkten am Rhein eine Mannschaft leiten wollte, benötigte weit mehr als die so häufig genannte körperliche Stärke: die richtigen Knechte an die jeweils richtige Stelle zu stellen, Weitsicht nicht nur in geographischer Hinsicht – alle damaligen Flüsse hatten stark mäandernden Charakter und bedurften allein schon deshalb besonderer Fähigkeiten – sondern besonders im Hinblick auf die Nachhaltigkeit der Waldnutzung, Verhandlungsgeschick, etc. kurz: alle die heutigen Management-Fähigkeiten und Kompetenzen waren von unseren Vorfahren über all die Jahrhunderte gefordert – zeitlos, grenzenlos. Die „kaufmännischen Fächer“ rechnen, schreiben, lesen wurden den Lehrlingen vermittelt. Ja, diese gab es auch im Schwarzwald. Sehr früh bereits.

Ich widme diese meine Arbeit, mein Zusammentragen des von anderen Personen Geschriebenen, all diesen unseren Vorfahren, die in den Wäldern und auf den Gewässern, den Floßstraßen, ihre Gesundheit, Ihr Leben riskierten. Ebenso den zahlreichen Verfassern von Büchern und Artikeln, auf die ich zugreifen durfte – und deren wie unseren Nachfahren, also auch meinen Kindern und Enkelkindern Georg, Caro und „Kiki“ – ja, auch und gerade dir – sowie unserer Zukunft Luise, Max, Irma und Anna.

Ich lade Interessierte Personen ein, dieses E-Buch, welches hier noch unvollständig sein muss, für eine weitere Auflage zu ergänzen und zu vervollständigen. Denn zahlreiche Quellen blieben – bei aller Mühe einerseits und „coronabedingt“ andererseits – (noch) verborgen und bedürfen der Entdeckung und Berücksichtigung. Ich selbst arbeite weiter daran, meiner „Restlebenslaufzeitdauer“ entsprechend. Daher bitte ich um entsprechende Zusendungen, vorzugsweise in körperlicher Form.



7 Querschnitt eines Frachtseglers mit detaillierten Angaben der einzelnen Schiffs-Bestandteile: (Quelle: Auktionskatalog Kiefer, Pforzheim). Ozeanschiffe waren von 1680 an bis in die Mitte des 19. Jh., also gute 150 Jahre, die Objekte der Begierde nicht nur der Schwarzwaldbauern, der Flößer und natürlich der Holzhändler.

Flößerei war die ursprünglichste, elementarste Form des Wassertransports, der Fortbewegung auf und mit dem Wasser, wollen wir das eigene Schwimmen außer Betracht lassen. Somit war, ist und bleibt unser Schwarzwald von ebensolch elementarer Bedeutung – als vielfältiger, nicht selten falsch genutzter Energie-Lieferant.

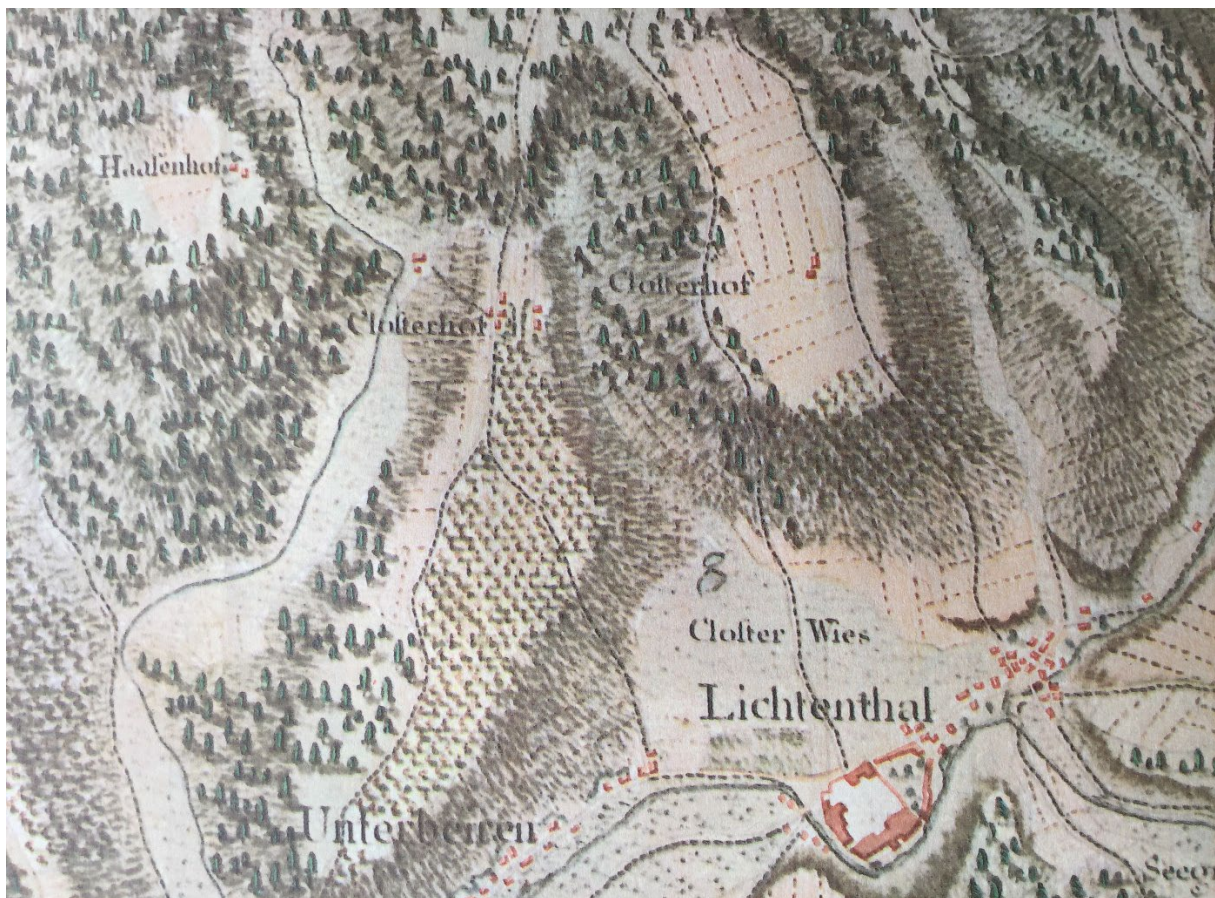
1.1 Grundlegendes

Vom Großherzoglichen Badischen Oberforstrat **Karl-Friedrich Jägerschmid**, der im Jahr 1812 das drei-bändige, fast 1000 Seiten umfassende Standardwerk „Holztransport und Floßwesen“ mit zusätzlichen, überaus anschaulichen Zeichnungen verfasst hat, stammt die folgende Definition:

„Das Floßwesen umfasst diejenigen Kenntnisse, begreift all die Einrichtungen und Anstalten, durch die man vermögend ist, mit dem geringstmöglichen Kostenaufwand, auf die zweckmäßigste Art den Holzüberfluss einer Gegend, so auf der Achs nicht zu befördern, holzbenötigenden Gegenden, zuzuführen, den sich hierauf gründenden Holzhandel zu beleben und zu erhalten.“

Diese überaus weit umfassende Aussage gilt bis heute über alle Grenzen und Zeiten hinweg und spiegelt all das wieder, was sowohl in der oft rauen Wirklichkeit nachzuvollziehen ist, als auch in der Literatur ihren Niederschlag gefunden hat. Befolgt wurden diese Gedanken längst nicht immer. Geldgier war nicht selten das Motiv für Raubbau an unserem schönen Schwarzwald. „Devastierung“ ist der treffende Begriff, der wiederholt diese Grenzen überschreitende Tätigkeit und in der Folge den ärmlichen Zustand des Waldes beschreibt.

Die Geschichte unseres heute wieder so herrlichen Schwarzwaldes ist zugleich eine Geschichte der Klöster, der BenediktinerInnen vor allem, der ZisterzienserInnen zudem. Denn die Klostergemeinschaften waren es, denen mit Rechten und Pflichten von der adligen Grundherrschaft bis hin zu kaiserlicher Macht Waldgebiete sowie die Besiedlung der abgelegenen Täler und Höhen übertragen wurde. Die Weitergabe von Grund und Boden in Form von Pacht, Lehen, schließlich auch Eigentum war durchaus eine sehr weise, wenngleich ebenso sehr egoistische Entscheidung. Konnte doch „Grund und Boden“ auf vielfältige Weise genutzt werden, die keine der adligen Grundherrschaften mit noch so vielen Beschäftigten kostengünstiger hätte bewältigen können. Aus diesem Grund wurden „Regale“, „Konzessionen“ und weitere Rechte vergeben. Doch auch die Klöster brauchten Helfer. Diese warben sie unter anderem aus dem Elsaß (Gengenbach), aus Tirol (Albtal), Vorarlberg (St. Blasien) an. Um die Jahrtausendwende begann allmählich die Entwicklung von kleinen Siedlungen hin zu Dörfern. Der noch recht bescheidene Bedarf an Bau-, Brenn- und Feuerholz konnte in der unmittelbaren Umgebung dieser Dörfer, also „siedlungsnah“, gedeckt werden. Die Städteentwicklung setzte verstärkt im 11. und 12. Jahrhundert ein. Straßburg sei als ein sehr markantes Beispiel unserer Region hervorgehoben für das geradezu rasante Städtewachstum: Vom Jahr 1000 mit ca. 5–6000 Bewohnern stieg die Bevölkerung auf 15 000 im Jahr 1100, auf ca. 20 000 im Jahr 1200 und 30 000 im Jahr 1300. Der damit verbundene dauerhaft anhaltend steigende Holz hunger musste gestillt werden. Siedlungsnah, also aus der unmittelbaren Umgebung allein, war dies längst nicht mehr möglich. Die Nähe der Vogesen, ebenso des Schwarzwaldes, lag den Straßburgern, Händlern wie Verbrauchern, stets beruhigend vor den Augen, auch wegen der besonderen Qualität seiner Hölzer.



8 Klosterhöfe Lichtenthal: Dieses Bild als Ausschnitt (Quelle: Archiv Kloster Lichtental) spiegelt beispielhaft die Rodungs- und Besiedlungspolitik nicht nur im Schwarzwald wieder. Gut erkennbar sind diverse Bodennutzungen, eingeschlossen der einst bis in Schwarzwaldtäler hinein betriebene Reb-Anbau. Beim weiter westlich folgenden Baden lagen weitere Closterhöfe.



9 a Gebälk im Gästehaus, dem einstigen landwirtschaftlichen Gebäude des Zisterzienserinnen-Kloster Lichtental Dieses wie all die anderen Gebälke – seien es Kirchen, Bauernhöfe oder Brücken - nötigen uns allen Respekt ab. Statische Berechnungen, wie wir solche heute kennen und nutzen, waren vormals unbekannt. „Trial and Error“ nennen wir die Methode heute. (Foto: Verfasser)



9 b Gebälk im Kloster Plankstetten: Dieses Benediktinerkloster liegt am Rhein-Main-Donau-Kanal. Es war wohl schon sehr früh das Bedürfnis, die beiden Flüsse Rhein und Donau miteinander zu verbinden. Sowohl diese sehr aktive Klostersgemeinschaft mit ihrem Bio-Bauernhof als auch die reizvolle Landschaft mit dem Limes in der Nähe lohnen eine Radwanderung. (siehe hierzu das Bild mit Karl dem Großen – Foto: Verfasser)

Den Römern ist es zu danken, dass so manche Grundlage für die weitere Entwicklung gelegt wurde. Der Limes wurde

zwar als Grenzwall errichtet - Schutz und Abwehr den germanischen Stämmen gegenüber – reger Handel mit den Germanen entlang dieses Grenzwalls war andererseits fester Bestandteil des dortigen Lebens. Dadurch erst lernten die Germanen Geld kennen (römische Münzen) und schätzen. Der Straßenbau als ein bedeutendes Element dieser (Handels-) Beziehungen sollte nicht unterschlagen werden. Die Straßburger Garnison in ihrer Uniformität, ihren genormten Bauten als ein weiteres. Mit ihrer Größe beherbergte sie ca. 5000 Legionäre; hinzu kam verschiedentlich eine ähnlich große Anzahl von Soldaten der Auxiliar-, also Hilfsgruppen. Zur Versorgung kamen in der Nähe mit der Zivilsiedlung (vicus) Brumath (Brocomagnum) wenigstens weitere 1000 Menschen.

Zum besseren allgemeinen Verständnis, zum besseren Verständnis der speziellen Technik und ihrer Entwicklungspotentiale ist es sinnvoll, nachfolgend die drei Arten der Flößerei darzulegen und den danach folgenden Ausführungen voranzustellen.

1.2 Die Trift (Scheitholz-, Scheiterholz-Trift) – Wildflößerei

Bei dieser Art der Flößerei, der ältesten und wirtschaftlichsten, jedoch stets sehr gefährlichen, wurden ein bis mehrere Meter lange Klötze (= Stämme) und Holzscheite (= gespaltenes Holz) in das fließende Wasser geworfen, von diesem sodann auf den Weg zu ihren ersten Zielorten mitgenommen. Um die Hölzer an die Grundbäche, auch Quellbäche genannt, zu bringen, gab es verschiedene Möglichkeiten. Diese hingen von der Beschaffenheit des Geländes ab. Bei steilem Gelände wurden, zeitlich wie materiell, sehr aufwendig „Riesen“ (Riesen, Herkunft: risen = reisen) gebaut. In diesen, häufig von der Natur teilweise vorgegebenen Vertiefungen im Waldgelände, wurden Querhölzer und / oder Steinquader in den Boden eingelassen und befestigt. Mit oft gefährlicher Geschwindigkeit schossen die Stämme zu

Tal. Schlitten wurden eingesetzt, wenn das Gelände flacher verlief. Die „Holzstraßen“ wurden mit Wasser, auch mit Schnee feucht oder mit „Unschlitt“ fettig gemacht. War das Gelände noch flacher, konnte das Holz „geschleift“ werden; es kamen Ochsen, seltener die wertvollen und teuren Pferde, zum Einsatz. Auch die menschliche Arbeitskraft war immer wieder für das Schleifen erforderlich. Dazu wurden ein- oder zweiteilige Ketten, verbunden mit einem oder zwei Eisenkeilen, zum Ziehen der Stämme durch die Tiere benutzt. In gleicher Form kannten bereits die Römer diese und andere Werkzeuge.

Die Klötze wurden in den Sägewerken zu Brettern, zu Balken gesägt, vorzugsweise zum Beispiel für den Hausbau.

Gespalten und kurze Zeit getrocknet war das Holz nicht nur leichter an den Bach zu bringen; es schwamm zudem besser. Das „Einwerfen“ war vor allem die Tätigkeit von Frauen und Kindern. Sehr viele Frauen und Kinder waren daher – gegen ein bescheidenes Entgelt – alljährlich im Einsatz, wenn Scheitholzflößen, in der Regel im Frühjahr, angesagt war. Hundert und mehr Personen waren es nicht selten. Ganze Dorfgemeinschaften waren gefordert.



10 a, b Im Böhmerwald: Diese Wiedergabe zweier Szenen aus dem Böhmerwald zeigt, dass Scheiterholz-Trift dort wie ebenso im Schwarzwald eine Tätigkeit war, bei der alle Bewohner eines Dorfes gefordert waren – sicherlich auch eine gesellige, mitunter lustige Abwechslung vom üblichen Alltag. Kaum sichtbar, jedoch erahnbar: die bereits im Wasser treibenden Scheithölzer. (Quelle: Museum Budweis; Foto: Verfasser)



Um genügend Wasser zur Verfügung zu haben, waren Floßteiche, so genannte Wasserstuben, entlang der „Floßstraße“ angelegt worden. Den Männern oblag die besondere und schwere, stets sehr gefährliche, Aufgabe, die Hölzer mit Griesshaken oder Floßhaken im Wasser und somit im doppelten Sinne „in Fluss“ zu halten. Hölzer, Scheiter konnten sich verhaken, zwischen Felsen hängenbleiben, sich immer wieder zu größeren Staus aufhäufen. Geschah dies trotz aller Vorsicht, waren es wagemutige „Spezialisten“ unter den Waldarbeitern, den Holzknecchten – sie waren sehr häufig zugleich die Floßknecchte – die für „Befreiung“ sorgten. Sie mussten unter Lebensgefahr und mit viel Hilfe d.h. Unterstützung ihrer Kollegen, mitten im wasserreichen und felsenreichen Bach verhakte Hölzer so befreien, dass das aufgestaute Holz wieder in Bewegung kam, der Kneccht und seine Kollegen dabei unverletzt blieben. An der besonders felsenreichen Murg mit dem Forbach gab es für diese viel Wagemut und Geschicklichkeit erforderliche Arbeit den Beruf des „Kummerbrechers“. Er, besser entlohnt als die anderen Knecchte, stand nicht selten mitten im Bach auf einem der Felsen, um verhakte Hölzer wieder in Bewegung zu bringen. Waldarbeit war stets zugleich Familienarbeit, somit elementarer Bestandteil der Besiedlungspolitik des Schwarzwald



11 Kummerbrecher: so nannte man im Murgtal die überaus gefährliche und daher gut bezahlte Tätigkeit der Männer, welche die sich an den zahlreichen Felsblöcken stauenden Hölzer wieder befreiten und in den Forbach zurück beförderten. (Quelle: Charles Lallemand, franz. Jurist, Journalist, Zeichner, Maler, 1826–1904 – Geschenk eines Strassbourger Antiquars)

Der Waldgeschichte des Schwarzwaldes ist unter anderem zu ent-

nehmen, dass bis circa 1800, also der allmählichen Wende hin zum Industriezeitalter, welches zeitig einherging mit dem Ende des Jahrtausends der Holzwirtschaft, gut 90 % des geschlagenen Holzes als Brenn- und Feuerholz, also „Energieholz“ Verwendung fand und verbraucht wurde. Rückblickend dürfen wir uns überaus glücklich schätzen, dass Holz ein immer wieder nachwachsender Rohstoff ist und es hoffentlich auch in Zukunft bleiben wird. Um 1850, also nur etwa fünfzig Jahre später, lag der Brennholz-Anteil noch bei circa 50 %, weitere fünfzig Jahre, um 1900, waren es nur noch 25 %. Der Holländer Holzhandel brachte hierbei gewichtige Verschiebungen hin zu den besonders langen und auch dicken Baumstämmen (ca. 1680 bis ca. 1840). Die Kohle in ihren verschiedenen Arten (Braun-, Steinkohle, Koks) trat ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ihren unaufhaltsamen „Siegeszug“ an. (So mehrfach nachzulesen bei Dr. Max Scheifele.) Torf dürfen wir nicht vergessen.

Aus meiner Kindheit: Als kleiner Knirps war es für mich und meinen Bruder ein Erlebnis der besonderen Art, wenn wir mit unseren Eltern und anderen Verwandten ins „Maisacher Moos“ bzw. „Sulzemoos“ gehen „durften“. Denn dort wurde Torf gestochen, zum Trocknen aufgeschichtet, danach beim nächsten Mal mit dem Ochsen-Fuhrwerk nach Hause gekarrt. Abenteuerlich waren diese Tage vor allem deshalb, weil sich an den Kanten des Torfabstichs bald dunkelbraunes Wasser von unergründbarer Tiefe bildete. Die magische „Anziehungskraft“ dieser Gewässer wird mir unvergesslich bleiben. Heute ist dieses Maisacher Moos längst nur noch eine zwar sehr schöne und erholsame Landschaft; der einstige Torf darin ist nur noch zu erahnen.) Geruch und Geschmack der sehr einfachen, jedoch herzhaften Brotzeit sind mir heute noch gut gegenwärtig. Zum anderen: Baumrinde, die mein Waldarbeiter-Onkel mit seinen Kollegen bei der Waldarbeit übrig ließen, ebenso Tannenzapfen waren wertvolles Brennmaterial, welches wir mit unserer Mutter sackweise auf dem Fahrrad nach Hause brachten, mehrere Kilometer weit.



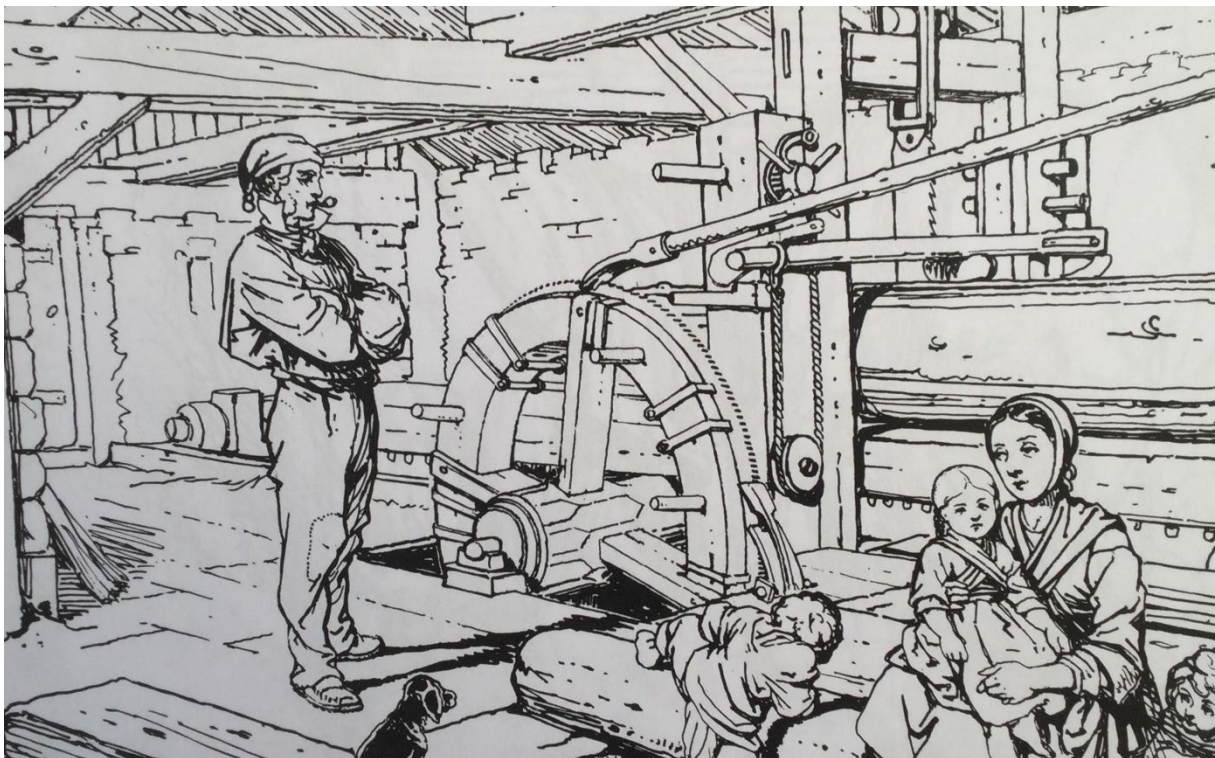
12 Haus in Maisach: Rechts das Wohngebäude meiner Großeltern. *Darin untergebracht war auch der Kuh- und Schweinestall – selbst im schneereichen und eisigen Winter war das ganze Haus gut gewärmt und bestens beduftet, sowie reich an Fliegen. Es folgte links der Heuschober mit einer Werkstatt, sodann der Holzschober. Nicht mehr im Bild: das kleinste „Häuschen“, ein WC mit dauerhafter Frischluftzufuhr von unten. Vorne im weißen Hemd meine Cousine Heide. Sie brachte es – ohne Hauptschul-Abschluss und ohne besondere Lehre nur mit 8 Jahren Volksschule – zur Filialleiterin der Kreissparkasse FFB. Ganz rechts und kaum mehr erkennbar: der kleine Knirps Gustav. (ca. 1950). Dahinter und hinter dem Zaun befand sich der Misthaufen. Links, nicht mehr im Bild, als letzter Anbau das hölzerne „Heisl“.*

Dieser Siegeszug der Kohle neigt sich nach überaus kurzer Dauer bereits einem unaufhaltsamen Ende entgegen. Nachwachsen wird von diesem wertvollen Rohstoff nichts mehr. Von einem Jahrtausend der Kohle wird niemand sprechen. Bei Erdöl, dem Nachfolger als (Ver-)Brennstoff, sieht es bezüglich seines immensen Verbrauchs noch trauriger aus. Nachwachsen wird dieser Rohstoff ebenso wenig. Vor diesem Hintergrund ist es daher verständlich, dass Holz in jüngster Vergangenheit wieder zunehmend und nicht nur als Brennmaterial, vielmehr verstärkt als „moderner“ Werk- und Baustoff an Bedeutung gewonnen hat. Die Nutzung der Wasserstraßen - als wirtschaftlichster Transportweg nicht nur in der vorindustriellen Zeit – wird wohl oder übel ebenfalls eine Wiederbelebung erfahren (müssen). Denn es gibt sehr viele (Abfall-)Produkte, die ohne echten Zeitdruck, ohne „just in time“ oder „just in sequences“-Technik auf ihre Wege per Wasser gebracht werden könnten. Hoffen wir darauf.

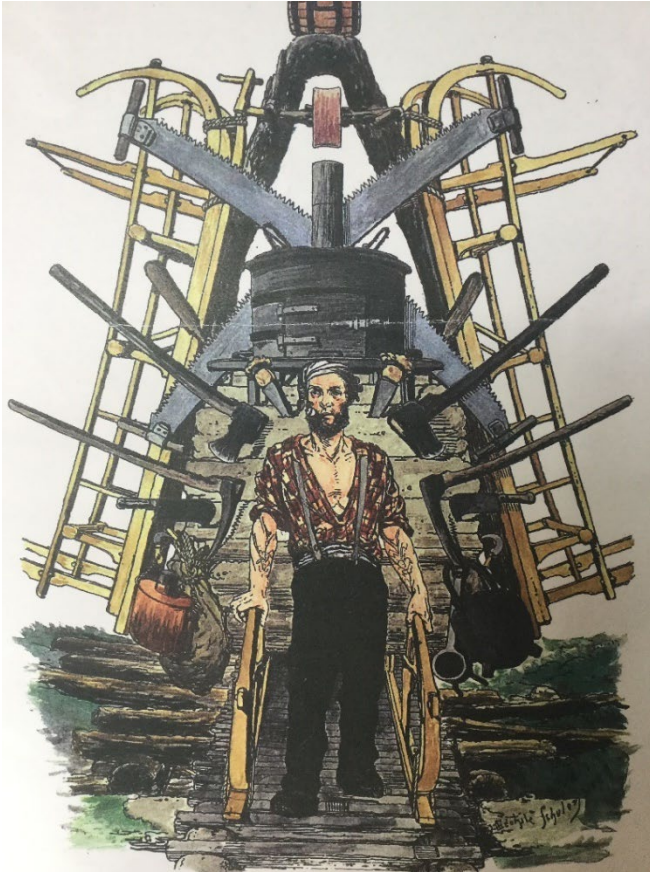
Den Anfang der Industrialisierung erfahren und verstehen wir, wenn wir auf die Großverbraucher des Triftholzes (auch Miseln genannt) blicken: zunächst sind es die privaten Haushalte, die ganzjährig, zudem alltäglich Feuerholz brauchen und verbrauchen. Wärme, Essen, Waschen sind ohne Feuerholz nicht möglich. Salinen entstehen. Salz zu sieden ist ihre Aufgabe. Großer Holzverbrauch auch hier. Bad Dürkheim auf der Baar, Hall an der Kocher sind Beispiele. Eisenerz wird bereits sehr früh auch im Schwarzwald entdeckt (siehe hierzu auch Hausen im Wiesental). Die Stollen müssen mit starken Holzbohlen abgestützt werden. Die Verhüttung des Erzes führt zu weiteren Verarbeitungsmöglichkeiten und entsprechendem Energiehunger. Eisenwerke entstehen im gesamten Schwarzwald: Kollnau, Eberfingen, Friedrichsthal, Laufenberg. Unzählige kleine und große Glasfabrikationen entstehen überall. Pottasche ist unverzichtbarer Bestandteil zur Herstellung von grünem Glas ist, solange bis Kalisalz die-

ses ersetzt. Die Garnisonen mit ihren zahlreichen Soldaten wie in Hüningen, Freiburg, Breisach, Straßburg, Rastatt und weiteren Orten sind gleichfalls von riesigem Holz hunger geprägt. Berufe entstehen, verbunden mit zunehmender Spezialisierung und Differenzierung. Ganz besonders wichtig: Wohlstand kann sich vielfältig und allmählich entwickeln und ausbreiten. „Wandel durch Handel“ galt stets als positives Lebensprinzip.

Flößen, Flößerei war sehr lange Zeit der allgemein genutzte Begriff für beide Arten und Formen der Flößerei: der Wildflößerei, Scheitholztrift einerseits, der gebundenen Flößerei, Langholzflößerei andererseits. Der Begriff der Trift, die Wildflößerei, wurde von Dr. Max Scheifele – in seinem letzten beruflichen Amt Forstamtspräsident in Baden-Württemberg – 2004 wieder ins rechte, ausführliche Licht gerückt. Trift kommt von treiben, im Wasser treiben. Wildflößerei ist auch als Holzschwemme bekannt. Kurze, 1 bis zu 5 m lange Stammholzstücke (Bloche oder Klötze genannt), als Scheitholz gespalten, werden als Brennholz und Kohlholz, bei 40 bis 60 cm Wassertiefe (die Langholzflößerei benötigt 50 bis 80 cm Wassertiefe) auf den Wasserweg, die Floßstraße, gebracht. Die Flutwellen des „Nachwassers“ bei Schneeschmelze bieten ideale Bedingungen für den Holztransport, besonders für die Trift. Stauanlagen, Wehre sind unverzichtbare, mit viel Arbeitsaufwand errichtete Bestandteile dieses Wirtschaftsberichts. Mit der „Erfindung“ der metallenen Säge, somit folgend des Sägegatters, der Sägemühlen im Jahr 1354, wird durch das Bearbeiten des Stammholzes zu Schnittholz eine geldbringende zusätzliche Wertschöpfung geschaffen. Dies geschieht zum Wohle auch der oft an Geldnot leidenden, weil verschwenderischen Grundherrschaft. Zoll heißt ihre stets so dringend benötigte Einnahme. Mit der Scheitholztrift und ihrem Handel setzte auch die langsame, stetige Erschließung des Waldes ein, allmählich des gesamten Schwarzwaldes.



13 a Säge: In der Erfindung der vom Wasser angetriebenen Metallsäge im 14. Jh. sowie ihrer Weiterentwicklung von einem einzigen Sägeblatt bis zu vier und weiteren Sägeblättern, dem Sägegatter, steckte ein enormes Produktivitätspotential, somit auch erhöhte Möglichkeiten der Gewinnerzielung; zugleich auch Wege der Rationalisierung. Lächelnde Gesichter sucht man in den 44 Zeichnungen Schulers, die er den Waldarbeitern widmet, vergeblich. (Quelle: Theophil Schuler: *Les Boucherons et les Schlitters de Vosges* 1870, Privatbesitz.)



13 b Der Waldknecht: mit all seinen Arbeitsgeräten, die er als Waldarbeiter benötigte (Quelle Les Bouche-rons et les Schlitters dans les Vosges ...) Besonders wichtig: das Pfeifle – unverzichtbar auch bei den Flößern. Der Ofen über dem Kopf steht für die nicht selten wochenlange Arbeit im Wald. Die Versorgung mit Lebensmitteln oblag den Frauen

13 c Unfall eines Schlitters: In den Vogesen war der Holztransport durch Schlitten stärker, Riessen dagegen weniger häufig üblich. Vermutlich lag dies daran, dass die Vogesen zum Rheintal hin steiler abfallen, nach Westen zur Mosel hin dagegen deutlich flacher. Strasbourg war auch hier die stets holzhungrige Metropole. Sie wurde über die Flüsse Breusch und Moder versorgt. (Quelle: Les Schlitters et ...)





14 a b c Diverse Wieden

„High-Tec“ der Flößerei: Das Zusammenbinden der Baumstämme mithilfe von „Wieden“, hier wie überwiegend generell war Haselnuss, Jahrhundertlang Standard stabiler Verbindungen., bevor schwere und teure Stahlseile an ihre Stelle traten. Eine Besonderheit der Kinzigtal Flößerei stellte der so bezeichnete Sperrstümmel dar. Als Bremse konnte er seine Wirkung jedoch nur in den flachen Flüssen und Bächen entfalten. Seine Einbindung im Floß bedurfte – ebenso wie seine sachgemäße Bedienung – Geschick, Kraft und Vorsicht.



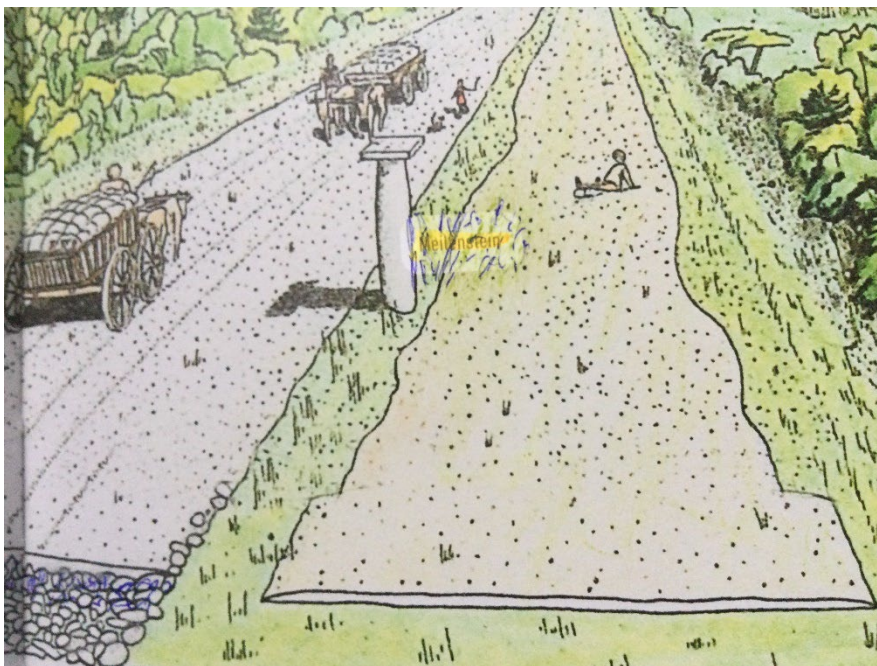
Dort, wo triftbare Gewässer fehlten, folglich in gerauer Entfernung der Quell-, bzw. Grundbäche, und wo die tierische Zugarbeit nicht eingesetzt werden konnte – „ganz hinten und ganz oben“ im Schwarzwald – dort finden sich die Wirkungsgebiete der Gesicht-geschwärtzten Köhler (Schwelen des Holzes zu höherwertiger, mehr Hitze liefernden Holzkohle, dem „Kohl“), die Pottasche Sieder, die Harzer und die Glas- und Keramikmacher, jedenfalls in den Anfängen der Flößerei, als all diese Gewerbe noch nicht industriemäßig betrieben wurden. Diese vier Gewerbe konnten sehr gut Abfallholz, Prügelholz, auch Faulholz verwenden, also Holz minderer Qualität. Auch solches, das „keinen Keil und Speitel mehr hält“. Die abgehauenen Wipfel und sonstigen „Reste“ der Holländer Stämme eigneten sich bestens hierfür. Dennoch gab es immer wieder, dies im gesamten Schwarzwald, Konflikte mit den Flößern, die verständlicherweise nur das gut gewachsene, wert-

volle Holz für den Holzhandel, speziell den Fernholzhandel, beanspruchten. Sie beäugten daher sehr genau die sich um das gute Holz bemühenden „Mitbewerber“. Mit Abfallholz, gar Faulholz, brauchten sie nicht auf irgendwelchen Märkten erscheinen.

Die Trift blieb Jahrhundertlang dauerhafte Lösung, den Massenbedarf an Brenn- und Kohlholz kostengünstig zu transportieren. Höhepunkt der Nachfrage war im 18. Jh. bis hin zur Mitte des 19. Jh. Das Investment in den kosten- und arbeitsintensiven Anlagebau der Riesen und der Floßstraßen entschied

folglich über „Gedeih und Verderb“ der Bringungs- und Transportmöglichkeit, folglich über Nachhaltigkeit der Waldwirtschaft einerseits, über Kahlhiebe, Devastierung andererseits. Das, was wir heute als „Energiekrise“ bezeichnen, tauchte in den Jahrhunderten der Holzwirtschaft wiederholt auf, wenngleich in kleinräumigem Maßstab und regional durchaus mit unterschiedlicher Intensität.

Zum Vergleich: Nutzholz „auf Achse“ zu transportieren, war bereits zu Zeiten der Römer zu teuer, und bestenfalls für kurze Entfernungen geeignet. Die späteren Knüppelwege waren zudem oft sehr bald schon in erbarmungswürdigem Zustand, von den einst überaus stabil errichteten Straßen der Römer unerreichbar weit entfernt. Für 12 bis 16 km brauchte ein Fuhrwerk 3 bis 4 Stunden, für 25 bis 30 km zwischen 6 und 8 Stunden (so Dr. Max Scheifele u. a.). Die Kosten für den Transport zu Lande, also auf der Straße „auf Achse“ waren bis zu 30-fach höher als die Kosten zu Wasser, als per Floss oder Schiff. Die Beschaffenheit der Straßen einerseits, die der Bäche und Flüssen andererseits waren letztlich maßgebend für den mehr oder weniger aufwendigen Ausbau der jeweiligen Strecke.



15 Straßenbau: Die Römer übernahmen die schon vorhandenen Straßen der Etrusker, auch der Kelten, bauten sie qualitativ, quantitativ wie auch rechtlich weiter aus und entwickelten ein differenziertes Netz von über- und untergeordneten Straßen. (Quelle: LVR) Idealerweise konnte neben der „Hauptstraße“ ein Sommerweg und sogar ein Wassergraben gestaltet werden. Der konkrete Material-Aufbau der Straße wird in Quellen unterschiedlich, sogar gegensätzlich angegeben. Logisch erscheint eine Art wassergebundene Decke, darunter Schichten von groben zu feinem Material. Die Konsularstraßen waren mit Quadersteinen, z. B.

Basalt, belegt. Unverzichtbar waren die Meilensteine zwecks Orientierung.



16 Tabula Peutingeriana (Auszug): deutlich zu erkennen: Alamania, der Bodensee, unser Schwarzwald – hier mit silva marciana benannt – die roten Linien des Straßennetzes, links Kaiseraugst = augusta rauracum, u. a.

Große Mengen an Holz auf Flüssen treiben zu lassen, ist in den USA und Kanada und Teilen Skandinaviens auch heute noch die einzige Möglichkeit des weiten, langen und vergleichsweise sehr kostengünstigen Transports. Die Transportunterlage ist naturgegeben, bedarf lediglich der Anpassung.

Die zunehmende Holznachfrage, hervorgerufen durch das oft rasante Wachstum der Städte am Rhein, seinen Nebenflüssen und anderen Flüssen, brachten sehr bald eine zunehmende Arbeitsteilung mit sich – und in der weiteren Folge – das Entstehen von immer spezialisierteren Berufen im Wald und auf dem Wasser (beispielhaft dargelegt im Kapitel über die Flößerei auf der Oos mit Baden-Baden).

Am Ende der tagelangen Fahrten mit nächtlichen Pausen einerseits, dem auch nachts weiterlaufenden Triften andererseits, waren Holzrechen, Eseln / Esseln, Holzfänge unterschiedlicher Gestaltung, stets aber auf ideale Weise der Umgebung angepasst. Sägemühlen, Stapelplätze, mitunter „Holzhöfe“ von beträchtlicher Größe, wurden dort in praktikabler Weise errichtet, um das Holz seinen Eigentümern, Händlern, Kunden „siedlungsnah“ anzubieten und zu übergeben. Gebundene Flöße konnten durch Umleitungskanäle an solchen „Hindernissen“, wie sie auch Mühlen darstellten, vorbeigeführt werden. Schäden waren nicht immer zu vermeiden. Ersatz des Schadens war in den zahlreichen Ordnungen festgesetzt. Trift und Flößen, Flößen und Trift waren stets untrennbar miteinander verbunden. Das eine ging nahtlos, jedoch nicht reibungslos, in das andere über und bedurfte der Abstimmung zwecks Konfliktvermeidung. Flößer und Mühlenbetreiber verband daher eine „Freundschaft besonderer Innigkeit.“

Bei aller Gefährlichkeit: Holztrift war eine sehr laute und gesellige, nicht selten auch lustige Tätigkeit. Photographien aus damaliger Zeit sprechen eine untrügliche Sprache. Vor allem: Kraft alleine reichte nicht aus für dieses abwechslungsreiche Leben im Schwarzwald. Einen Schlitten zu lenken, das Gefälle beim Anlegen von Riesen, von Holzkähnen oder den Floßkanälen richtig einzuschätzen, erforderte sehr gute physikalische Kenntnisse und Fähigkeiten sowie deren Umsetzung. Strömungen richtig einzuschätzen, ohne selbst jemals etwas von Strömungslehre erfahren zu haben, es gar studiert zu haben, war überlebenswichtig. „Teamarbeit“ war selbstverständlich und alltägliche Notwendigkeit, ohne dass es einer Unterrichtung darin bedurfte. Unachtsamkeit des einen konnte den Tod eines anderen zur

Folge haben oder auch den eigenen bedeuten. (An dieser Stelle verweise ich auf das Kapitel „Elzach – Yach“ und den dort aufgeführten Bericht von Klaus Tränkle über einen Rechtsstreit, welcher bis nach Freiburg und den dortigen Basler Hof führte.) Nicht nur in den Bereichen der Quellbäche des Schwarzwaldes waren die Tätigkeiten, das Wissen, im Wald und auf dem Wasser von den Vätern auf die Söhne übertragen worden. Für die Frauen, für die Töchter der Waldbauernfamilien galt dies ebenfalls für deren, mehr häuslich geprägte Tätigkeiten. Kenntnisse, Fertigkeiten, Fähigkeiten gingen nach und nach „in Fleisch und Blut“ über, im anschaulichsten Sinne des Wortes. Von Vererbung können, müssen wir sprechen. „Learning by Doing“ war selbstverständliches Tätigkeits- und Erfahrungsprinzip – wie wir diese Arbeits- und Lernprozesse mittlerweile nennen. Jeder wusste, auch kleinste Fehler und Unachtsamkeiten werden nicht verziehen, können zu schweren und schwersten körperlichen Schäden führen, schnell auch zum Tod eines Mitmenschen, auch des eigenen. Bereits sehr früh gab es daher Unterstützungskassen für Witwen und Waisen. Ferner: Schwimmen konnte damals kaum jemand. Die groben und dicken wollenen, leinenen Stoffe der Arbeitskleidung saugten sich zudem im Nu voll mit Wasser. Die bis über die Knie hoch reichenden Stiefel der Flößer waren dabei zudem belastend. Wer ins Wasser fiel, zwischen oder unter das Holz geriet, ertrank oder wurde von den drückenden Hölzern zerquetscht. Ausnahmen, nicht selten von den streng gläubigen Menschen der Zeit „Wunder“ genannt, gab es auch hin und wieder.

Diese doch recht rohe, grobe Transportart des Holzes durch die Trift verschonte auch das zu transportierende Holz nicht. Stämme, Klötze, Scheiter konnten abbrechen, zersplittern. „Senkholz“ wurde dasjenige Holz genannt, welches im Wasser blieb und unterging, weil es mit Wasser vollgesogen war. Aus diesem Grunde wurde vielfach „Nachlese“ gehalten. Der Teil des Holzes, der das Ziel nicht erreichte, wird in verschiedenen Quellen für die verschiedenen Gegenden des Schwarzwaldes mit 10 bis 15 Prozent angegeben; so auch von Dr. Max Scheifele. Andere Quellen geben andere Verlustmengen wieder, je nach konkreter Situation. Daher wurde die mitunter viele tage- und nächtelange Reise des Holzes von den Floßknechten begleitet. Ihre Aufgaben waren es, das Holz in Bewegung zu halten, Staus zu verhindern oder schnellstmöglich wieder aufzulösen, „Senkholz“ zu bergen, Diebstähle zu verhindern oder zur Anzeige zu bringen. Des Nachts wurden daher mitunter Fackeln aufgestellt. (Im Heimatmuseum von Offenburg-Griesheim sind noch einige dieser sehr seltenen „Fackelhalter“ und „Pechringe“ zu bestaunen; ebenso im Betriebshof-mit Museum des Wasserwirtschaftsamts in Offenburg). Denn Anwohner bedienten sich nur allzu gerne an dem so nahe vorbeiziehenden „grünen Gold“. Diese Art des Diebstahls, Floßholzdiebstahl, wurde von der Obrigkeit strenger und härter bestraft als „normaler“ Holzdiebstahl. Daher wurde Triftholz stets sehr gut bewacht.

Brücken, Wehre, Schleusen, Uferböschungen, Wasserwerke oder andere Einrichtungen an den zahlreichen Mühlen wurden regelmäßig in Mitleidenschaft gezogen. Sie wurden beschädigt oder gar zerstört. Schadensersatzpflichtig waren im Regelfall die für den Holztransport Verantwortlichen. Aus den Beitrittsgeldern der Flößer wurden solche Schäden ersetzt. Dies war in den „Floßordnungen“ bereits sehr früh und sehr detailliert geregelt, sowie einmal jährlich am „Rügetag“, meist in der ersten Woche eines neuen Jahres, zur Verhandlung gebracht.

So manche Trift konnte auch gemütlicher gestaltet und durchgeführt werden. Zum Beispiel als Seenflößerei, wie auf Schweizer Seen oder auf dem bayerischen Ammersee. Hier wurde das Holz, nachdem die schwierigen und gefährlichen Passagen des wilden Gebirgsflusses der Ammer überwunden waren, auf dem See an ihren Bestimmungsort gezogen. Auch der Titisee wird in der Literatur solchermaßen erwähnt, lediglich in umgekehrter Folge. Nach dem eher beschaulichen Transport auf dem See folgte die anstrengende „Reise“ auf der Gutach und den nachfolgenden Floßstraßen.

Dr. Max Scheifele, legt in seinem 2004 erschienenen, überaus anschaulich gestaltetem und sehr detaillierten Werk „Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes – die Trift von Brenn- und Kohlholz“ die vielfältigen Arbeitsprozesse des Triftens leicht nachvollziehbar dar. Wir müssen stets in Erinnerung behalten, dass Holz der alleinige und überlebensnotwendige Energie-Spender war, bevor, beginnend in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Steinkohle und in seiner ausgeglühten Form, der Koks, an die Stelle trat – für ein relativ kurzes, wenngleich sehr intensives „Gastspiel“. Wie wir nur zu gut wissen und spüren. Nochmals: Nachwachsen wird Kohle nicht. Und Holz, je nach Art, braucht seine Zeit, bis es reif für die Ernte ist.



17 a Balkenfloß: Auf allen mir zugänglichen und bekannten frühen Ansichten der Flößerei sind stets Balkenflöße zu sehen. Solche wurden relativ leicht von zwei, ganz selten von einem Flößer(n) gefahren. Ab einer regelmäßigen Wassertiefe von ca. 50 cm war Flößerei möglich. Hier ein vielsagendes Detail: das starke Gitter in der Mauer – Schutz vor unerwünschten Eindringlingen (Quelle: Reprint Sebastian Münster, Privatbesitz)

17 b Ulm / Donau: Dass ein Floß von beträchtlicher Größe sogar von einem einzigen Flößer bewerkstelligt werden konnte, zeigt diese nachfolgende Zeichnung Ob es württembergische oder bayerische Flößer sind, die sich hier mächtig in die Ruder legen, darf offen bleiben. (Quelle: The Danube by Matthiew, 1870, Privatbesitz)



1.3 Die gebundene Flößerei: Balken- und Stammholz-Flößerei

Wer sich die Mühe macht, besser ausgedrückt: sich das Vergnügen gönnt, auf bzw. in alten Karten, Landschaftsbildern, Stadtansichten zu „lesen“, dem werden sich viele und vielfältige historische, kulturelle Schätze darbieten und erschließen. Insbesondere die Flößerei betreffend. In Holz geschnitten, auf Kupfer oder in Stahl gestochen, auf Steinplatten eingätzt, sind es oft nur winzige Details, die Aufschluss geben über das meist harte und entbehrungsreiche Leben unserer Vorfahren. Neben den bildlichen Darstellungen im Text sind im Anhang Beispiele aus mehreren Jahrhunderten Flößerei wiedergegeben. Flößer waren stets und sind bis heute willkommene Attribute, Beiwerke und somit kulturhistorisch zudem besonders wichtige Beweise für wirtschaftliche und somit soziale Zusammenhänge geblieben. Denn sie sind durch ihre Lebendigkeit besonders aussagekräftig. Für so manchen Betrachter mögen sie lediglich dekorative Staffage sein, ohne tiefergehende Informationen. Doch ohne die Vertreter dieser ungewöhnlichen, und doch so elementar wichtigen Berufsstände wären diese Ansichten, der ja stets an Flüssen, Seen, am Meer gelegenen Städte äußerst langweilig. Sie wären vor allem unvollständig, nur bedingt realistisch, geblieben. Denn die Straßen waren nach dem Ende des Römischen Imperiums dem unerbittlichen Verfall ausgesetzt, sind nicht erhalten oder gar weiterentwickelt worden. Was allzu lange Zeit folgte, waren kurzlebige, wenig stabile Holzprügelwege. Diese hatten nicht die Festigkeit, die Belastbarkeit, um schwere Holz- und andere Lasten tragen zu können. Somit waren die Schiffer / Flößer und ihre Knechte mit den Waldbauern und deren Knechten als Vorstufe weiterer Holz-Verarbeitung ein unverzichtbarer Bestandteil in einer betriebswirtschaftlich wie volkswirtschaftlich und sozialwirtschaftlich langen und breiten, über die Jahrhunderte stetig anwachsenden „Wertschöpfungskette“. Kriege und Pandemien (wiederholt Pest und Cholera!) erzwangen stets auf brutalste Weise lange Zeiten der Beschränkungen, Unterbrechungen des Handels. Letztlich waren diese technischen und ökonomischen Prozesse nicht aufhaltbar. Der heutige Wohlstand, nicht nur in unserem Schwarzwald, sondern weit darüber hinaus, ist ohne die harte, lebensgefährdende Tätigkeit der Waldbauern und Flößer nicht denkbar.

Die überwiegend adlige Grundherrschaft darf dabei nicht vergessen werden: Konzessionen, Zölle und andere Abgaben waren es, die in ihre immer wieder sehr klamme Kassen flossen, zu entrichten von den Waldbauern und den Floßherrn. Verschwenderische Hofhaltung des Adels war eine häufige Ursache. Andererseits: um wiederholt drohende „Energiekrisen“ zu verhindern oder zu mildern, gaben sie

nicht selten Holz aus ihrem eigenen Besitz auf die Märkte. Und sie waren nicht selten die Arbeitgeber, ebenso die Klöster.

Es sind „einfache“ Balkenflöße, mal kleiner, mal größer, auch mit Transportgütern drauf – mit reisenden Personen oder diversen Waren als Exportgüter – mit einem oder einem zweiten Flößer. Was waren die wesentlichen Merkmale der Balkenflößerei? Zunächst: Langholz zu flößen war aufwendig, beschwerlich, zudem noch wenig sinnvoll. Denn Häuser und andere Baulichkeiten mit Bedarf an langen Balken, Dielen, Brettern entwickelten sich erst nach und nach. Die römischen Balkenflöße – im heutigen Straßburg im Stadtteil Königshoffen war der Fundort eines solchen Balkenfloßes – wurden bereits im Wald, den Vogesen, wohl auch im Schwarzwald, bedarfsgerecht zugehauen, mit Eisenkrallen aneinander befestigt, zu Wasser gebracht und an den Bestimmungsort „gefahren“. Von dort konnte die kurze Strecke bis zur endgültigen Verwendung der Hölzer, beispielsweise zum Bau der einheitlich gestalteten, also genormten Streifenhäuser, so auch in den Kasernen, Garnisonen der Legionäre, mit einfachen Ochsenkarren gezogen werden. Die Länge dieser Flöße lag überwiegend bei 4 bis 6 Metern, ihre Breite bei 2 bis 4 Metern. Das Floß selbst war zugleich Transportgut und Verkaufsgut, die häufige Holzhütte darauf einbezogen.

Unter der Federführung von Tilman Marstaller gab es im Rahmen heimatgeschichtlicher Forschungen ein sehr spezielles Projekt: „Floßholz-Detektive“, die vorab entsprechend geschult wurden, untersuchten in dem Gebiet der Enz zahlreiche Gebäude (Kirchen, Wohngebäude sowie weitere, auch amtliche Gebäude. Anhand der markanten Wieden-Verbindungs Löcher mit dem Floßloch-Dreieck konnte problemlos festgestellt werden, in welchen Gebäuden Floßholz in die Fachwerkhäuser eingebaut worden sind. Festzuhalten hier gilt es nun, dass die Dachstühle zahlreicher Kirchen in dieser Region Langholz (Weißtanne, in geringerem Umfang die damals noch seltene Fichte) verwandt wurde. In den Fachwerkbauwerken, nicht nur in der Ortenau, könnten solche Floßholz-Detektive fündig werden. Dies bedeutet, dass bereits in den ersten Jahrhunderten unseres zweiten Jahrtausends, dem Jahrtausend des Holzes, Langholz in Form von Gestören auf den Schwarzwald-Flüssen und -Bächen transportiert wurde. Historische Kupferstiche geben dies wieder.



18 „Schiltach auf zwei Stund“: Die zahlreichen Karten- und Textwerke des Mittelalters (z. B. Sebastian Münster, Braun und Hogenberg, die Merians u. v. a) geben die Bedeutung der Flößerei auf anschauliche Weise wieder. Siedlungen entstanden vorzugsweise an fließenden Gewässern. Schneller und billiger Transport von Gütern und

Personen auf dem Wasser lag daher sehr nahe. So beispielsweise Hall = Schwäbisch Hall, Straßburg, München, Stettin (Quelle: Privatbesitz) Diesem Kupferstich sind drei Grundherrschaften zu entnehmen: württembergisch, vorderösterreichisch, fürstenbergisch. Kinzig abwärts kamen weitere hinzu. Zoll war jedes Mal fällig.

1.4 Eine Besonderheit: Die Gestör-Flößerei

(lat.: gestare = wiederherstellen, reparieren)



19 Der erste von 4 Stichen: Diese sehr frühen Darstellungen der Flößerei entstammen einer nicht näher bekannten Straßburger Werkstatt. Sie geben all die Merkmale wieder, die über Jahrtausende Gültigkeit hatten. So die verschiedenen Oblast-Objekte. Sie werden bereits bei Vitruv erwähnt. Auch der Logel darf selbstverständlich nicht fehlen. (Quelle: Dr. Max Scheifele Die Murgschifferschaft, S 75, 2001, Archiv der Stadt Strasbourg). Im Anhang sind alle vier Zeichnungen als Kopien wiedergegeben.)

Die vier Darstellungen der Gestör-Flößerei um 1600 verdeutlichen alle nur denkbaren Details dieser so schweren und stets lebensbedrohlichen Tätigkeit. Für Flößer, die gerade Pause machten, und für Passagiere konnte die Fahrt durchaus angenehm und auch lustig gestaltet werden – damals wie heute. Das Musikinstrument, eine Handharmonika, wie sie auch noch heute bei Demonstrationsfahrten gespielt wird, und das Schnapsfässchen, genannt der Logel, machte ebenso die Runde, wie der gefüllte Wein- und Bierkrug. Der Zeichner ist unbekannt. Als Werkstätten wurden Schick oder eine weitere in Straßburg vermutet. Dies liegt durchaus nahe, denn der linke, hohe Kirchturm der einen Zeichnung könnte bereits das Straßburger Münster verdeutlichen, während der spitze Kirchturm unter anderen in den badischen Kinzig Dörfern Sand, Kork, Neumühl, Griesheim so auch noch heute deutlich sichtbar in die Landschaft ragt.

Weshalb ist es also angebracht, die Gestör-Flößerei und ihre Technik besonders darzulegen? Das „Einbinden“ unter Verwendung von „Wieden“, „Witten“, war es sicher nicht. Denn dies war bestehende, bekannte Technik seit Jahrtausenden. Das meist etwas kürzere, der besseren Lenkbarkeit wegen, erste Gestör, der „Vorplätz“ allein für sich genommen, sicher auch nicht. Für das Bremsen eines Floßes gab es verschiedene Möglichkeiten: das Werfen von Ankern. Die „Bremsspuren“ waren nicht gern gesehen. Fischlaich litt darunter. Einen Holzpfahl (oder mehrere Holzpfähle) durch einen am Ufer vorseilenden Floßknecht oder Lehrling in den Wiesenboden zu schlagen, war eine weitere Bremstechnik. Auch hier gab es oft Bremsfurchen als ungewünschte, aber nicht immer vermeidbare Begleiterscheinung. Schadenersatz gegenüber dem Geschädigten, geregelt in der Floßordnung, war stets fällig. Die folgenden Gründe in ihrer Kombination sprechen für eine solche „Sonderbehandlung“ der Gestör-Flößerei:

- ***Sie war nur möglich bei einer Wassertiefe von 50 bis circa 80 cm; ideal folglich für Flüsse wie die Kinzig, den Neckar und weitere, auch solche im Ausland (Sebes / Mühlbach, Bistritza, Ariesch / Goldbach in Zentral-Transsilvanien).***
- ***Mit dieser Technik konnten bis zu 600 m, ausnahmsweise bis zu 750 m lange Flöße gestaltet werden (So geschehen auf der Kinzig, beispielsweise ab Wolfach). Erst mit der letzten Floßordnung, der baden-württembergischen im Jahre 1867, wurde die Länge auf maximal 600 m beschränkt. Die für die Gewässer zuständige Behörde konnte dennoch weiterhin Ausnahmen genehmigen.***
- ***Das Lenkgestör allein, der „Vorplätz“ vorne, das „Sperrgestör“ oder Bremsgestör am Ende, mit dem 3-4 m hochragenden „Sperrstümmel“, bedurften je mindestens eines Spezialisten. Je nach Floßlänge waren bis zu 3 und 4 Sperren und mindestens 3-4 Bremser erforderlich. Dazwischen konnten beliebig viele und verschiedenartige Flöße eingebunden werden. „Modular“ würden wir diese Technik heute modern bezeichnen. Personalsparnis und Zeitersparnis waren sehr wichtige Begleiterscheinungen, wenn diese, so aneinandergereihte, gewaltige Menge Holz auf den Weg gebracht wurde – zuzüglich der Oblast genannten Transportgüter „auf Deck“.***
- ***Mit diesen, im Durchschnitt 200 m langen Flößen, ließ sich viel Transportgut, Oblast genannt, also Waren, sowie Personen mit auf die Fahrt nehmen, somit zusätzlich Geld verdienen. Am Ende des Gestörfloßes befanden sich die wertvollsten Stämme, die Holländer. Und der Grundherr freute sich ebenfalls. Denn auch für das Transportgut, die Oblast, Auflast, war Zoll fällig.***

Mit Fug und Recht darf diese Technik als revolutionär bezeichnet werden. Auch wenn bei Gaius Julius Caesar im ersten Gallischen Krieg, dem gegen die Helvetier, zu lesen ist, dass die Helvetier Schiffe (Nachen) und Flösse zusammenbanden, um ihre Soldaten an Flüssen im südlichen Germania Superior überzusetzen. Dieses „Zusammenbinden von Flößen“, also nicht nur einzelner Baumstämme, legt den Schluss nahe, dass hier bereits die Gestör-Flößerei Anwendung gefunden hat. (Wie so vieles andere – der Straßenbau, der Brückenbau der Römer seien als beste Beispiele genannt – sind die Transporttechniken der Römer nach Ende des Römischen Reiches in Vergessenheit geraten.) Denkbar, möglich ist ebenfalls, dass die Flösse auch „quer“ mit einander verbunden wurden, um als eine Art Pontonbrücke zu dienen. Dem Einfallsreichtum, der Römer, ihrer Kreativität, tut dies keinen Abbruch.

Mit dem Vorplätz als erster Floßtafel wurde die Richtung in der meist ohnehin nicht sehr breiten Floßstraße vorgegeben. Was an weiteren Floßtafeln nachfolgte, übernahm diese eingeschlagene Richtung mit mehr oder minder starkem Korrekturbedarf. Wehre mussten überwunden, Schleusen durchfahren werden, Schwallwasser unter dem Floß musste stets genügend vorhanden sein. Die Kommunikation der Floßmannschaft auf einem derart langen Gebilde (wie erwähnt: 200 m im Regelfall, bis zu 600 / 750 m in Einzelfällen) dürfte, angesichts der damals noch sehr stark mäandernden Flüsse, nicht immer ganz einfach gewesen sein. Andererseits waren die meisten Flößer, Floßherren wie Floßknechte, erfahrene Fachleute. Sie wussten als eingespieltes „Team“ ganz automatisch, welche Handgriffe in welcher Situation erforderlich war. Bei Hochwasser zu fahren, war laut Floßordnung verboten. Kam es zu Hochwasser während der Fahrt, musste die Fahrt unterbrochen, das Floß „angemährt“, also angebunden und gesichert, sowie gut bewacht werden. Besonders gefährlich waren die Fahrten auf den nicht selten reißenden Quellbächen. Zeichnungen von Wilhelm Hasemann, Liebrich, Roux und anderen Künstlern sind keineswegs übertrieben, auch wenn sie an Dramatik kaum zu überbieten sind. Heinrich Hansjakob beschreibt eine solche Fahrt von Sankt Roman auf dem Heubach hinunter zur Kinzig. Sehr

zum Gaudium des einstigen Wirts von Sankt Roman, der solche Fahrten leidenschaftlich gerne mitmachte.

Die Gestör-Flößerei eignete sich auf ideale Weise als „Exportgut“. Sie wurde von badischen Flößern in Galizien (dem Fluß Bistritza = Bistritz), in Transsilvanien (dem Ariesch = Goldbach, auf dem Sebes = Mühlbach), in Österreich (der Drau) und sicher nach und nach auch anderswo eingeführt.

Persönliches: Bei einer Fahrrad-Wanderung in Transsilvanien in dem Gebiet des Ariesch im Herbst 2019 – beginnend am Zusammenfluss des Ariesch mit dem Muresch, in Turda = Thorenburg, wo einst das Sägewerk für das Langholz errichtet wurde – führt diese Tour durch ein überwältigendes goldgelbbraun gefärbtes Tal mit anfangs nur einzelnen verirrt tannengrünen Tuffern. Sie wurden erst ab Bistra zunehmend von Nadelbäumen abgelöst, bis dann auf der Höhe der Apuseni Berge nahezu ausschließlich Nadelbäume stehen. Dort war das Gebiet der badischen Flößer und ihrer, barfüßig auf den Flößen arbeitenden wallachischen Helfer (die Wallachei, östliche und westliche, befindet sich südlich der Karpaten, begrenzt durch Donau und Schwarzes Meer). Im Sommer 2020 war es erneut der weitgehend naturbelassene Goldbach = Ariesch sowie der aus dem Gebirge kommende Mühlbach, die ich per Fahrrad erkunden konnte, Wer im Internet das Wort „Tudaj“ eingibt, kann sich an zahlreichen und überwiegend sehr interessanten Floß- und Flößerfilmen aus Rumänien erfreuen. Ähnliches gilt für Ungarn u. v. a. Regionen / Länder.

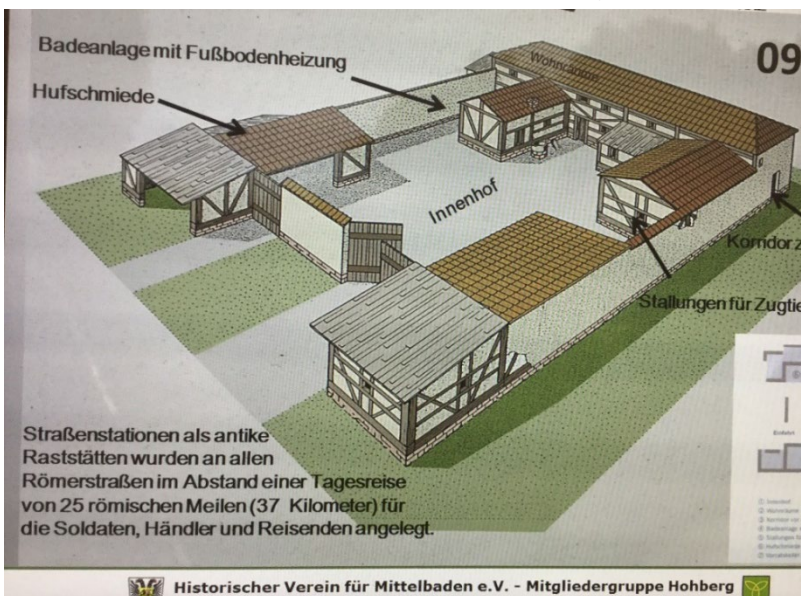


20 a, b, c, d Goldwäscher am Goldbach / Ariesch in Transsilvanien): Wie bereits erwähnt, wurden um 1860 badische Flößer nach Transsilvanien eingeladen, damit die riesigen Holz mengen in den Wäldern gewinnbringend vermarktet werden konnten. Die Gestörflößerei dürfte dabei als besondere badische Er rungenschaft auch hier wie an der österrei chischen Drau eingeführt worden sein. Doch weshalb lese ich in unseren Quellen über die Goldwäscher nichts? So mancher badische Flößer könnte doch Gefallen an dieser glücks bringenden Tätigkeit gefunden haben. Der Rhein südlich von Karlsruhe war ja als gold haltiges Gebiet gut bekannt. (Quelle: KuK in Wort und Bild, Privatbesitz). Dass auch im ur sprünglichen Rhein Goldwäscher ihr Glück versuchten, dafür gibt es zahlreiche Belege. Die Ortschaft Goldscheuer gehört dazu., al lein des Namens wegen. Der Narrenbrunnen im Zentrum des Dorfes ist ein weiterer histo rischer Beleg. Denn die Gewinnamen auf der Tulla-Karte (z. B. „in der Goldgrube“) sind zwischenzeitlich längst verschwunden.



2. Früh-Historisches: Steinzeit, Kelten und Römer

21 Römische Raststation: Neben den Garnisonen (mit 5–6000 Soldaten) und Kastellen (mit 500 bis 1000 Soldaten) gab es – in relativ gleichen Entfernungen – eine Vielzahl von gleichartigen Raststationen (Stationes) für die Reisenden. Ihre Einheitlichkeit bzw. Normität wird Vitruv zugeschrieben. (Quelle: Heimatmuseum des Historischen Vereins Hohberg) Verweis: im Anhang sind beispielhaft diverse römische Militär-Einrichtungen als Grundrisse wiedergegeben. Sie verdeutlichen weit mehr als nur Größenrelationen.

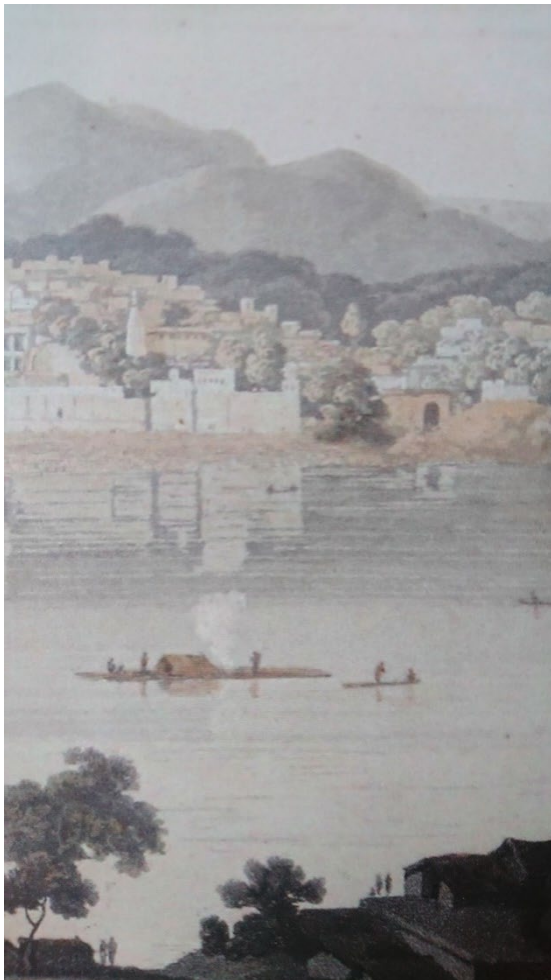


Straßenstationen als antike Raststätten wurden an allen Römerstraßen im Abstand einer Tagesreise von 25 römischen Meilen (37 Kilometer) für die Soldaten, Händler und Reisenden angelegt.

Solange die Menschen in ihren Höhlen hausten, von dort aus zur Jagd gingen, das lebensnotwendige Wasser in unmittelbarer Nähe vorhanden, oder als Regenwasser gesammelt werden konnte, brauchten sie den Bach, den Fluss, den See als Transportweg (noch) nicht. Bestenfalls diese Gewässer, um Fische darin zu fangen, Nahrung zuzubereiten, sich und ihre Kleidung zu waschen – später, um ihre Tiere zu tränken. Sie waren Jäger und Sammler. Holzmangel gab es nicht. Die Ur-Wälder –

auch der Schwarzwald war einer – waren noch unerschöpflich. Tauschwirtschaft, gar Geldwirtschaft lagen noch in weiter Ferne. Als unsere Vorfahren sich anschickten, allmählich sesshaft zu werden, feste Häuser und Siedlungen zu errichten, Viehzucht und Ackerbau zu treiben, erste Handelsbeziehungen entwickelten, erhob sich logischerweise die Frage nach den bequemsten Transportmöglichkeiten für die zu handelnden Güter. Nach und nach, entsprechend dem noch langsamen Wachstum der Bevölkerung, verbanden einfache, primitive Trampelpfade die Siedlungen. Sobald jedoch Wanderungsbewegungen einsetzten, die Mobilität der Menschen zunehmend Bedeutung erlangte – sei es freiwillig oder durch Feinde erzwungen – wurden Bäche, Flüsse, Seen als Träger von Transportmittel von zunehmend wachsender Bedeutung. Ein paar Holzstämme miteinander zu verbinden – ursprünglich mit Hilfe von geschälter, flexibler und durch Drehung und Befeuchtung stabil gemachter Baumrinde – war eine naheliegende und sehr einfache Technik, mit deren Hilfe Menschen sich selbst und ihre Waren transportieren konnten. Aus den Trampelpfaden wurden primitive Wege, mit Holzknüppeln belegt und für von Ochsen gezogene Karren.

Aus meiner Kindheit: In unserer Kindheit waren es Weide und Haselnuss, die sich sehr leicht abschälen ließen, zudem sehr lang und solchermaßen leicht in der Funktion von Schnüren / Seilen zu verwenden waren. Nur genügend Feuchtigkeit mussten sie haben, um flexibel und zugleich stabil zu bleiben. Getrocknet brachen sie uns oft allzu schnell.



Da andere Materialien damals nicht so einfach verfügbar waren, mussten diese aus Hasel und Weide gewonnenen „Schnüre“ verbindenden Zwecken dienen, so auch zum Fesseln am Marterpfahl bei unseren Indianer- und Cowboyspielen. Daneben gab es noch die mehrere Meter langen „Lianen“ (wir nannten sie „Judenstrick“), die so manches Mal, in Zigarettenlänge, außerdem für erste Versuche des Rauchen dienten.

22 Floß auf dem Euphrat: Einst gab es den „grünen Halbmond“. Dieser zog sich in einem weiten fruchtbaren Bogen von Palästina nach Norden und weiter in das Gebiet von Euphrat und Tigris. Grün deshalb, weil es sich um eine besonders fruchtbare Landschaft handelte. Von dieser Fruchtbarkeit ist nicht mehr viel in unsere Zeit gekommen. Stellen wir uns die Flößer im Bild als eine Familie vor, die Holz auf diese Weise in eine Stadt bringen, einschließlich der Schutzhütte auf dem Floß. Nach dem Verkauf machen sie sich wieder auf den mehr oder minder langen Heimweg, beladen mit Gütern, die sie für die nächste Zukunft für ihr Leben benötigen. Wenn sie Glück hatten, nahm sie ein Treidler ein Stück des Weges mit flussaufwärts. (Quelle: Antiquariatskatalog Paulus Berlin 2019; Deckblatt)

Flösse, solchermaßen gefertigt, gab es bereits in frühesten Zeiten. Es gibt sie bis heute in allen Teilen der Welt. Eine schriftliche Überlieferung zur Nutzung von Flößen

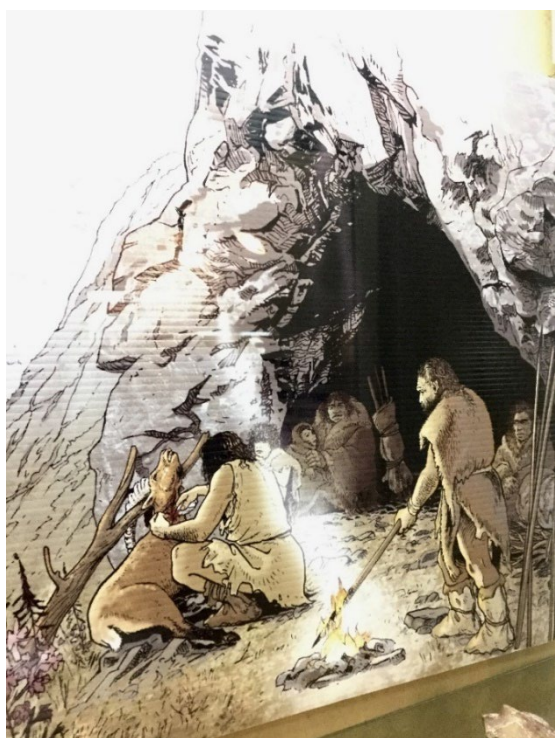
findet sich bereits im „Buch der Könige“, in Verbindung mit der Errichtung des Tempelgebäudes in Jerusalem. Das hierfür benötigte Bauholz wurde um das Jahr Tausend vor Christus aus dem Libanon zum Meer transportiert, von dort mit Flößen nach Jaffa gebracht. Auf dem Landweg musste es sodann weiter an seinen Bestimmungsort in Jerusalem gebracht werden.

Nachfolgend der Originaltext – in Englisch, entnommen meiner kleinen Reisebibel. Denn zu den wichtigen Fähigkeiten der Flößer gehörte neben den körperlichen ganz elementar zudem sprachliche Gewandtheit, entlang des Rheins ebenso wie auf der Donau mit ihren vielsprachigen Ländern, Provinzen und Regionen.

Heilige Schrift, Bibel: das Buch der Könige I, 5/8:

Then he (Hiram) sent this reply to Salomon: "I have received your message, and I will do as you have asked concerning the timber. I can supply you with both cedar and cypress. My servants will bring the logs (Stämme) from the Lebanon mountains to the Mediterranean sea and build them into rafts (Flösse). We will float them along the coast to whatever place you choose. Then we will break the rafts apart and deliver the timber to you. You can pay me with food for my household."

Die Pyramiden in Ägypten hätten ohne den Nil und dessen Nutzung als Wasserstraße nicht errichtet werden können. Und das Körbchen, in welches Moses ins Wasser gesetzt wurde und in dem er bis zu seiner Rettung dahintreiben konnte, hätte uns nie diese interessante biblische Geschichte und alle folgenden bescheren können. Euphrat, Tigris, Ganges sind nur einige der anderen, frühgeschichtlichen Beispiele dafür, welche große Bedeutung die Flüsse für alle Kulturen, den Transport von Gütern aller Art, von Menschen und somit auch für den Austausch von Informationen, für ihre Kommunikation hatten.



Die Pyramiden in Ägypten hätten ohne den Nil und dessen Nutzung als Wasserstraße nicht errichtet werden können. Und das Körbchen, in welches Moses ins Wasser gesetzt wurde und in dem er bis zu seiner Rettung dahintreiben konnte, hätte uns nie diese interessante biblische Geschichte und alle folgenden bescheren können. Euphrat, Tigris, Ganges sind nur einige der anderen, frühgeschichtlichen Beispiele dafür, welche große Bedeutung die Flüsse für alle Kulturen, den Transport von Gütern aller Art, von Menschen und somit auch für den Austausch von Informationen, für ihre Kommunikation hatten.

23 a Höhle: geschützte „siedlungsnah“ Versorgung galt als elementarer Grundsatz aller Zeiten, nicht nur für die Versorgung mit Bau- und Feuerholz. Für die Ernährung war die Siedlungsnähe besonders bedeutsam (Quelle: Städtisches Museum in Alba Julia, der späteren Karlsburg, Weissenburg)

23 b Metallgewinnung: Unsere frühen Vorfahren – hier die Kelten – waren in der Herstellung von metallenen Handwerkszeug, besonders von Waffen, äußerst erfindungsreich. Inwieweit die Zugabe von Kalk oder Blei Eisen besonders härtete, können Spezialisten belegen. Für die Römer jedenfalls waren diese handwerklichen Fähigkeiten sehr willkommen.

Für die noch ältere „Donauzivilisation“, angesiedelt um 7000 vor Christus in dem Gebiet von südlich des heutigen Kiew, über Transsilvanien bis hinunter nach Bulgarien, wird ebenfalls das Floß als Transportmittel in dieser an Flüssen sehr reichen Landschaft genannt. Eindeutige Beweise, Funde, fehlen bislang. Relikte



aus der römischen und osmanischen Zeit belegen die frühe wirtschaftliche Bedeutung dieses Gebietes, zum Beispiel in der Dobrudscha. Der rege Handel in diesem fruchtbaren, an Bodenschätzen reichen Gegend, für diese bereits hoch entwickelten Gesellschaften, dürfte auf andere Weise in dieser an Region nicht bewältigbar gewesen sein. Flüsse, also Floßstraßen, gab es damals wie noch bis heute, zur Genüge. Die sehr einfache Erkenntnis, wonach trockenes Holz durch seine Lufteinschlüsse nicht nur auf dem Wasser schwimmt, sondern darüber hinaus in der Lage ist, auch schwere Lasten zu tragen und mit sich zu nehmen, gewannen nicht nur wir „44er“ bereits in frühester Kindheit. Dazu gehörte auch die Erfahrung, dass Tannenholz ohne weiteres schwimmfähig ist, Laubholz dagegen erst nach längerer Trocknung. Die Prinzipien des „trial and error“, ebenso das „learning by doing“, sind zweifelsohne so alt wie die Menschheit. Es wissenschaftlich zu zementieren wurde zu einer Aufgabe der neueren Zeit, ohne deshalb neue oder gar revolutionäre Erkenntnisse zu liefern.

Haupt- und noch alleinige Funktion des Waldes war es über viele Jahrhunderte hinweg, schlicht und einfach „Ur-Wald“ zu sein, Lebensraum, somit folglich Nahrungs- und Materiallieferant für Mensch und Tier. Allmähliches kultivieren der Umgebung durch Rodung, Reutebrennen einerseits, Säen und Pflanzung andererseits, folgten.

Holz war unverzichtbar, um Wärme zu erhalten und das tägliche Essen zuzubereiten. Pfeil und Bogen, Speere, Gegenstände für den Haushalt wurden aus Holz gefertigt. Laub, Moos diente bereits damals zur wärmenden Isolierung speziell der Schlafstatt. Die Menschen siedelten dort, wo beides, Wasser und Holz, in der Natur in unmittelbarer, greifbarer Nähe vorhanden waren. Die Ur-Wälder, so auch unser holz- und wasserreicher Schwarzwald, lieferte beides, scheinbar / vermeintlich unbegrenzt, unbegrenzt.

Persönliches: In Verbindung mit der oben erwähnten Radtour im Zentrum Transsilvanien fuhr ich per Nachtzug mit Falt-Fahrrad nach Galatz, setzte mit der Fähre hinüber in die Dobrudscha. Dort waren überaus zahlreiche Relikte früherer Zeiten zu sehen: Moscheen mit Minarett, römische Festungen, ebensolche aus dem Mittelalter. Ein Städtchen mit dem Namen Babadag lässt ebenfalls eindeutige Schlüsse zu. Covid war für mich bereits ein Problem. Die Polizei war daher an diesen Tagen stets mindestens einmal präsent, sehr höflich. Beruhigt waren diese Beamten offensichtlich, als ich mich wieder auf der Fähre zurück auf die andere Donau-Seite befand.

2.1 Das Kinzigtal als ein besonderes Beispiel – von der Steinzeit bis zur Römerzeit

Bis zu 17 Fundstellen aus der frühgeschichtlichen Zeit lassen sich (hier beispielhaft für den zentraleuropäisch gelegenen Schwarzwald insgesamt dargelegt) für das Kinzigtal belegen. In anderen Teilen des Schwarzwaldes sind keltische Funde ebenfalls belegt. Flößer- oder flößerähnliche Tätigkeit war für mich (noch) nicht zu erforschen.



24 a Kelten: Tätowierungen, lange Haare, sparsamste Bekleidung - keineswegs Neuartiges unserer Zeit. Um die Gegner zu ängstigen, gar in die Flucht zu schlagen, erhoben die keltischen Krieger ein furchtbares Geschrei. Auch dies ist heute vielfach üblich und bestens bekannt. (Quelle: Titelseite „Geschichte der Kelten“, Nikol Verlag Umschlagbild)



24 b Eisenzeit: Die Kelten besaßen besondere Fähigkeiten bei der Herstellung von Eisen. Wegen dieser waren sie bei den Römern sehr geschätzt. Römische Speerspitzen waren daher von unterschiedlicher Härte. Traf ein römischer Speer wurde der Gegner verletzt oder starb. Traf er dagegen den relativ harten Schild, verbog sich die Spitze. Der Gegner konnte diesen Speer nun nicht sofort wieder gegen den Feind verwenden. Das rechts liegende Beil ist durchaus ähnlich bei Ernst Schmieder, Bild Nr. 36 zu finden. (Quelle: Der Limes, Nr. 11)

Offenburg, Schönberg, Biberach, Unterharmersbach, Unterentersbach, Steinach, Fischerbach, Gutach, Hausach, Wolfach, Hornberg sind hier

die zuordenbaren Örtlichkeiten aus der Steinzeit. Es sind vor allem Werkzeuge und Knochen, welche aus dieser Zeit erhalten geblieben sind und die belegen, wie sich erste Siedlungsgebiete über die Jahrtausende hinweg erhalten und weiterentwickelt haben. In der Folgezeit, der Bronzezeit, ca. zwei Jahrtausend vor Christus, waren es Keramikgegenstände, welche diese Fortentwicklung widerspiegeln. Fundstellen hierfür sind mit Gengenbach, Reichenbach, sowie dem späteren Kloster Gengenbach genannt.

Für die Eisenzeit, der so bezeichneten „Hallstattzeit“, belegen Funde bei Ortenberg, der spätere Burghof in Offenburg (hier hatten in der Folgezeit die Römer mehrere Lager errichtet, mit der sich daran anschließenden zivilen Besiedlung, einem Vicus, sowie der „Cannabae“ als Versorgungsgebiet für Lager, Kastelle und Vici) sowie Unterentersbach, wengleich eine bescheidene, so doch kontinuierliche Besiedlung unserer Ortenau. Eine Münze, ein Glasring, sind hier zu nennende, bescheidene Objekte.

Für Handel mit Holz bestand noch keine Notwendigkeit. Eigenbedarf, Selbstversorgung, standen im Vordergrund. Ähnlich verhält es sich mit Funden in den übrigen Randgebieten des Schwarzwalds und seinen Flüssen.



25 Keltisches Objekt: *Nicht nur der heutige Südwesten Deutschland war ein Schwerpunkt keltischer Besiedlung. Das heutige Elsaß dürfen wir hinzufügen. Die ganz in der Nähe dieses Objekts verlaufende „Mur Paien“ musste vor erst wenigen Jahren eine für Historiker schmerzliche Korrektur erfahren: sie wird nun auf das mehr oder minder frühe Mittelalter datiert. Auch für mich war dies schmerzlich: führten wir doch unsere Besuche sehr gerne von Ottrott aus und mehrere Stunden lang entlang dieser „Keltenmauer“, um sodann anschließend im Klosterrestaurant von St. Odile zu vespern, bevor die Rückkehr zum Auto folgte. Nähe Kloster Mont St. Odile (Foto: Verfasser)*

Im heutigen Schwarzwald waren es die Kelten, welche sich in größerem Umfang nachweislich hier im heutigen Südwesten Deutschlands ansiedelten. Es wird vermutet, dass sie bereits 500 bis 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Bäche, Flüsse und Seen als Wasserstraßen für den eher noch bescheidenen Transport von Waren und Personen benutzten. Für das Gebiet des Schwarzwaldes fehlen eindeutige Beweise. Es darf angenommen werden, dass die Eigenversorgung an Lebensnotwendigem weitestgehend ausreichte; intensivere und über den Schwarzwald hinausführende Transporte werden wohl eher in relativ begrenzten Räumen stattgefunden haben.

Belegt ist, dass die Kelten in ihrer Hochphase um 200 v. Chr. ein Gebiet besiedelten, welches in der geographischen Ausdehnung dem späteren Reich der Römer durchaus vergleichbar war. Die Kelten waren in überaus zahlreiche, selbständige Stämme unterschiedlicher Größe gegliedert, nicht jedoch in einem Reich mit einem zentralen Herrschaftssitz zusammengefasst, wie dies für die Römer über viele Jahrhunderte lang galt. Sie trieben regen Handel zu Wasser und zu Lande. Ihre Straßen wurden von den Römern gerne übernommen und weiter ausgebaut. Besondere Fähigkeiten besaßen keltische Handwerker in der Herstellung von qualitativ hochwertigem Eisen, aus dem militärische (Speere, Schwerter, Pfeile) wie auch zivile (Gefäße, Werkzeuge) Objekte gefertigt wurden. Wir sprechen daher von der Eisenzeit. Diese Fähigkeiten auch für sich zu nutzen, war den Römern nur allzu willkommen.

Dass die Kelten besonderes Eisen schmelzen konnten, hängt vermutlich auch damit zusammen – spätere Spuren weisen darauf hin – dass Blei und tierisches Knochenmehl Bestandteil der Schmelze war. Jedenfalls war der Verbrauch an Holz, Holzkohle enorm.

(Quellen: u. a. Arnulf Krause: Die Welt der Kelten, Geschichte und Mythos eines rätselhaften Volkes, Nikol Verlag, 5. Auflage 2020. Bernhard Maier: Die Kelten, 2016)

Generell, so auch die im Schwarzwald (genauer: in den Fluss-Niederungen der Randgebiete, nicht jedoch in den Hochlagen) lebenden Kelten, hatten eine besondere Affinität zu Wasser- und Quellskulturen. Manchmal traten Paare von Quellgöttern und Quellnympfen in Erscheinung: so, beispielsweise „Vercana und Meduna“, „Boudina und Alanna“. Ihrer Schutzgöttin im Schwarzwald gaben sie den Namen „Abnoba“ („ab“ ist gedeutet / übersetzt als / mit Wasser), den die Römer zu „Diana Abnoba“ erweiterten als der Schutzgöttin der Fruchtbarkeit, auch der Jagd, sowie des Schwarzwaldes insgesamt. Die keltisch-römische Sitte, den Wasser- und Quellgöttern Münzopfer zu geben, kennen wir auch heute noch, wengleich mit großzügigerer Interpretation. Beim Donau-Ursprung, der Brigach, war der Fundort eines Abbildes der Göttin Diana Abnoba als Schutzgöttin der Quelle, versinnbildlichend zudem die Heilkräfte des Wassers. So auch weitergeführt mit der Donau. Brigach und Breg wurden zu Floßstraßen, die zur Holzdrift und weiter flussabwärts zur gebundenen Flößerei, der Stammholzflößerei auf der Donau führten. In Friesenheim bei Lahr fand man in einem „mansio“, einem römischen Gutshof, ein Abbild der Diana Abnoba, gedeutet hier als Sinnbild für die Überwindung, Bezwingung des so schwer zu durchdringenden Ur-Waldes, dem „Mons Abnoba“, wie dieses walddreiche Gebirge auch genannt wurde.

Römische Historiker verweisen in ihren Werken ebenfalls auf „unseren“ zu recht so sehr geschätzten und geliebten Schwarzwald. So Gaius Plinius der Ältere im Jahre 77 n. Chr. Er beschreibt in seiner Naturgeschichte, der „Historia Naturalis“, den Mons Abnoba einerseits, sowie den Verlauf der Donau mit seinen gut sechzig Zuflüssen, gut die Hälfte damals bereits schiffbar. Zudem: im sechsten seiner Bücher berichtet er von Schiffen und erklärt, „antes ratibus navigabatur“, was bedeutet, die die Schifffahrt vorher mit Flößen betrieben wurde. Tacitus erwähnt in seiner „Germania“ aus dem Jahr 78 n. Chr. Ebenfalls das Abnobagebirge. Schließlich taucht noch im 2. Jh. nach Christus bei Ptolemäus Claudius der Schwarzwald als „Abnoba Mons“ auf. Der „Stararchitekt“, nicht nur der Römer, nicht nur von Julius Caesar und danach unter Kaiser Augustus, Marcus Vitruvius Pollio (kurz: Vitruv), Architekt, Schriftsteller, Architekturtheoretiker, liefert uns in seinem Werk „de architectura libri decem“ einen Beweis der ganz besonderen Art für die bereits zur damaligen Zeit intensiv betriebenen Flößerei. *„Der Lärchenbaum aber ... wird wegen seines Gewichts vom Wasser nicht getragen, sondern wenn er auf diesem Weg fortgeschafft wird, lädt man ihn auf Schiffe oder Flöße von Tannenholz...“*

Verweilen wir etwas länger bei VITRUV, seinem neunten Kapitel von insgesamt zehn über das Bauholz: (Weitere schriftliche Materialien von ihm sind bedauerlicherweise nicht erhalten geblieben.) ...

5. Die Bäume aber haben voneinander abweichende und unähnliche Eigenschaften, wie die Eiche, die Ulme, die Pappel, die Zypresse, die Tanne und die übrigen, welche besonders für Bauten geeignet sind. Denn die Eiche leistet nicht das, was die Tanne, die Zypresse nicht das, was die Ulme leiste, noch haben die übrigen von der Natur dieselben unter sich ähnlichen Beschaffenheiten, sondern die einzelnen Arten gewähren bei den Bauwerken, ja nach ihrer eigentümlichen Zusammensetzung der Grundstoffe, einen von einer andern Art verschiedenen Erfolg.

6. Und was fürs Erste die Tanne betrifft, so ist sie, da sie sehr viel Luft und Feuer und sehr wenig Feuchtigkeit und Erdiges enthält, mithin von Natur aus von leichtern Grundstoffen gebildet ist, nicht schwer von Gewicht. Und so in natürlicher Starrheit gespannt, wird sie nicht leicht von einer Last gebogen, sondern verbleibt gerade im Balkenwerk, aber weil sie viel Wärme in sich hat, erzeugt und nährt sie den Holzwurm und wird durch diesen beschädigt; deshalb gerät sie auch schnell in Brand, weil in ihrem Körper Luftporen enthalten sind.

7. Der Teil der Tanne aber, welcher vor der Fällung der Erde zunächst ist, wird, durch die Wurzeln aus der unmittelbaren Nähe der Feuchtigkeit empfangend, knorrenfrei und glatt. Der obere Teil dagegen, welche infolge der heftigen Wärme durch die Knorren in die Luft getrieben, wird, in einer

Höhe von ungefähr zwanzig Fuß abgeschnitten und behauen, wegen der Härte der Verknorrung das Knüppelholz genannt.

8. Die Eiche aber hat im Gegenteil von den Grundstoffen eine übermäßige Sättigung an Erdigem und nur wenig Feuchtigkeit, Luft und Feuer; sie ist deshalb, wenn sie bei Erarbeiten eingerammt wird, unendlich ausdauernd....

Weitere und sehr detaillierte Analysen über andere, häufig genutzte Baumarten schließen sich an.

Es wird nur schwer, falls überhaupt, zu ermitteln sein, inwiefern die Vitruv'schen Beschreibungen in späteren Zeiten bei Flößer- und Bautätigkeiten Berücksichtigung gefunden haben. Vermutlich erging es seinen Darlegungen über die Grundstoffe (von den Ziegeln, dem Sand, dem Kalk, dem Mauerwerk oder den Farben) über seine Maschinen einschließlich der Kriegsgeräte, das Wasser und seine Auffindung ähnlich wie dem römischen Straßenbau: es geriet in Vergessenheit. Erst ein Leonardo da Vinci ist uns wieder als Universalgenie überliefert. Vitruv war es ebenfalls und nicht minder, nur eben gute 1500 Jahre früher.



26 a, b und c Gang in der Kaserne von Komarov (Slowakei / Ungarn): (Foto: G. Heinzelmann) Drei verschiedene Bogengänge und doch so gleichartig. **23 a** zeigt eine Szene in der gewaltigen Festung Komorn/Komarov aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia. Normal-große Ziegel wurden hier verbaut, wie wir diese sehr gut und seit sehr langer Zeit kennen. **23 b** wurde dem Original entsprechend, am Limes nachgebaut (Der Limes, Schrift der Limesgesellschaft, Heft 7). Bei **24 c** dagegen handelt es sich um sehr dünne Ziegelplatten. Mit diesen konnten überaus vielfältige und dekorative Formen gestaltet werden. (Quelle: Basilika in Trier – Rekonstruktion)

Für den exzellenten Kenner des Schwarzwalds, speziell des Nord-Schwarzwaldes Friedrich X. Jägerschmidt, war in seinem eingangs erwähnten Werk der Schwarzwald der harzreiche Wald, der „hercynia silva“, zugleich ein Bergwald oder auch Waldgebirge.



Im 19. Jahrhundert galt dies deutlich mehr als in den früheren Zeiten. Denn dort waren die sehr langsam wachsenden Eichen und Buchen weitaus stärker vorhanden. Sie wurden wiederholt durch schneller wachsenden Fichten- und Tannenbäume ersetzt, um damit schnelleres Geld zu verdienen.

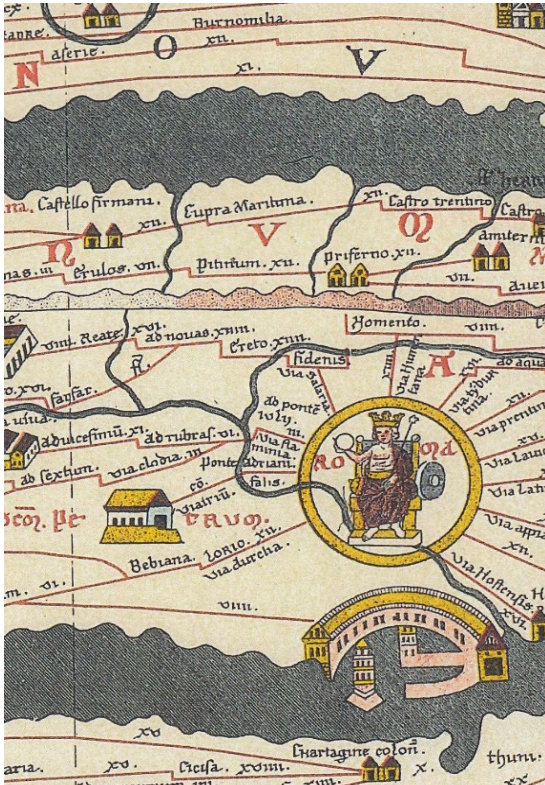
Über die Jahrhunderte hinweg kam es zu Vermischungen beider Völker, der Kelten und der Römer, den Keltoromanen. Dies wohl auch deshalb, weil die Kelten überaus fähige Handwerker waren und so für die Römer von bedeutendem Nutzen. In den Tälern und Seitentälern der Schwarzwaldflüsse, auch entlang der Kinzig, sind eindeutige Funde für diese Zeit belegt. Ähnlich verhielt es sich, als die Alamannen die Oberherrschaft für diese Landschaft erlangten. Folglich dürfen wir uns rühmen, neben anderen von diesen drei Völkern abzustammen. Die im 4. Jahrhundert einsetzenden Völkerwanderungen, korrekterweise als

„Völkerverwüstungen“ zu bezeichnen, konnten naturgemäß nur geringe, wenn überhaupt, positive „kulturelle“ Spuren hinterlassen. Zu häufig waren mit diesen Wanderungsbewegungen kriegerische Auseinandersetzungen verbunden. „Hausen wie die Vandalen“ ist weit mehr als nur ein Schlagwort und darf keineswegs auf diesen Volksstamm beschränkt bleiben. Bei ihrem „Durchzug“ hinterließen diese Spuren der Zerstörung und Verwüstung, bis sie im Süden Spaniens, danach in Nordafrika und schließlich im Norden Tunesien angelangt waren. Dort gründeten sie ein flüchtiges, kurzlebiges Königreich. Ein zerstörerischer Ausflug ins bereits machtlose Rom ist noch überliefert. Der oströmische Kaiser Justinian sorgte für klare Verhältnisse: kein Vandalen soll die Kämpfe überlebt haben. So manche Ausläufer der Völkerwanderung hinterließen vermutlich nur bescheidene Spuren einer Bevölkerungs-„Beimischung“. Des Weiteren gab es „interne“ Bewegungen. Nicht alle unterworfenen Stämme und Völker nahmen dies dauerhaft hin.

In den „Sagen, Märchen und Legenden aus Mittelbaden“, gesammelt von Alexandra Wolters und herausgegeben von der Mittelbadischen Presse Offenburg (2004) werden die Hunnen beschrieben, wie sie auf ihren Eroberungszügen nach Westen, „Flöße zusammengebaut“ hatten, um den Rhein in dieser Gegend zu überqueren.

a) Die römischen Straßen

„Alle Wege führen nach Rom“, zu Wasser und zu Land – und von dort wiederum in die Provinzen –
Das umfangreiche römische Straßennetz



27 ROMA: Dieser kleine Ausschnitt aus der Tabula Peutingeriana belegt, dass tatsächlich alle wichtigen damaligen Straßen nach Rom führten und von dort umgekehrt hinaus in die römischen Provinzen. Gut erkennbar ist rechts unten die römische „Autobahn“, die Via Appia. Sie führte zweispurig zum Golf von Neapel, dem Sommersitz der reichen Römer mit ihren dort befindlichen Latifundien, weiter bis hinüber nach Brindisi, der bedeutenden Hafenstadt. (Quelle: Tabula Peutingeriana, Aufbau-Verlag) Tiber (grün) und der doppelte Hafen von Ostia (unten). In Anlehnung an die römischen Gepflogenheiten, mit Symbolen zu arbeiten, sei hier das Flößerzeichen wiedergegeben. (Eingangstor Rathaus Wolfach: Foto: Verfasser)

Wie erwähnt ist die Geschichte des Schwarzwaldes zugleich eine Geschichte der Klöster, genauer der BenediktinerInnen, später auch vereinzelt der ZisterzienserInnen. Denn mit ihnen und durch sie kam es zur verstärkten Besiedlung dieses Ur-Waldes. (Dr. Helmut Folk, einst Leiter des forstwirtschaftlichen Instituts, hatte nachgewiesen, dass bereits die Kelten, verstärkt die Römer, den Schwarzwald zu einem Kulturwald gestalteten – siehe dort). Zugleich ist er die Geschichte der Römer, der alten Römer selbstverständlich! Denn unzählige Funde und noch heute sichtbare Spuren aus deren Herrschaft geben Beweis einer reichhaltigen, intensiven und vielfältigen wirtschaftlichen (Handels-)Aktivität. Vieles, sehr vieles schlummert noch immer unter der Erdoberfläche. Selbst, wenn es, wie in jüngster Vergangenheit in Wolfach bei Bauarbeiten am Kinzig-Wehr geschehen, Funde aus der Römerzeit gibt, kaum jemand macht sich mehr die Mühe, Archäologen zu informieren. Wäre es wirklich so schlimm, wenn Bauarbeiten – der Historie dienend – unterbrochen werden müssen?

Das gewaltig zu nennende, sehr gut ausgebaute Straßennetz des römischen Imperiums umfasste in seiner Hochphase, der Zeit, die auf Kaiser Augustus folgte, insgesamt mehr als 400.000 km Verkehrsstraßen. Die wichtigsten davon waren die „**via militaris**“, die **Heerstraßen**. Allein für diese wurden 80 bis 100.000 km ermittelt. Sie wurden in Rom geplant, unter maßgeblicher Beteiligung der Garnisonen

mit ihren Legionären, den ingenieurhaften Fachleuten „vor Ort“. Denn in Rom befand sich der „Bauherr“, der „Kostenträger“, zugleich die „Genehmigungsbehörde“. Zur Ausführung der Arbeiten dieser zentralen Straßen wurden Soldaten (auch der Hilfs- bzw. Auxiliartuppen), Fronarbeiter, Sklaven und Gefangene eingesetzt. Die Einhaltung „militärtaktischer Grundsätze“ hatten unbedingten Vorrang. Dies bedeutete:



28 Argentorate – Strasbourg – Straßburg – bereits zur Römerzeit europäischer Mittelpunkt. Die Garnison wiederum bildete mit ihren ca. 5000 Legionären den strategisch wichtigen Mittelpunkt, von Rhein, Breusch, Ill und weiteren Flussarmen umgeben. (Postkarte)



29 a, b (Berg-)Straße: Maximal elf Grad durfte die Steigung für die römischen Straßen betragen. Tunnels wurden des Aufwands wegen nicht gebaut. Umwege wurden vorgezogen. Die Spurbreite der Karren (Karren = Carrus) war genormt. Drei Standardtypen von Karren waren üblich, für den Überland- wie ebenso im regionalen Verkehr.

**Direkte, folglich kurze Verbindungen zu den Einsatzgebieten.
Keine Engstellen.**

Vermeidung von Umwegen; hochwasserfreie Führung entlang der Talhänge;

**keine oder möglichst kleine Brücken; keine Tunnels!
geringstmögliche Steigungen (bis zu 11 Prozent);**



29 b römische Straße: Zur Bestätigung der Asterix'schen Methode sei hier eine Originalstraße wiedergegeben (Quelle: Der Limes, Heft 9)

In der Rangordnung (wie wir eine solche auch heute kennen) folgten die **öffentlichen Strassen**, die „**via publica**“. Ihr wichtigster Zweck war die Verbindung der Städte. Auch hier lag die Zuständigkeit bei Rom. Die „**via vicinalis**“, **Provinzstraßen**, lagen in der Verantwortlichkeit der Provinzverwaltungen. Ihnen war an guten Verbindungen von Siedlungen und Ortschaften gelegen. Sie verfügten über die Kenntnis der regionalen und lokalen Besonderheiten und entsprechenden Notwendigkeiten. „Rom war weit“, zu weit für diese Kleinigkeiten. Am Ende der Rangordnung standen die **privaten Straßen**, die „**via privata**“. Sie verbanden die zivilen Siedlungen, Gutshöfe untereinander und diese wiederum mit den öffentlichen Straßen. Wirtschaftswege gehörten ebenfalls dazu.



30 a AUFBAU STRASSE (2): Die Hauptstraßen erhielten, wo dies wegen des fehlenden festen Untergrundes erforderlich war, einen Unterbau: von groben bis feinen Kies bis zu den festen Steinplatten als oberste Abdeckung, sowie Randsteine. Bis zu 8 m Breite maßen die Straßen. Daneben gab es vielfach zusätzlich eine Sommerstraße zwecks Schonung der Hauptstraße. (Quelle: Asterix und Obelix, Heft Korsica) In regelmäßigen Abständen wurden Meilensteine zwecks Distanzangaben gesetzt.

Ergänzend zu „unseren“ Römern und ihrem in Qualität wie Quantität hervorragenden Straßen-System ist es sinnvoll, einige Darlegungen zum Netz der Heerstraßen, der *via militaris*, wie sie „rund um den Schwarzwald“ angelegt waren.

der *via militaris*, wie sie „rund um den Schwarzwald“ angelegt waren.

- Da gab es die „**Alpennordstraße**“ zwischen Bregenz und Basel. Von Basel führte diese weiter, linksrheinisch über Straßburg nach Speyer und Worms bis Köln.
- Nach Norden führte die „**Neckar-Alb-Donau-Straße**“, mit den damals wie heute bedeutenden Städten Rottweil, Pforzheim.
- Rechts des Rheins beginnt eine Straße bei Konstanz und führt über Riegel und Offenburg weiter nach Heidelberg.
- Die „**Kinzigstraße**“ verbindet Straßburg mit Rottweil auf der Höhe des Schwarzwaldes und kreuzt Offenburg.
- Schließlich zweigt vom elsässischen Sulz die „**Rhein-Neckar-Donau-Straße**“ ab. Pforzheim und Cannstatt sind hier die weiteren Städte.

Alle diese Städte mit ihren römischen wie nicht-römischen Bewohnern wollten versorgt sein. Holz und andere Massengüter (z. B. Getreide in Säcken, Olivenöl in Amphoren, Wein in Holzfässern und Amphoren; die nicht zu vergessende „Allzweckwaffe“ Garum, die so übel riechende und doch unverzichtbare

Fischsoße) ließen sich auf vierrädrigen, von Maultieren, Ochsen, seltener von Pferden gezogenen Karren (latein.: carrus) bestenfalls über kürzere Entfernungen transportieren. Die Flüsse und Seen mit ihrem kostenfrei verfügbaren Wasser bildeten die einzig realistische Alternative.

Die zahlreich und in zeitlich regelmäßig errichteten **Poststationen** (siehe oben) hatten weitere, sehr wichtige Funktionen. Erkundigungen, „nachrichtendienstliche Tätigkeiten“ wie wir dies heute benennen, waren für Rom von wesentlicher Bedeutung. In zwei bis drei Tagen konnte ein gut ausgebildeter Reiter mit häufig wechselnden Pferden Rom erreichen, oder von dort Informationen in die Provinzen bringen. Vitruvius, Kriegsarchitekt von Julius Caesar und Kaiser Augustus, beschreibt im siebten Buch seiner „Zehn Bücher über die Architektur“ diese, zumindest halb-militärischen, Poststationen im Detail. Sie waren in Aufbau und Größe nahezu völlig identisch, bei individueller Anpassung an die jeweilige konkrete Örtlichkeit. Die viel Feuerholz verschlingenden Thermen waren dort ebenfalls unverzichtbarer Standard.

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, gelernter Straßenbau-Ingenieur aus Wolfach, hat über Jahrzehnte hinweg und in enger Abstimmung mit der Landes-Denkmalbehörde in Freiburg eine dieser Römerstraßen, die hier von Niederschopfheim über Zunsweier ins Kinzigtal und hinauf über Wolfach und Schramberg nach Rottweil führt, archäologisch intensiv untersucht. Durch seine Ausgrabungen traten überrasche Funde zutage. Andererseits führten seine Grabungen wiederholt zu Bestätigungen angenommener Straßenverläufe. Zudem: er konnte belegen, dass die bereits in der Kupferstichkarte aus der Werkstatt des Augsburgers Gabriel Bodenehr (ca. 1750) eingezeichnete „Brandsteige“ nicht die römische „Haupt“-Straße war, sondern nur eine Abzweigung. Diese führte von Schiltach über Schramberg nach Rottweil. Sie war damit etliche Kilometer kürzer. Und entsprach den oben aufgeführten Grundsätzen der Straßenanlagen. Auch konnte Prof. Pfefferle wiederholt bestätigt finden, dass eine Steigung der Römerstraßen maximal 11/12 Grad betragen hat. Schließlich konnte ein im Wolfacher Schloss Areal gefundener Weihstein von ihm der Tatsache zugeordnet werden, dass eine bislang hier nur vermutete Pferde-Umspannstation, tatsächlich eine „Mansio“ war.

Persönliches: *Herrn Prof. Dr. Pfefferle aus Wolfach habe ich es zu verdanken, dass ich eine im Grunde genommen banal zu nennende Erkenntnis gewinnen durfte: Ich hatte das besondere Glück, jahrzehntelang meinen beruflichen Weg von Diersburg nach Offenburg per Fahrrad zurücklegen zu können. Nun weiß ich, dass ich nicht nur die Römerstraße immer wieder gequert habe, sondern mich wiederholt auf dieser am hinter Zunsweier gelegenen Berghang ins Kinzigtal hinein und zurück bewegte. Diese Kinzigtal Straße führte weiter bis hinüber nach Rottweil und gehörte mit zu den wichtigsten römischen Straßen. Einfache Grabungen würden an so manchen Stellen den qualitativ hochwertigen Aufbau dieser Straße auch noch heute aufzeigen. Doch bedauerlicherweise sind derartige archäologischen Forschungen gesetzlich nicht mehr erlaubt. Öffentliche Mittel stehen zudem für diese „Banalitäten“ nicht zur Verfügung. Sollte man da nicht, heimlich und trotzdem gesetzeskonform und mit Kompetenz tätig werden? Denn noch immer ist sehr großer Teil der römischen Bauwerke unentdeckt.*



31 „Kunststraße mit Karawane“: Das 19. Jahrhundert war nicht nur das unaufhaltsame Ende des hölzernen Jahrtausends – der Straßenbau wurde wieder belebt, Kohle wurde Brenn- und Feuermaterial. Eisen und weitere Metalle traten an die Stelle des Holzes. Die KuK Monarchie zählte zu den aufstrebenden Regionen Europas. Unsere badischen Entwicklungshelfer, die Flößer, trugen ihren Teil dazu bei. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild)

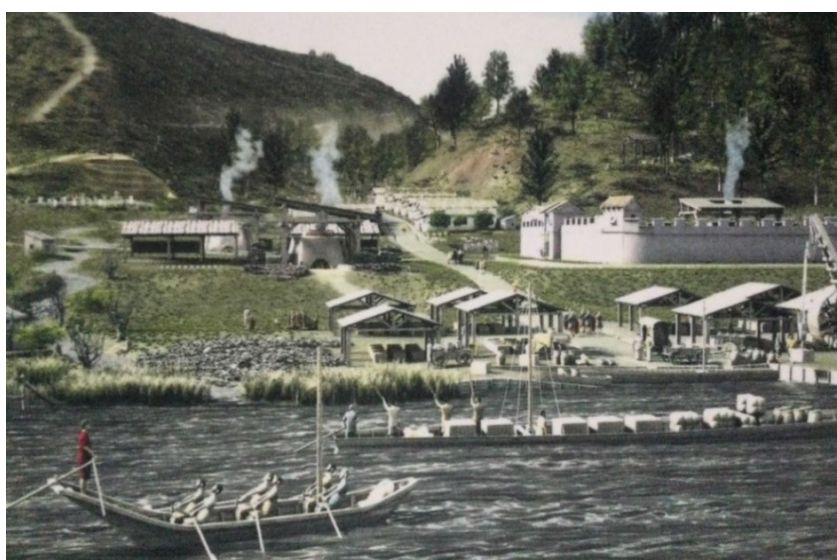
b) Die Wasserstraßen



32 Nachbau eines römischen Nachen mit Carrus und (Holz-)Pferden: (Quelle: Limesgesellschaft. Der Karren (= Carrus) ist einer von drei Karren-Typen. Dieser hier war ein typischer Reisekarren mit spezieller Aufhängung durch Lederriemen zwecks Federung. Lederhüte dienten zur Verkleidung (Sonnen- wie auch Regenschutz)



33 a Römische Flöße: Das Floß war zweifelsohne das einfachste zu bauende, zugleich billigste Transport- und Beförderungsmittel zu Wasser. Außerdem: Das Transportmittel war hier zugleich Teil der Handelsware. Es bedurfte keines besonderen Tiefgangs. Selbst auf kleinen Flüssen konnte es eingesetzt werden. Wenige Personen reichten aus, um damit zu fahren. (Quelle: Graßhoff/Meyer: Innovationen der Antike, 2018)



33 b Römische Boote: Von ihren „Vorgängern und Mitbewerbern“ im Handel des Mittelmeerraums konnten die Römer so manches Wassertransportfahrzeug übernehmen und auch weiterentwickeln: aus der griechischen Trireme wurde so die römische Quadrireme. Die Steine für den Bau der Mauer der Garnison im römischen Argentorate kamen per Boot aus dem Gebiet des südlich gelegenen Kaiserstuhls – ähnlich wie im Bild dargestellt. Hier konnten die Römer auf die Ägypter zurückgreifen. Diese brachten ihre Quader für die Pyramiden ebenfalls in flachen Booten bis an die Pyramiden-Baustellen. Sportliches Selbstrudern

war ganz offenkundig auch angesagt. (Quelle: Der Limes, Heft 7)

Ein Oberst a. D., Ernst Bremer, hat in seiner Magisterarbeit „Die Nutzung des Wasserweges zur Versorgung der römischen Militärlager an der Lippe“ (2001) eine sehr aufschlussreiche Gegenüberstellung des Landtransports von Gütern, speziell von Massengütern, hier des für die Legionäre und Soldaten lebensnotwendigen Haupt-Nahrungsmittel Getreide, mit dem Wassertransport, vorgenommen. Dort oben, dem heutigen Westfalen, fanden über Jahrhunderte hinweg, zahlreiche „Schlachtungen“ germanischer Stämme durch römische Legionäre statt. Offene Schlachten zwischen Römern und Germanen bildeten die Ausnahme. Es sollen zwischen 8 und 900 000 Germanen niedergemetzelt worden sein – als sehr lange Zeit betriebene Rache für die Schmach, welche die römischen Legionäre und Soldaten dreier Garnisonen (somit bis zu ca. 20 000 Legionäre plus Hilfsgruppen) im Teutoburger Wald, der Varusschlacht im Jahre 9. n. Chr., erleiden mussten.

Weshalb ist es legitim, wenn ich hier einen – groben und bescheidenen – Vergleich zwischen Lippe mit gut 230 km Länge und der Kinzig mit „nur“ 120 km (nach der Begradigung wurden es ca. 22 km weniger) anstelle?

Herr Bremer gelangt durch seine Berechnungen zu der Erkenntnis, dass eine Versorgung der römischen Lager auf dem Landweg praktisch nicht möglich war. Diese Erkenntnis deckt sich mit den in der Literatur wiederholt hervorgehobenen Aussagen, wonach der Transport auf dem Mittelmeer und den in sie mündenden Flüssen und Nebenflüssen (z. B. Rhone, Ebro; ebenso Rhein und Donau, sowie Mosel, Neckar, Kinzig) unvergleichlich kostengünstiger und schneller zu bewältigen war als auf dem Landweg.

Denn:

- ***der Straßenbau war sehr kostspielig, sehr zeitraubend, arbeitsintensiv. Und die Straßen verliefen in der Nähe feindlicher Gebiete; für notwendige Straßenreparaturen galt gleiches; die Gelände-Beschaffenheit (u. a. Sümpfe) stellte besondere Anforderungen; alle aus dem Schwarzwald nach Westen in den Rhein mündenden Flüsse durchflossen damals ähnlich sumpfiges Gelände – für die Flößerei nur teilweise und sehr bedingt geeignet – wenn überhaupt.***
- ***die Transportmittel, Maultiere und / oder vierrädrige Karren (latein.: carrus) waren nicht in der Lage, die für zwei Garnisonen (Legionäre und Soldaten einschließlich Auxiliar-, Hilfstruppen, also gut und gerne mindestens 20 000 Legionäre) benötigten Mengen an Gütern zu bewegen, schon gar nicht über die anstehenden Entfernungen. Maultiere wie auch Karren brauchten Begleitpersonen. Diese gab es in der benötigten Zahl nicht beliebig. Zudem: Maultiere waren hungrig.***

Andererseits: das Wasser der gut 230 km langen Lippe war vorhanden und floss mehr oder minder dauerhaft, ähnlich der Kinzig und anderen Schwarzwaldflüssen. Bedauerlich war hier lediglich, dass es in die falsche Richtung floss. Zeiten der Niedrigwasser und Hochwasser gab es selbstverständlich auch. Beides kannten die Römer und konnten damit umgehen. Uferbegradigungen stellten kein unüberwindbares Hindernis dar, ebenso wenig die Stromschnellen, Wehre, kurvenreichen Strecken. Parallelen zu den meisten Schwarzwaldflüssen sind hier offenkundig. Diese sind teilweise deutlich kürzer. Zudem passte die Fließrichtung hier perfekt. Die kriegerischen Auseinandersetzungen wie „dort oben“ waren nicht zu befürchten. Den Feind, die germanischen Stämme, gab es hier nicht, noch nicht. Von den Alamanen drohte ebenfalls noch keine Gefahr.

Den Römern gelang es in relativ kurzer Zeit, von der mächtigen Landmacht zu einer ebensolchen zu Wasser zu werden. Die Flüsse, das Mittelmeer, der offene Atlantik (soweit man diesen erforschte) erforderten Transportmittel verschiedenster Art. Alle diese bauten die Römer. Schließlich konnten sie von anderen Völkern, ihren Vorgängern, u. a. den Griechen, den Phöniziern und Etruskern sowie den Ägyptern nicht nur lernen. Die griechische Triere konnten sie übernehmen und zur Quadrieme (Vierruderer), sogar zum Fünfruderer verfeinern. Unzählige Kriegsschiffe fielen ihnen nach den diversen Schlachten in die Hände. Das Floß als Transportmittel brauchte man nur für die Quellbäche und flachen Flüsse. Das Balkenfloß war das einfachste, das primitivste aller dieser Fort- und Transportmittel zu Wasser. Ansonsten hatten die Römer für alle Gewässer und Transportgütern die passenden Schiffe. Für die zu normalen Zeiten flachen Flüsse gab es die flach- oder plattbödigen Nachen, dort auch Brahmen genannt. Ihre Mindestlänge lag bei ca. 15 Metern. 30 bis 40 m lange Nachen waren häufig im Einsatz. Mit Ihrer Hilfe wurden die Basaltquader für die Mauern vom Kaiserstuhl nach Argentorate (Straßbourg / Straßburg) gebracht.



34 Kräne in Köln: Dieser Auszug einer Animationszeichnung verdeutlicht, dass sich die Römer aller Wasser-Transportmittel bedienen konnten, diese ihren eigenen Ansprüchen entsprechend weiter entwickelten, wie hier bei der linksrheinisch gelegenen Siedlung Colonia (CAA = Köln). Rechtsrheinisch war ein Kastell errichtet, verbunden mit einer hölzernen Brücke. Kräne dienten gleichermaßen für das Be- und Entladen einerseits der Wasserfahrzeuge, andererseits der Karren. (Quelle: *Der Limes*, Heft 1–2, 2018, Umschlagbild)

Die „Hand-Werkzeuge“, die bei den Holz-Arbeiten eingesetzt wurden, finden sich noch heute – weltweit und weitgehend identisch, bei unterschiedlicher Stabilität.



35 a und b Römischer Floßhaken: siehe unten, nach einer Zeichnung (in: *Flößerei in Deutschland*, Hrsg. Keweloh, 1988). Den Floßhaken hat Herr Ernst Schmieder speziell angefertigt.





36 Ernst Schmieder (93 Jahre jung und in siebenter Generation noch immer Schmied in Bad Schapbach): Wer das Wolfachtal befährt, idealerweise bergab per Fahrrad vom Kniebis bis nach Wolfach, dort, wo Wolfach und Kinzig zusammenfließen, kann in Bad Schapbach das sehr private Museum des Ernst Schmieder (93) bestaunen. Es zeigt alle geschmiedeten Handwerksobjekte, die für die Waldbauern und Waldflößer und andere Berufe notwendig waren. Und es zeigt damit zugleich, dass sehr viele dieser Objekte so bereits bei den Römern Standard waren. Der Kinzigtäler Flößerhaken (hier die Nummer 31) sei als ein zentrales Beispiel dafür genannt, dass „technischer Fortschritt“ nicht zwangsläufig Produkte verändern müssen. Die Kraddl, auch Krebse genannten Fußseisen (in der linken oberen Ecke) haben ihre Nachfolge bei den Steigeisen im Gebirge gefunden, sind also keineswegs Erfindungen unserer Zeit. (Foto: Verfasser). Stellen wir uns einen alten Römer vor, der vor diese reich bestückte Tafel geführt wird. Er hätte seine wahre Freude.

Vor diesem Hintergrund ist es logische Konsequenz, dass die Wasserwege ebenfalls einer entsprechenden Ordnung unterzogen und in eine solche eingebunden waren. Denn die zunehmende Zahl der Garnisonen mit ihren anfangs ausschließlich aus Rom stammenden Legionären mussten gut versorgt werden. Wein, Oliven, die unverzichtbare Sauce Garum, sowie das wichtigste Haupt- und Grundnahrungsmittel Getreide, ferner Ausrüstungen, Materialien aus der römischen Heimat, bedurften eines möglichst schnellen, sicheren und wirtschaftlich günstigen Transports. Rhone und Rhein mit ihren Nebenflüssen (hier: Alb, Enz, Nagold, Wiese, Kinzig, Breusch, Moder als einige wenige Beispiele) bildeten das wichtigste Rückgrat der Versorgung.

Im römischen Stammgebiet, mit dem mittleren Teil des heutigen Italien weitgehend identisch, war Raubbau an den Wäldern betrieben worden. Die Auswirkungen dort sind bis heute nicht nur sichtbar geblieben. Denn der Verbrauch, der unstillbare Hunger an Holz für den Schiffsbau, den Bau von Gebäuden, für die dauerhafte Beheizung der unverzichtbaren, unzähligen Thermen, war eine Herausforderung besonderer Art, für uns heute nur noch schwer vorstellbar.

Die Badekultur wurde in Mitteleuropa von den Römern übernommen und intensiv gepflegt. Der Holzverbrauch war auch hier beträchtlich. Die südliche Schweiz besaß daher für das waldarm gemachte Italien schon seit früher Zeit und über Jahrhunderte hinweg große Bedeutung als Holzlieferant. Die Flößer brachten das so wichtige Holz auf den Flüssen wie der Maggia, Adda und anderen bis hinunter nach Mailand.

Für den Schwarzwald dagegen ist eine „nachhaltige“ Waldwirtschaft durch die Römer nachgewiesen. Denn es wurde besonders Wert darauf gelegt, dass stets und rechtzeitig Aufforstung erfolgte. Der Urwald wurde zum Kulturwald. So auch im vorderen Kinzigtal, wo ein Lager, ein Kastell mit Vicus ebenso mit Holz versorgt werden musste, wie in den in regelmäßigen Entfernung gelegenen Cannabae, Herbergen mit Umspannstationen für Pferde mit ihren „Reparatur-Werkstätten“ und Thermen. Diese Örtlichkeiten werden von Vitruv in ihrer genormten Einheitlichkeit detailliert beschrieben. Für die Römerstraße von Straßburg über Ettlingen hinauf nach Pforzheim, weiter nach Cannstatt bis Regensburg und donauabwärts nach Passau gilt dies gleichermaßen. Vom südlichen Schwarzwald führten die bestens ausgebauten Straßen nach Norden.



37 Scofheim: Meilenstein + Zixenberg: Vom Frühstückstisch blicke ich hinauf auf den „Zixenberg“ (Berg des Hl. Sixtus) einst römischer Aussichtsposten, davor bereits von den Kelten gleichermaßen genutzt. Hätte ich hier bereits meine Kindheit verbracht, so hätte ich mit Sicherheit mit meinen Freunden eine „Höhle gebaut“, wie wir dies in meiner oberbayrischen Heimat getan haben. Wie die alten Germanen konnten wir uns fühlen. Obst gab in der Nähe genug. In der Ebene, nur ca. 300 Meter entfernt, steht diese Nachbildung eines römischen Meilensteins (Foto: Verfasser); nochmals 200 Meter sind es zu den Grundmauern der römischen „Stationes“. Den Entfernungsangaben auf dem Meilenstein nach zu schließen, beträgt die Entfernung von hier bis nach Strasburg 23 mal 1000 Schritte = 23 km, entsprechend den damals vorhandenen Straßen.

Als bedeutender Aspekt muss die Verehrung der Gottheiten durch die Römer berücksichtigt werden. Der Rhein gilt als männliches Wesen, die Donau als weibliches, als Göttin der Fruchtbarkeit. Sehr viele Monumente, Weihesteine wurden ausgegraben, die als Zeichen der Dankbarkeit von „Sponsoren“ den Schiffern, Fischern und Flößern, zusammengefasst in einer Zunft – so im italischen Kernland wie auch in den Provinzen – gewidmet wurden.

mengefasst in einer Zunft – so im italischen Kernland wie auch in den Provinzen – gewidmet wurden.

Archäologen der Universität Köln waren es, die in den Jahren 2018 bei Ausgrabungen im historischen Stadtgebiet auf Fundamentierungsarbeiten aus der Römerzeit stießen. Zugespitzte und mit Eisenspitzen versehene Holzbalken waren in den Boden gerammt worden, um die zu gründende römische Kolonie „Colonia“ zu befestigen und zur Rheinseite hin abzusichern. Aufgrund dendrologischer Analysen konnte belegt werden, dass es sich um Holz aus dem Schwarzwald handelte. Woher genauer es kam, darüber geben andere Fakten Aufschluss: Straßburg, das römische Argentorate, wurde in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung als Garnison mit dazugehöriger Zivilsiedlung gegründet. Entlang des Neckars, einer ebenfalls bedeutenden Wasser- und Floßstraße, kam es zu römischer Besiedlung erst in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, ebenso Gründungszeit der römischen Kolonie Colonia. Somit bleibt nur das bereits damals sehr walddreiche Kinzig Gebiet (die heutige Ortenau) als Ursprungs- und Liefergebiet für diese Kölner Holzfundamente. Die Zunft der Schiffer, Fischer und Flößer übernahm den Transport. Das Zeichen auf einem der inzwischen schwarz gewordenen Balken lässt auf einen römischen Holzgroßhändler schließen.



38 Römisches Holz: Dank dendrologischer Analysen (Untersuchung der Jahresringe) ist es möglich, Hölzer, wie sie für die Fundamentierung des römischen Köln (CCAA) verwendet wurden, eindeutig zu bestimmen. In diesem Fall als Schwarzwald-Holz, versehen mit eisernen Schuhen, 2. Hälfte des ersten Jh. Zu klären bliebe noch, ob der Transport über Kinzig, Alb oder Neckar erfolgte. Die nahe gelegene Garnison in Strasbourg spricht zwar eher für die Kinzig. Der den Fischern, Schiffern und Flößern gewidmete Weihstein dagegen eher für Ettligen. Denn dort befand sich ein Handels- und Werkstätte-Zentrum. (Quelle: Geschichte der Hafenstadt Köln)

2.2 Waldbauern, Schiffer, Flößer – Holzknechte, Floßknechte

Im „Kinzigtärer Floß-, Haupt- und Nachrezeß“ von 1764 werden die drei Berufsgruppen unterschieden:

- Die Waldbauern sind Eigentümer des zum Floßhandel tauglichen Materials. Sie sind die Inhaber der meist großen und bis heute erhaltenen Lehenshöfe.
- Die Schiffer (Floßherrn) kaufen das Holz auf eigenes Risiko und tragen Kosten und Risiko für den Transport und bringen das Floßholz auf den Markt.
- Die Flößer binden das Holz ein und verflößen es.
- Holz- bzw. Waldknechte sowie Floßknechte sind als Tagelöhner Hilfskräfte. Sie schlagen das Holz im Wald (Waldhauer) ein und besorgen unter den Flößern das Verflößen. Am Lenkgestör sowie an dem/n Sperrstümmel(n) sind besonders fähige und erfahrene Flößer tätig. Sie werden daher auch

besonders entlohnt. (Der Begriff Flößer schließt in der Literatur vielfach die Knechte ein, so dass beide Begriffe häufig synonym verwandt werden.)

Das gewinnbringende Amt des Schiffers ist sehr begehrt. Er kauft den Waldbauern, sofern diese ihr Floßholz nicht selbst verflößen, das Holz ab und übernimmt den Transport sowie den Verkauf. In den Kirchenbüchern, Urkunden und Verträgen ist daher die Bezeichnung „Waldbauer und Flößer/Schiffer“ nicht selten, ergänzt durch den Begriff „Bürger“, womit zusätzliche Rechte, aber auch Pflichten (Hand- und Spanndienste – so bis heute in unseren Gemeindeordnungen erhalten) verbunden waren. Im Klosteramt Alpirsbach gab es stets nur sechs Personen, denen das Amt des Schiffers übertragen wurde.

Im Jahr 1785 wurden mit herzoglicher Genehmigung vom Alpirsbacher Abt die folgenden Personen zu Schiffern bestellt (Quelle: Geschichte des Klosters Alpirsbach, 1874):

Michael Heinzelmann, Reinerzau

Jacob Pfau, vom Vogelsberg

Andreas Blum, Vogt auf dem Schömberg

Jung Johannes Pfau, Metzgerbauer in Ehlenbogen

Johann Georg Adrion, Vogtsmichel in Ehlenbogen

Ludwig Friedrich Wörner, Rabenwirt in Alpirsbach

Wie erwähnt: der jeweilige Abt von Alpirsbach verfügte, dass jeweils sechs Männer die Tätigkeit des Flößers ausüben durften. Ein Schiffergericht, hier in Schiltach, konnte Schiffern ihr Amt auch entziehen, zum Beispiel bei Vermögenslosigkeit, groben Rechtsverstößen oder Pflichtverletzungen.



39 Christliche Glaubensboden auf dem Bodensee: (Quelle: Der Schwarzwald. Wilh. Jensen, Privatbesitz)

2.3 Kosten der Flößerei, ihre Erträge (eine Hinführung)

Ein Beleg aus dem Jahr 1767, entdeckt im Straßburger Stadtarchiv, neben vielen weiteren gleicher und ähnlicher Art, ist ein wesentlicher Anhaltspunkt dafür, welche Arten von Hölzern in Straßburg nachgefragt und wie gut diese entlohnt wurden.

Mit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das Holzhandelsgeschäft für alle daran Beteiligten (Waldbauern, Schiffer, Flößer, Händler, Gastwirte, Grundherrschaft) sehr einträglich – für die Einen mehr, für die Waldbauern am Beginn der Wertschöpfungskette eher weniger. Sichere Arbeitsplätze schufen über lange Zeit Beruhigung für viele Familien, den Gefahren zum Trotz. Es wurde lohnend, rentabel, nach und nach die Quellbäche der Kinzig zu erschließen. Die Vernetzung der Benediktiner-Klöster mit der

Bistums-Hauptstadt Straßburg führte dazu, dass Holzknechte von dort 1570 im Alpirsbacher Klosterwald Huttenbach Tannen und Buchen zu Scheitholz, erst später zu Stammholz, aufarbeiteten.

Ludwig Barth liefert in seiner Dissertation (1898) die folgend wiedergegebenen Kostenarten im Jahr 1745:

Während die Preise für die Holländertannen innerhalb eines Jahrhunderts bis zum 30-fachen (bezogen auf den Altensteiger und Neuenbürger Forst) ansteigen (1718 ein Gulden, 1749 15 Gulden, 1801 30 Gulden), sehr zum Vorteil für Waldbauern, Schiffer u. a., bleiben die Löhne für Holzknechte, Flößer und Floßknechte, Buben (Lehrlinge?) deutlich hinter dieser Entwicklung zurück.

Beispiel: An der Kinzig beträgt der Taglohn für einen Schiffer 36 kr, für einen Floßknecht 30 kr, für einen Buben 24 kr. Da während der Fahrt der Aufwand größer ist, erhält der Schiffer 2 fl, der Knecht 1 ½ fl, der Bube 1 fl 20 kr.

Was kann sich eine solchermaßen tätige Person für dieses Geld kaufen? Ein Pfund Brot kostet 2 kr, ein Pfund Rindfleisch 10 kr, ein Liter Bier 5 kr, zwei Pfund Mehl 7 kr, 1/4 Pfund des so wichtigen Tabaks für die Pfeife 2 kr.

Der Wald und sein (Floß-)Holz galt des Weiteren als Alterssicherung. In den jeweiligen Hofübergabeverträgen wurde festgelegt, welche Menge, welche Holzart, ersatzweise Geld / Gulden jährlich an den Erblasser zu entrichten sind. Um 1767 kostete eine „mittelprächtige“ Kuh ca. 25 fl.

2.4 Entrepreneure – einige Schifferpersönlichkeiten

Die Goldgräberstimmung, die sich in vielen Teilen des Schwarzwalds ausbreitete, brachte auch im Alpirsbacher Klostergebiet (Distrikte Steinwald, Huttenbach, Berneck) wagemutige Unternehmer hervor. Der „Holländer Holzhändler“ J. J. Vollmar aus Freudenstadt baute ab 1745 die Kleine Kinzig in der Reinerzau so aus, dass Holländerstämme darauf geflößt werden konnten. Bis dahin konnten die Waldbauern nur Scheitholz in loser Form und Stammholz in geringerer Dimension oder als kürzere Blöcke geflößt werden. Die Reinerzauer Bauern leisteten jedoch heftigen Widerstand, bis hin zur Androhung von körperlicher Gewalt mit Prügeln. Vollmar wandte sich in einem Schreiben an die württembergische und fürstenbergische Regierung um Unterstützung – und bekam diese auch, gegen gutes Geld. Das „Flüsslein im Reinerzauer Tal“ wurde begradigt und verbreitert. Vollmar konnte nun Holländer Stammholz sogar aus dem herrschaftlich württembergischen Langenwald verflößen, im Forbachtal unterhalb des Kniebis gelegen. (Der Forbach, der sich in Baiersbronn mit der Murg zur Murg vereinigt, war wegen der zahllosen gewaltigen Felsen im Flussbett für die Holländer Stämme nicht geeignet.) Kurzzeitige Lösung brachte die Huzenbacher Maschine – siehe dort.

Die Fürstlich Fürstenbergische Regierung stimmte grundsätzlich zu, stellte jedoch die folgenden umfangreichen und harten Forderungen:

- ***Von Martini (11.11.) bis Ende Mai durfte Vollmar sein Holländer Holz, jeweils nur ein Holländerfloß, bis zum Weiher beim alten Schloss unterhalb Schenkenzell, bringen. Bei strengem Frost – seine Zeit war der Winter, wenn das ordentliche Flößen der Schiffer endete – ist der Floßbetrieb einzustellen. Die Holländerbäume sind dann gegen Entgelt auf einer Spannstatt sicher zu lagern.***
- ***Die Scheiterholz-Flößerei der Reinerzauer Bauern zur Farbmühle (Kobalt!) in Alpirsbach und die Hammerschmiede in Wolfach ist weiterhin zeitlich unbegrenzt möglich und hat Vorrang.***

- **Die Breite des Gestörs eines Vollmar'schen Holländerfloßes soll 3,60 m = 12 Schuh betragen (wegen des jeweiligen Floßloches an den Schleusen).**
- **Bis zum Weiher beim Schloss unterhalb von Schenkenzell hat Vollmar Bach und Teich in Stand zu setzen, wen die Schäden von seinen Flössen verursacht wurden.**
- **Das jährliche Bachräumen obliegt J. J. Vollmar.**
- **Schäden an Gebäuden, Wuhren, Wehren, Teichen, Weihern, Brücken, Steg, Weg und Wasser hat der Unternehmer Vollmar „nach Erkenntnis unparteiischer, verständiger Leute in barem Geld zu ersetzen.“**

Jedoch: die Erfolgsaussichten des Vollmar'schen Unternehmens stehen unter einem schlechten Stern. Der oft tief und lang liegende Schnee, der dann wiederum sehr schnell abging, bereitet Probleme. Die Kosten für Erweiterung und Verbesserung des Bachs, für Arbeitslohn, Geschirr und Materialien erweisen sich als „unsäglich“ hoch. Bürgermeister Andreas Heinzelmann muss bestätigen, dass Hochwasser den Bach etliche Male fast völlig ruiniert habe, so dass man an vielen Orten den ursprünglichen Verlauf nicht mehr sehen konnte. Vater und Sohn Vollmar haben die Erfolgsabsichten ihres Unternehmens überschätzt. 1762 wird es an die Calwer Holzkompagnie verkauft. Diese kooperiert mit den Schiltacher und Wolfacher Schifferschaften. (Anmerkung: im Kinzigtal zwischen Loßburg und Schenkenzell waren niemals große Holzhandelskompagnien tätig. Das Kloster Alpirsbach dürfte hier als Grundherr eigene Interessen gehabt haben. Floßbarmachung und laufende Unterhaltung der Einrichtungen in der Kinzig bis Schenkenzell war mühevoll kollektive Aufgabe der Waldbauern des Klosteramts. Dazu gehörten auch die Sprengung und Beseitigung großer Steine und Felsen.

Das außergewöhnliche Hochwasser im Jahre 1824 zerstörte Brücken und Floßeinrichtungen im Ehlenbogener Tal weitgehend. Die obersten Abschnitte von Kinzig und Lohmühlebach waren nicht mehr flößbar. Die Waldbauern von Loßburg, Ödenwald und Büchenberg mussten von nun an ihr Floßholz auf Wagen und Riesen zu den Einbindestätten weiter unten im Tal bringen. Als Alternative kamen die Flüsschen Lauter, Heimbach und Glatt zum Neckar in Betracht.

Vater und Sohn Trick, Johann Georg (1764–1840) und Ludwig (1805–1880), sowie dessen gleichnamigem Sohn (1835–1900) aus der Gemeinde Peterzell (Höhnweiler), gelang es durch ihre besonderen Fähigkeiten, ein weitverzweigtes Unternehmen aufzubauen. J. G. Trick ist der Begründer des Geschäfts in Alpirsbach (als Flößer?). Sein Sohn Ludwig heiratet 1832 in die Kaufmannsfamilie Osiander in Alpirsbach ein, nachdem er eine fundierte kaufmännische Ausbildung erfahren hat. Er konzentrierte sich zunehmend auf den Holzhandel und wird so zum „reichen Holzmagnaten und Schiffer“ (so Heinrich Hansjakob). Vergleiche mit Jakob Kast aus dem Murgtal oder Johannes Litschgi in Krozingen drängen sich auf (siehe dort).

Es liegt nahe, dass Tricks gleichnamiger Sohn Ludwig eine solide Ausbildung in Reutlingen sowie in der Schweiz erhält. In Lyon tritt er in eine Eisenhandlung ein sowie in ein ebenfalls dort ansässiges Seidengeschäft. Nach zwei Jahren tritt er in die väterliche Firma ein, wo er bereits mit 25 Jahren Teilhaber wird. Langholzhandel und die Verarbeitung des Holzes in eigenen Sägewerken bilden einen wesentlichen Geschäftszweig. Eigene Floßweiherr gehören dazu. Das verkehrungünstige Alpirsbach zwingt dazu, als neuen Produktionsstandort das Straßburg gegenüberliegende Kehl am Rhein zu wählen. Dort besteht bereits seit 1845 die so bedeutende Rheintal-Eisenbahn, die 1861 mit einer Eisenbahn mit Straßburg verbunden wird. Drei Jahre später eröffnet Ludwig Trick ein modernes Sägewerk für Nutz-

und Bauholz mit einer 25 PS starken Dampfmaschine. Im Laufe der Zeit folgt der Übergang zur Großindustrie, die zur Herstellung und Auslieferung der ersten Trik'sche Zellulose führt (1889). Von 35 Arbeitern steigt die Zahl innerhalb von acht Jahren auf 220. Die Produktion verzehnfacht sich in fast elf Jahren und erreicht bis zum Tod des wagemutigen und erfolgreichen Unternehmers das Zwanzigfache.

Die Unternehmungen im oberen Kinzigtal werden durch die Erben nach und nach aufgegeben.

(Quelle: Die Flößerei auf der Kinzig im Klosteramt Alpirsbach, von Peter Weidenbach und Karl-Maria Hummel; aus Mitteilungen des VFS, Standort. Wald 48)

Karl Zizelmann aus Alpirsbach (Hauptstraße 43, einem einstigen Floßweiher) geht in seinem 1962 erschienenen Artikel (zur Geschichte der Kinzigflößerei im ehemaligen Klosteramt Alpirsbach) noch weiter ins Detail bezüglich der nutzbaren Floßstrassen, eher Floßträßchen, und der einstigen Floßweiher unter Bezugnahme auf die Alpirsbacher „Flößerordnung“ des Jahres 1583. So nennt er das Rötenbächle (dieser wurde nicht weniger als fünfmal gestaut) Lohmühlenbach, Hüttenbächle, Buchbächle, u. a. Die drei herrschaftlichen Weiher Wolfswuhr, Alpirsbacher Wuhr (Wuhr = Weiher) und das Thaiß, Fahlweiherlin, Lohmühlenweiher, der Weiher des Caspar Trülings, der des Thomas Heinzelmann, des Hanns Franzen Weiher, Blumen- und Josephenweiher, Krummes Wuhr, des Hans Wößner Grundbach. Am Aischbach folgten zudem vier namenlose Weiher. Lange Zeit herrschte Scheitholzflößerei vor; die zunehmende Nachfrage nach Bauholz führte zur verstärktem Einbinden von Flößen auch auf den unscheinbaren Rinnsalen.

Jährliche Pflicht für die gesamte Flößerschaft war auch hier das in der Flozordnung festgelegte „Bachrohmen und Weihereschoppen“ (die harte Arbeit des Räumens und Abdichtens der Bäche und Weiher). Fuhrwerke mit Material zum Abdichten mussten herangefahren werden. „Zug und Fuhr“ hieß der Begriff, dem heutigen „Hand- und Spanndienste“ entsprechend.

Das Kloster Alpirsbach übte das ihm übertragene „Flozrecht“ auf den Quellbächen seines Gebiets aus. Für jeden „Floz“, welches hinter Loßburg und das Ehlenbogener Tal durch unseres Herrn von Alpirsbach und seines Gotteshaus Herrlichkeit und Gerechtigkeit hinab geführt wurde, kassierte das Kloster den Flozzoll (genannt auch „Wasserlaub“).

Aus meiner Kindheit: Für die Waldbauern-Familien und Waldflößer-Familien galt in ganz besonderem Maße das, was wir bis heute als Gottesgläubigkeit, Gottesfürchtigkeit bezeichnen, ohne es uns dies heute noch so wirklich vorstellen zu können. Heinrich Hansjakob gibt in seinem Gesamtwerk zahlreiche Beispiele hierfür. Als 1944er darf ich sagen, selbst streng katholisch erzogen worden zu sein. Doch was heißt dies konkret: die Sonntags-Messe um 10 Uhr war selbstverständlich. Wer fehlte, musste sich am Montag oder Dienstag im Religions-Unterricht vor Pfarrer Betzl rechtfertigen. Und Pfarrer Betzl hatte „seine Opfer“ stets im Blick. Die Mädchen saßen links in den ersten Kirchen-Bänken; wir, die Buben, auf der rechten Seite. Alle vier Wochen, samstags Nachmittag um 16 Uhr, war Beichte. Wehe, wer fehlte! Unsere „Sünden“, welcher Art auch immer, mussten im Beichtstuhl hinter dem Vorhang offengelegt werden. Es frage mich niemand danach, weshalb wir „Unkeuschheit“ beichten mussten. Ich weiß es bis heute nicht. Dann gab es zudem den Freitag-Morgen-Gottesdienst, noch vor dem Schulunterricht. Auch hier hatte Pfarrer Betzl ein strenges Auge darauf, dass alle Katholischen in der Bank saßen. Wehe, wer schwänzte. Und: für besonders Gläubige unter uns, respektive deren Eltern, gab es noch den Dienstag Früh-Gottesdienst. Ich gehörte eher selten dazu, sehr selten.

Zahlreiche Bräuche ergänzten und bereicherten unser kindliches Leben: so die abendlichen Maiandachten in den kleinen Bauern-Kapellen in der näheren Umgebung: in Frauenberg, Diepoldshofen, Anzhofen, Überacker. Für uns boten die Prozessionen dorthin und nach der Andacht wieder zurück zur Maisacher Pfarrkirche, begleitet von endlos langen, monotonen Rosenkranz-Gebeten, Gelegenheit zu vielerlei Unsinn. Oder die jährlichen Wallfahrten, z. B. zur sechs Kilometer entfernten Hl. Edigna nach Puch – für uns Gelegenheit, während des Gottesdienstes auf Maikäferjagd zu gehen. Vor dem Hintergrund dieser und weiterer katholischer Sitten und Bräuche lag es

nahe, dass ich meine bestandene Mittlere Reife an der Abendmittelschule an der Münchener Deroystrasse 1 mit einer Wallfahrt zu Fuß von meinem Heimatort Maisach aus zum „Heiligen Berg Andechs“ abgeschlossen habe. Zur Brotzeit dort oben gehörte selbstverständlich die Maß des süffigen Andechser Klosterbieres. Die Rückkehr nach Maisach erfolgte dann im „Plastikbomber“, also einem Lloyd des Vaters meines Mitschülers, dem „Wankelsepp“ (Joseph Wanklerl).

2.5 Von Kolonisten zu Waldbauern, zu Flößern, zu Bürgern



40 a, b Fürstenbergische Forstkarte: (jeweils Ausschnitte): „Im Rod“ ist längst in der Stadt Loßburg aufgegangen. Beim Ursprung der Kinzig befindet sich auch heute noch ein Weiher. Das Kloster Wittichen (links) hatte als reichsunmittelbarer Besitz und dem Papst unmittelbar unterstellt, das Recht bis hinaus ins Land zu flößen.



41 a Kloster Wittichen: Die Zisterzienserinnen dieses Kloster hatten das kaiserliche Privileg, ihr Holz hinaus ins Land zu fahren, es also nicht anderen Flößern überlassen zu müssen. Wer heute, von Schenkenzell oder Reinerzau kommend, diese Örtlichkeit aufsucht, wird von der Ähnlichkeit mit der Naeher'schen Zeichnung überrascht sein. ZisterzienserInnen sind ein Orden, der sich mehr Innigkeit und Zurückgezogenheit auferlegt, als die der Welt mehr zugewandten BenediktinerInnen. (Quelle: J. Naeher). Hier wie auf vielen weiteren bildlichen Darstellungen des Schwarzwalds sehen wir abgeholzte Berge, auch klare Zeichen der Aufforstung. Wann also können wir von „Devastierung“ sprechen?

Woher kamen nun die Menschen, die sich entlang der großen und kleinen Flüsse des Schwarzwaldes ansiedelten, besser: angesiedelt wurden? Für Kelten, Römer, Keltoromanen, Alamannen sind hinreichend Belege vorhanden. Dass während der zernichtenden Jahrhunderte der Völkerwanderung Bevölkerungsvermischungen in bedeutenden Umfang stattgefunden hat, ist nicht nur sehr unwahrscheinlich; es fehlen auch konkrete Beweise, die wesentliche Spuren aufzeigen würden. Karten mit den Wanderungsbewegungen quer durch Europa zeigen den Schwarzwald als dunkelgrüne, unbeschadete Insel. Selbst Julius Caesar äußert sich in seinem Gallischen Krieg respektvoll vor dem dunklen, dichten Waldgebirge. Es kann bzw. muss von einem weitgehenden Stillstand wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung ausgegangen werden. Das Frankenreich unter Karl dem Großen brachte allmählich wieder Stabilität in die Landschaften. Beginnend im 8. Jahrhundert, verstärkt im 11. Jahrhundert wurde von der adeligen Grundherrschaft gezielte (An-)Siedlungspolitik betrieben. In größerem Umfang waren es zunächst die Klöster, Benediktiner, später auch Zisterzienserinnen, denen diese Aufgabe zur konkreten Ausführung übertragen wurde. Schuttern, Wittichen, Gengenbach, Alpirsbach, St. Blasien, Herren- und Frauenalb, sind als einige wichtige Beispiele für die von mir betrachtete Waldwirtschaft und Flößerei zu nennen. Das älteste "römische" Mosaik aus dem 10. Jahrhundert, zu bewundern in der an der Schutter gelegenen Klosterkirche von Schuttern. Die Herzöge von Württemberg, die Fürsten von Fürstenberg, auch der Markgraf von Baden als die großen Grundherrn und somit auch Eigentümer der Wälder, nahmen über Jahrhunderte hinweg mit ihrem wirtschaftlichen Weitblick eine zentrale Rolle ein. Manch andere Vertreter des Adels treten eher und wiederholt durch ihre Verschwendungssucht in Erscheinung.

Als lebendige Beispiele werden nachfolgend die einstigen Waldkolonien Herrenwies, Hundsbach, Ebersbronn, ausführlich und nur leicht gekürzt dargelegt verfasst von Joseph Habrecht (Quelle: Um Rhein und Murg, Heimatbuch des Landkreises Rastatt, 1965). Mehrere zufällige Ereignisse fielen nahezu zeitgleich zusammen, welche zu einer stärkeren Besiedlung des im Vergleich zum südlichen Schwarzwald ohnehin bevölkerungsarmen Nordschwarzwaldes führten:

Im Jahr 1691 ließ sich der Jäger und Wildheger Michael Kist von Neusatz, mit herrschaftlicher Erlaubnis diesseits des Schwarzenbachs im „Windeckschen Waldgebiet“ nieder. Damit sollten anhaltende Streitereien zwischen Bewohnern von Beuren im Oostal und denen von Bühlertal um Waldrechte in diesem Gebiet Einhalt geboten werden. Kist erhielt die Erlaubnis, ein Haus mit Schankerlaubnis und Ställen und

Scheunen zu erbauen. Zudem durfte er eine Fläche von sieben Morgen für Äcker und Wiesen „ausroden“.

Markgräfin Sybilla, Witwe des „Türkenlouis“ Markgraf Ludwig Wilhelm, war eine sehr fortschrittliche und wirtschaftlich denkende Frau. Ihr genügten die bislang geringen Erträge aus der Tätigkeit der Harzer, der Pottaschebrenner und der Scheiterholzflößerei auf der Murg nicht mehr. Diese Tätigkeiten sollte stärker betrieben werden. Ebenso die Tätigkeit von Köhlern, deren Produkte für die eisenverarbeitende Industrie wichtig war. Ganz besonders dachte sie an den Verkauf von Holländerholz, also (hier) Tannen von mindestens 18 Metern Länge. Das enge und felsreiche Tal des Schwarzenbachs und der Raumünzach ließen dies jedoch zunächst nicht zu. Eine dauerhafte Ansiedlung war in dem später so bezeichneten „badisch Sibirien“ damit nicht verbunden. Diese entwickelte sich erst mit der Glashüttenzeit. Dem Hofglaser und Ankerwirt Anton Dürr aus Rastatt gelang es 1732, in einem dubiosen, für ihn äußerst günstigen Vertrag mit einer Laufzeit von 32 Jahren, den Weg für die Herrenwieser Glashütte zu bereiten. Er erhielt die Erlaubnis, auf Herrenwies eine Glashütte mit zehn Werkstätten, eine Sägemühle und ein Wohnhaus zu errichten und Äcker, Wiesen und Gärten anzulegen. Alles benötigte Holz beträchtlicher Menge, für den Glashüttenbetrieb wie für die Gebäude, erhielt er ohne weiteres Entgelt. Er begann 1745 mit der Floßbarmachung von Schwarzbach, Hundsbach und Biberach. Die riesigen und starken Holländerstämme waren das Objekt der Begierde. Nach Ablauf der 32 Jahre ging der Vertrag zu Ende und wurde von der badischen Regierung zunächst nicht weiter verlängert – wegen des Raubbaus in den Wäldern. Aus Angst vor Kostenersatz-Forderungen kam es doch zu einem weiteren Vertrag für die Dauer von 12 Jahren und zu günstigeren Bedingungen für die badische Rentkammer. 1778 wurde der Glashüttenbetrieb endgültig eingestellt. Anton Dürr, dem für seine Verdienste um die Floßbarmachung der drei Bäche der Titel eines fürstlichen Kammer- und Kommerzialrats verliehen wurde, ist es zu verdanken, dass in Ebersbronn und Hundsbach je etwa fünfzehn Wohnungen für Arbeitsleute errichtet worden sind. Ein Teil dieser Waldkolonisten wird mit Tirol und Vorarlberg als Herkunftsgebiet in Verbindung gebracht. Sie fanden im Schwarzwald ähnliche Lebensbedingungen vor wie zu Hause, wo sie den vielschichtigen Problemen des Geburtenüberschusses ausgesetzt waren. Viele Bewohner kamen auch aus der Umgebung der Vorbergzone des Schwarzwaldes, so aus Bühlertal, Steinbach, Neusatz, Sasbach und dem Achertal. Mit der Übernahme der Waldnutzung durch die badische Forstverwaltung wurde festgelegt, dass eine feste Ansiedlung der Waldarbeiter nicht möglich ist. Die Kolonisten hatten kein Grundeigentum. Sie waren lediglich geduldet und konnten jederzeit ausgewiesen werden. Es gehörten ihnen nichts als ihre Häuser, ihre Einrichtung und ihr Vieh. Es war ihnen das Recht der „Überbesserung“ zugestanden. Der Waldboden war ihnen zur Aufstockung überlassen, für die sie einen jährlichen Zins bezahlen mussten. Sie mussten katholisch sein, durften jedoch nicht heiraten. Eine Folge der wenig durchdachten Waldarbeiterpolitik waren ungezählte uneheliche Kinder aus wilden Ehen. Eine bescheidene Lösung der sich allmählich entwickelnden Probleme – Schulhausbau, Wegebau, Feuerschutz – ergaben sich nach und nach durch die Eingemeindung der Kolonien in die angrenzenden Gemeinden. Denn nur eine große, starke und leistungsfähige wie auch leistungsbereite Gemeinschaft konnte bewerkstelligen, wozu eine Kolonie allein nicht in der Lage war.

Ähnliche Ansiedlungen oder Umsiedlungen, sei es von einzelnen Personen oder Familien oder größeren Gruppen, finden sich im gesamten Schwarzwald über die Jahrhunderte. Wesentlich dazu beigetragen hatte die „Goldgräberstimmung“, hervorgerufen durch den Holländer Holzhandel, die bzw. der sich ab dem 17. Jh. ausbreitete, im Nordschwarzwald früher, im mittleren Schwarzwald später und dort offiziell mit dem Jahr 1715. Die weitläufigen Urwälder mit ihren zahlreichen Quellbächen in den Höhen des Kniebis Gebiets waren hier nur durch Kolonisten zu bewirtschaften.

2.6 Waldbauer, Waldflößer, Bürger – ein persönliches Beispiel

Sich mit der Flößerei im Schwarzwald zu beschäftigen führt zwangsläufig und mehrfach zu Persönlichkeiten, die mit ihren positiven „Manager-Fähigkeiten“ weitaus mehr leisten mussten als „ein paar“ Holzstämme von einem der Quellbäche in wechselnden Gespanschaften unter Umständen bis nach Holland „zu fahren.“

Ich erlaube es mir, meine Ahnen väterlicherseits in knappen Worten darzustellen und zu beschreiben – als ein Beispiel, stellvertretend für sehr viele weitere, weitgehend als „Einzelkämpfer“ in und mit ihren Familien:

Andreas Heinzelmann Mittelsteinwald	Christina, geb. Trick Lauterbad	Jakob Sindisch Müller, Lauterbad	Anna Schaber
:		:	
Johannes Heinzelmann (7. März 1835 – 30. August 1885) Mittelsteinwald		+	Anna Maria Trick (26. Okt. 1834 – 29. April 1862) Lauterbad
		Heirat in Rodt 29. April 1862	

Barbara Lauterbad 6. Aug. 1857 27. Dez. 90	Johannes Rodt 10. Nov. 1860	Anna Mara Rodt 30. Okt. 1862	Joh. Georg Rodt 23. Dez. 1865	Andreas Rodt 18. Dez. 1869	Karl Rodt 1. Apr. 1879
+		Kreszentia Böck			

Kreszentia Gustav	+ Gottfried	Maria Johannes	Johannes + Georg Heidi Annemarie	Karl Karl	+ Karolina Gustav
----------------------	-------------	-------------------	-------------------------------------	--------------	----------------------



41 Waldbauernhof: So oder ähnlich könnte das Waldbauern- und Waldflößergehöft meiner Vorfahren in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ausgesehen haben. Bei meinen Nachforschungen war ich bislang leider (noch) ohne den erhofften Erfolg. Namensänderungen, Eigentümerwechsel waren damals durchaus üblich. So manches Gehöft allerdings besteht schon seit Jahrhunderten. (Privatbesitz)

Nicht erwähnt habe ich in der Übersicht sechs weitere Kinder, vier Mädchen, zwei Buben). Sie sind bereits im sehr frühen Kindesalter oder gleich bei der Geburt verstorben, so wie dies der damaligen Zeit entsprach. Zu ungenügend waren die hygienischen Bedingungen, zu dürrtig und problematisch die ärztliche Versorgung für die entlegenen Siedlungen und Gehöfte.

Der jüngste Sohn, in diesem Fall Johannes Georg, übernahm den Waldbauernhof, die Schwestern verheirateten sich, arbeiteten anderswo oder als Magd auf dem brüderlichen Hof. Die Brüder blieben als Knechte oder suchten sich anderswo Beschäftigung, so wie mein Großvater, der nach Bayern (Puch bei Fürstenfeldbruck) auswanderte und dort als Waldmeister mit nur 40 Jahren verstarb- dem Gebetstext nach bei einem Arbeitsunfall.

Geburts-Zeit und Ort.	Hausvater.	Copulations-Zeit und Ort.	Hausmutter.	Geburts-Zeit und Ort.
M.H. Spornwald 7. März 1835.	Johann Fringselmann, Singer & Waldmeister. 7. 31. August 1885.	Roth 29. April 1862.	Anna Merwin 7. 28. Aug 1848	Lichtenhain 26. April 1834.
Mantelk. fam. Reg. I. 133.				

42 Auszug aus dem Familienregister, wie diese von den evangelischen Pfarrämtern geführt wurden. (Privatbesitz)



43 Sterbebild meines Großvaters (Privatbesitz)

Neben den Waldbauern, ihren Holzknechten, darunter stets auch männliche Familienmitgliedern am Anfang des mitunter sehr langen Holzweges waren es die Schiffer, Flößer, ihre Floßknechte, welche die Orte des Holzangebots mit den Orten der Holznachfrage versorgten. Der Tod war ständiger Begleiter in den Wäldern, auf den Gewässern. Ein Berufsstand, gestärkt durch den Zusammenschluss in Zünften, wird in der Literatur unverständlicherweise völlig übersehen, bleibt unerwähnt: der Schmied. Auch dies ein männlicher Beruf; auch dieser über Generationen in der gleichen Familie vom Vater auf den Sohn übertragen. Als eine dieser Familie sei die des heutigen 93 Jahren alten Ernst Schmieder in Bad Schapbach erwähnt. Noch immer ist er in seiner Schmiede tätig, wenngleich längst nicht in dem Umfang wie noch vor Jahren.

3. Das „hölzerne“ Jahrtausend – längst nicht zu Ende

Mensch !

**Ich bin die Wärme deines Hauses
in kalten Winternächten.**

**Der schimmernde Schatten
wenn des Sommers Sonne brennt.**

**Ich bin der Dachstuhl deines Hauses
und das Brett deines Tisches.**

Ich bin das Bett, in dem du schläfst.

**Und das Holz,
aus dem du schöne Schiffe baust.**

**Ich bin der Stiel deines Hammers
und die Tür deiner Hütte.**

**Ich bin das Holz deiner Wiege
und deines Sarges.**

**Ich bin das Brot der Güte,
die Blume der Schönheit.**

Zerstöre mich nicht!

Dieses Gedicht wurde entnommen dem Gemeindebrief der evangelischen Kirchengemeinde Willstätt, März 2022. (Fundort: Schliffkopf-Hotel an der Schwarzwaldhochstraße)

Anfänge der Rheinflößerei, verbunden mit Holzhandel, sind belegt für das Ende des 12. Jahrhunderts. So laut einer Zollrolle aus dieser Zeit für Koblenz. Der Nordschwarzwald mit dem Neckar und seinen Quellflüssen bildet den Beginn dieses Holzhandels. (Diese Aussage findet ihre Bestätigung in den Materialien über Pforzheim und die dortige Entwicklung der Flößerei: am Anfang waren die Flößer hier „Einzelkämpfer“. Unterbietungen im Preis waren daher lange Zeit eine Folge Ich verweise auf die Dissertation von Herbert Weise, 1923.) Tannen- und Laubholz werden zu dieser Zeit auf dem Oberrhein befördert. 1294 werden Wein, Getreide neben Holz zollfrei nach Mannheim befördert. Ein Jahr später ist von einem Floßhandwerk auf der Queich nach Germersheim die Rede. Holzhandel auf dem Oberrhein bis hinauf nach Holland wird ebenfalls bereits für das 12. Jahrhundert erwähnt; also lange bevor es zu dem offiziellen „Holländer-Holzhandel“ mit den gewaltigen bis zu 35 m langen Tannen, Forlen und Fichten kommen sollte. Denn auch das waldarme Holland brauchte für seine wachsende Bevölkerung Bauholz und Brennholz, noch lange bevor der Schiffsbau für die Seemacht bedeutend werden sollte. Für einige mittelrheinische Städte werden Holzlagerplätze am Ausgang des ersten Jahrtausends an den Rheinufern erwähnt. Folglich muss es auch den entsprechenden Holztransport dorthin gegeben haben. Flößerei lautet der passende Begriff. Offiziell anerkennende Beweise, Urkunden oder reale greifbare Objekte, liegen bislang keine vor. Wir müssen davon ausgehen, dass in den Zeiten der Völ-

kerwanderung (korrekter: Völkerverwüstung) – dieser die Menschen, ihre Siedlungen und Landschaften vernichtenden und zerstörenden Epoche – ein weitgehender Stillstand in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung erfolgte – mit nachhaltig negativen Auswirkungen, aber auch einer langen Phase der Erholung, das gesamte Rheingebiet umfassend. Für andere Gebiete des heutigen Deutschland werden gleichermaßen Flüsse als Transportwege für Holztransporte genannt, so in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Flüsse Mulde und Saale.

Einige wenige Stunden im Freilichtmuseum in Gutach – der in unmittelbarer Nachbarschaft vorbeifließende Bach gleichen Namens war kurzzeitig ebenfalls Floßstraße – vermitteln für diese doch recht kurze Zeit einen umfassenden Ein- und Überblick darüber, wie elementar wichtig dieser ehrlichste aller Werk- und Rohstoffe „Holz“ für jede Gesellschaft war – sicher dauerhaft bleiben wird. Keine Kultur, weder vor oder nach den Römern, konnte ohne Holz existieren. Weder in unserer Region noch anderswo. Einfachste „Möbel“ wie Stühle, Tische, Regalbretter, Betten, Schränke aus diesem so fast beliebig gestaltbaren Material standen mit am Beginn menschlichen Zusammenlebens – wenn von Holz als Feuerholz und somit als elementar wärmendes Element abgesehen wird. Die hölzernen Objekte wurden als Kulturgut selbstverständlich zunehmend komplexer, bald auch dekorativer. Essgeräte und Zubehör wie Löffel, Schöpfer, Teller, Schüsseln mögen als einfache Beispiele dienen. Größere Behälter für Wein, Bier, Schnaps oder auch Sauerkraut sehen wir auf historischen Abbildungen in Verbindung mit der Flößerei – die Römer hatten hierfür zudem ihre Amphoren. Auch Harz, wichtiger Rohstoff, wurde in Fässern transportiert. Hölzerne Waschzuber, Kübel, Eimer, Schlitten, einfache oder auch kunstvolle, prunkvolle Kutschen brauchte man ebenso wie die zahlreichen, verschiedenen Zwecken dienenden Arbeitsgeräte in der Landwirtschaft sowie im Handwerk. Der unverzichtbare Mist- und Heuwagen gehört ebenso dazu wie das fahrbare Jauchefass auf seinen vier Rädern. Schnefler lautete die Berufsbezeichnung, schnefeln ihre Tätigkeit

Aus meiner Kindheit: Auf dem kleinen Bauernhof meines Onkels Johann(es), väterlicherseits, Zimmermann und Waldarbeiter, mit einer Kuh, zeitweise auch zwei Kühen und dem ebenfalls kleinen, doch mit fünf Kühen bereits deutlich größeren Bauernhof meines Onkels Gregor, mütterlicherseits, im Hauptberuf Elektriker, konnte ich nahezu alle diese Objekte direkt oder indirekt, so auch bei anderen Bauern in der Nachbarschaft erleben. Und bevor die leise schnurrende „AlfaLaval“ gekauft wurde, durfte ich so manches Mal das runde hölzerne Butterfass, danach war es ein Butterkasten zum Drehen einer Kurbel – die richtige und gleichbleibende Geschwindigkeit des Drehens durfte nie außer Acht bleiben. Die Arbeit mit ebenfalls hölzernen Holzfässchen zum „Budda stessn“ war für mich deutlich schwieriger denn dieses erforderte noch mehr Geschick und Geduld. Über den Geschmack der damaligen frischen Kuhmilch und dem frisch geschlagenen Butter zum aktuellen heutigen Vergleich sei hier der weite Mantel des stillen Genusses gedeckt. Die gute Erinnerung an beides, die noch milchig feuchte Butter entschädigt. Sie ist, erstaunlicherweise, gedanklich noch immer präsent sowie in den Schwarzwaldhöfen da und dort auch noch immer zu erwerben.



44 Europa-Karte: Maulwurfhügel werden die Berge genannt. (Quelle: Peter Meurer, 1498 Reprint Bibliothek des historischen Vereins Mittelbaden in Kork)

„Infrastruktur“ nennen wir es heute: das, was vorab geschaffen und gestaltet werden muss, damit sich wirtschaftliches, soziales und kulturelles Leben gewinn- und nutzbringend entfalten kann. Die meisten Flüsse des Schwarzwaldes waren überwiegend flache, mäandrierende und daher eher langsam dahinfließende Gewässer. Manche von ihnen, so im südlichen Westen, waren sumpfig, für Transporte nicht oder nur bedingt geeignet. Für ihre Quellbäche gilt dies bedeutend weniger. Die Zeichnungen eines Wilhelm Hasemann und seiner Malerkollegen Liebrich, Roux und anderen sprechen mitunter eine sehr beängstigende, uns alle Achtung abringende „Zeichensprache“. Mit zunehmender Bevölkerung in den Schwarzwaldtälern wollte und konnte man sich den oft naturgegebenen Furten zum Überqueren nicht mehr zufriedengeben. Bei Hochwasser kam es zum Stillstand so mancher normalen Tätigkeit. Hochwasser gab es häufig und erzwang aufwendige Aufräum-Arbeiten, Wiederaufbau-Arbeiten. Im Bau von Brücken wurde eine wesentliche Erleichterung gesehen. Der Holzbedarf hierfür war beträchtlich. Jährliche Eisgänge zerstörten nicht nur Brückenbauwerke, Wehre und Schleusen. Die stark mäandrierende Kinzig mit dem breiter werdenden Tal ab Hausach verdeutlicht die Problematik wiederholter, immer wiederkehrender Hochwasser.

Bereits Martius Vitruvius Pollio (kurz: VITRUV) wusste um die unterschiedlichen diversen Eigenschaften der Hölzer und ihrer Eignung für die Flößerei. Den Begriff vom „spezifischen Gewicht“ der Hölzer finden wir bei ihm noch nicht. Dieses gibt wieder, wieviel Gewicht, gemessen in Kilogramm ein Kubikmeter des jeweiligen Holzes wiegt. Neben dem Gewicht ist der solchermaßen gemessene Wert zugleich Maßstab für die Härte und den sehr wichtigen Brennwert des Holzes. (Siehe Tafel im Anhang).

Hier verkürzt: (Weiß-)Tanne 450, Fichte 470, Forle/Kiefer 550, Eiche 770, Buche 720; die hier kaum bedeutsame Pappel 450, die aus Nordamerika im 200. Jh. eingeführte Douglasie 510. (Zum weiteren Vergleich das exotische Teakholz mit dem Wert 660.)

Selbstverständlich kann es sich hierbei nur um Durchschnittswerte handeln. So wird eine Eiche in den Gebieten des stets feuchten, mitunter gar nassen, flachen Rhein-Auenwalds einen deutlich schnelleren Wuchs erfahren als Eichen in den trockeneren, felsigen, steilen Berghängen des Schwarzwalds, somit eine niedrigere Holzdichte aufweisen, also ein geringeres spezifisches Gewicht. Dass es zudem unterschiedliche Arten von Eichen gibt, sei ebenfalls zu berücksichtigen. Holzhändler wussten dies ebenso wie die Waldbauern und Schiffer / Flößer. Allseits bekannt war zudem, dass „die Waldbauern das meiste und beste Material zum Flößen, nämlich das schönste Holz, besitzen.“ Die sehr gut entwickelten Plenterwälder im oberen Kinzigtal weckten daher Begehrlichkeiten. Dieses waren sehr gut durchmischte Wälder, dort oben auch heute wieder zu bestaunen, mit ihren verschiedenen Baumarten so wie aller Altersklassen.

Auch so manches Floß sorgte für Reparaturen an Brücken (so circa 1750 in Biberach, als die eben fertig gestellte Brücke vom erstbesten Kinzigfloß unsanft „touchiert“ wurde, dabei beträchtlichen Schaden nahm.) Von Julius Caesar ist überliefert, dass er innerhalb weniger Tage eine Brücke bei Köln über den Rhein bauen ließ, wohl eher „schlagen“ ließ, um diese schon kurze Zeit später wieder abzubauen. Der Zweck war erfüllt: sein Ruhm als „Macher“ drang sehr schnell nach Rom und bekräftigte, verstärkte seinen Anspruch auf „Höheres“. Das Zusammenbinden von Schiffen, zum Beispiel den sehr gut hierfür geeigneten Nachen (ndt.: Brahmen), oder Flößen, damit Soldaten vom einen Ufer zum gegenüberliegenden gelangen konnten, war dortmals längst technischer Standard. Das Einbauen flexibler Ponton-Elemente, damit Schiffe diese Brücke dennoch passieren konnten, war ebenfalls ohne Problem möglich.

Nicht vergessen seien die „Behausungen“. Die Wohn-Höhlen gehören längst der Vergangenheit an. Für den Bau eines Bauernhauses („Alles unter einem Dach“) wurde nicht weniger als ein Hektar Wald, mit entsprechend starken Baumstämmen darin, benötigt. Die Waldknechte, die nicht selten tagelang, wochenlang oder gar monatelang im Wald lebten, bauten sich ihre Waldhütten aus dem Material, welches sie an Ort und Stelle vorfanden und entsprechend bearbeiten konnten. Nach und nach wurden Häuser aus Stein gebaut. Auf den hölzernen Dachstuhl konnte man nicht verzichten. Gerüste für derart monumentale Gebäude wie das Straßburger Münster oder den Dom zu Speyer, sowie deren Dachstühle von nicht mehr vorstellbarer Größe, waren nur mit einer ausgefeilten Logistik zu erstellen. Die Fachwerkhäuser mit ihrem dekorativen und zugleich stabilisierenden Gerippe, zu beiden Seiten des Rheins bis hinauf über die Städte des Mittelrheins nach Holland belegen dies über viele Jahrzehnte hinweg. Freuen wir uns also auch heute immer wieder darüber und denken dabei an die künstlerischen Handwerker bzw. handwerklichen Künstler der Vergangenheit.

Die zahlreichen, bis ins 19. Jahrhunderte hinein mit zeitlichen Unterbrechungen tätigen Bergwerke brauchten das Grubenholz zur Absicherung der Stollen. Auch hier waren es wiederum die Römer, die für nachfolgende Generationen die Spuren legten. Die holzhungrigen „metallinen Industrien“, Erzschnmelzen und Schmieden hatten hier ihren Ursprung. Gewaltiger Holz hunger auch hier, besonders in der weiter verarbeiteten Holzkohle, dem so bezeichneten Kohl.



45 Bergwerk: Die nach und nach entdeckten verschiedenen Erze des Schwarzwaldes mussten geborgen werden. Unmengen an Grubenholz zur Abstützung der waagrecht und senkrecht abgelegten Schächte bzw. Stollen sowie Holz für die Verhüttung des Erzes und seine Weiterverarbeitung waren erforderlich. Wichtige Berufe konnten in der Folge im Schwarzwald entstehen. (Quelle: Museum der Stadt Freudenstadt)

Brennholz, Feuerholz, Kohlholz, Abfallholz, auch Faulholz brauchte man, um weitere, sich langsam aber stetig entwickelnde, wachsende, wirtschaftlich wichtiger werdende „Industrien“ mit „hölzerner Energie“ zu versorgen. Glas, Keramik, Wagenschmiere, Farben, „u.v.a.m.“ wurden zu wichtigen Qualitätsprodukten aus dem Schwarzwald. Aus den noch relativ primitiven Eisenschmelzen folgten Nagelschmieden, Hufschmieden, Blechschmieden, Sensenschmieden, Waffenschmieden. All dies entwickelte sich nicht aus sich selbst heraus. Es bedurfte dazu der Menschen, die körperlich sehr stark waren, aber ebenso sehr ein-

fallsreich, kreativ und vielfältig belastbar. Das Zusammenspiel von Menschen, ihrer Landschaft mit den Schätzen, dem Klima ergibt eine überaus produktive, innovative dynamische Mischung, die bis in die Gegenwart wirksam ist, für die Gestaltung unserer Zukunft unverzichtbar bleibt.

Am Ende unserer Lebenswege befindet sich nochmals eine „Behausung“. Diese sollte ebenfalls aus unserem hiesigen Lebensraum stammen. Doch, wenn japanische Totenbretter aus Weißtanne – sie wächst nur in den Pyrenäen und eben hier in unserem Schwarzwald – ihren Weg vom Norddrachtal (Firma Echle) um die halbe Welt bis zu ihrem Ziel in Japan machen, müssen wir umgekehrtes gleichermaßen akzeptieren.

Sollten so manche Architekten, zusammen mit anderen Fachleuten, recht behalten oder recht bekommen, so steuern wir beim Bau der Gebäude verstärkt wieder einer Periode des Holzes entgegen, diesem so vielseitig einsetzbaren, gesunden und hoffentlich auch weiterhin immer wieder nachwachsenden Rohstoff entgegen. Erste Hochbauten, in Holz erstellt, sind in Straßburg bereits zu bestaunen. Von 2022 an sollen alle französischen Neubauten der öffentlichen Hand zu 50 % aus Holz oder unter Einbeziehung anderer natürlicher Materialien wie etwa Hanf oder Stroh bestehen (Quelle: FAS, 23. Februar 2020). Mit dem aktuell in seiner alten Funktion als Flughafen soll eine Modellstadt entstehen, in der die Holzbauweise im Mittelpunkt steht.

4. Der Schwarzwald und sein „grünes Gold“

Erneut ist es angebracht – zum besseren Verständnis der Gegenwart – einen Blick zurück in die Zeit „unserer“ alten Römer zu werfen. Denn dieser unaufhaltsam vordringenden Macht aus dem Süden war an einer reibungslosen, und durchaus möglichst friedlich verlaufenden Gestaltung ihrer Expansionsprozesse sehr gelegen. Dazu gehörte ebenso, dass die Stämme und Völker beidseitig des Rheins das Land auch nach der Unterwerfung weiter bewirtschafteten. Die Garnisonen mit Ihren Legionären und Auxiliar-Truppen wollten stets gut versorgt sein – im Frieden ebenso wie in Zeiten der Kriege. Bis die römischen Dörfer, Siedlungen gegründet waren und ertragreich wirtschaften konnten, brauchte es seine Zeit. Denn wer die Verfügungsgewalt über Grund und Boden hat, damals wie heute, der handelt mit mehr Interesse, Sorgfalt und Arbeitseinsatz. Er ist zudem an guten, hohen Erträgen interessiert. Diese waren für die Römer wichtig, um sie durch Tausch oder Kauf von bereits anwesenden germanischen und anderen Stämmen zu erwerben. Der überaus aufwendige Transport von Gütern aus der Heimat ließ sich dadurch reduzieren. Für das Hauptnahrungsmittel Getreide der Legionäre galt dies in besonderem Maße. Das Gebiet des Oberrheins war damals wie heute ein bereits überaus fruchtbares Gebiet. In ihm gediehen auch Pflanzen, welche die Römer durch ihren Handel über die Seidenstraßen, zu Wasser und zu Lande importierten und akklimatisierten, besonders aus dem sehr fernen Indien.

Doch wie sahen die rechtlichen Verhältnisse an Grund und Boden bei den Menschen aus, denen die Römer gegenüberstanden und die sie unterwerfen wollten? Es waren Siedlungen, germanische und gallische Dörfer von überschaubaren Größen, keine Städte. Diese Menschen betrieben primär Selbstversorgung, auch bescheidenen Tauschhandel. Geld war noch unbekannt. Dieses kam mit den Römern.

Die germanischen wie auch die gallischen Stämme kannten eine sehr einfache und zugleich klare Struktur des Eigentums des Grund und Bodens und somit dessen Nutzung. Veränderungen traten erst nach der Völkerwanderung und danach in karolingischer Zeit ein.

Nachfolgend wird zunächst als ein besonderes Beispiel der Rodter Bürgerwald beschrieben, Lebens- und Arbeitsraum auch meiner Vorfahren, Herrschaftsgebiet des Herzogs von Württemberg, gelegen im Quellgebiet der Kinzig, der Murg und weiterer zentraler Schwarzwald-Quellflüsse, die sich von dort aus in die verschiedenen Himmelsrichtungen zu floßträchtigen „Floßstraßen“ entwickeln konnten.

Die Geschichte dieses Bürgerwalds dürfte wenigstens ca. 900 Jahre zurückreichen. Man unterschied herzoglichen, fürstlichen, gräflichen, den „heiligen“ Wald der Kirche, Klosterwaldungen, Gemeindefeld und zunehmend auch Privatwald. Eine politische Gemeinde Rodt gibt es erst seit dem 19. Jahrhundert. 1972 erfolgte dann die Eingemeindung der bis dorthin selbständigen Gemeinde Rodt in die Stadt Loßburg.

Der in den Loßburger Heften, Band 6, von Gottlieb Beck verfasste Artikel wird hier in seinen wichtigsten Passagen zum besseren Verständnis wörtlich übernommen (Hervorhebungen erfolgten durch den Verfasser).

*„Die Rechte im Wald beruhen auf alten **markgenossenschaftlichen** Berechtigungen. Im allgemeinen war die Markgenossenschaft die **Genossenschaft der Grundbesitzer** in der angebauten Mark und sie war somit Eigentümerin. In vielen Gemeinden gehörte der Wald nicht der Markgenossenschaft, sondern dem König, einer Kirche, einem Kloster, dem Landesherrn oder einem Großgrundbesitzer. Diese gewährten dann in der Regel den Bürgern mit Grundbesitz Anteile an der Mark in Form von Nutzungsrechten. Diese **nutzungsberechtigten** Bürger bildeten die Realgemeinde. Als Nutzungsanteile für einzelne konnten, durften diese Nutzungsrechte frei veräußert und vererbt werden. Es ergaben sich zwei Gruppen von Bürgern in der Gemeinde, welche im Besitz von berechtigten Grundstücken oder Gemeinde-Nutzungsanteilen waren: die bevorrechtigten Hausbesitzer einerseits und solche Ortsbürger, die unberechtigten*

*Bürger, denen allenfalls **Allmend**, also **Berechtigungen = Gemeindenutzung** gewährt wurden.... Die Bürger, welche einen eigenen Hausstand (Grundbesitz, Viehbestand) hatten, schnitten deutlich besser ab. Im 19. Jahrhundert wurde den Realgemeinden der öffentliche Charakter entzogen und den politischen Gemeinden übertragen. Die erworbenen Privatrechte an Waldungen und Weidungen blieben jedoch erhalten. ... Aufgrund einer Bittschrift wurde den Rodter Bürgern auch erlaubt, in den herrschaftlichen Waldungen weiterhin Bauholz zu schlagen.“*



46 a Kolonistenhütte: So und ähnlich dürfen wir uns die Behausungen der Kolonisten im Schwarzwald vorstellen, wie sie verschiedentlich beschrieben werden. Diese hier wird als Siegharthütte in Herrenwies, um 1810, gezeichnet von C. Ph. Fohr wiedergegeben. (Quelle: Dr. Max Scheifele)

An und in diesem Beispiel von Gottlieb Beck wird deutlich, dass es über eine sehr lange Zeit elementares Recht der Menschen war, nicht nur im Schwarzwald, den Wald als

vorrangig gemeinschaftliches, nicht herrschaftliches Objekt zu betrachten. „Siedlungsnah“, wie es immer wieder heißt, konnten sich die Bewohner „ihr“ Holz beschaffen. Es war beileibe nicht nur Feuerholz und Holz für Bau- und weitere häusliche, auch handwerkliche Verwendungen, das verbraucht wurde. Wilder Bienenhonig, somit auch Bienenwachs, Zunderschwämme für das Anfeuern, der immer wieder erwähnte „Eckerich“ als Eichelmast für die Schweine, Beeren, Pilze, Sauerklee sind weitere Produkte, die der Waldreichtum mit sich brachte und elementarer Bestandteil der Ernährung wurde. Die „Waldweide“, das Recht Kühe, Schweine, Ziegen, Schafe auf einer „freien“ Waldfläche zu weiden, gehörte ebenfalls zu den ganz bedeutenden Möglichkeiten, das Leben in den für normalen Ackerbau ungeeigneten Böden zu erleichtern. Dass die Bewohner, nicht nur die Kolonisten, zur „Vergrößerung“ dieser Waldweide in den rauen Höhen des Schwarzwaldes nachhalfen, indem sie ein paar Bäume mehr als von der Obrigkeit (wohl mitunter auch augenzwinkernd?) erlaubt, fällten, soll nicht unerwähnt bleiben. Die weidenden Tiere selbst taten ein weiteres, indem sie Büsche, Schösslinge vertilgten und so ebenfalls zur Ausweitung der Waldweide beitrugen. Nicht die heutigen Monokulturflächen prägten den Schwarzwald, er bildete einen vielgestaltigen Wirtschaftsraum.



46 b Eckerich: Die Eichenmast, Eckerich genannt, war elementarer Bestandteil der menschlichen Ernährungskette, keineswegs nur im Schwarzwald. Es gab feste Regeln für die Nutzung der Eichen und ihrer Früchte, den Eicheln. Auch die Früchte der Buchen, die Bucheckern, werden mitunter unter diesem Begriff genannt. (Public Domain – Internet)

Aus meiner Kindheit: Für einige meiner Freunde und Mitschüler der Volksschule gehörte es über viele Jahre zu unseren alljährlichen freiwilligen „Pflichten“, Kastanien, Eicheln zu sammeln und bei der Baywa gegen ein für damalige Verhältnisse gutes Taschengeld abzuliefern. Wild wurde damit gefüttert. Bucheckerl gehörten nicht dazu. Wohl wegen der immer wieder warnend erwähnten, darin enthaltenen Blausäure. Gegessen haben wir sie trotzdem. Der nussige Geschmack reizt mich auch heute noch immer, ebenso meine Kinder und Enkelkinder.

Dass Eichenrinde zum „vegetabilen“ Gerben von Leder ideal geeignet ist, dass mit Pottasche Glas gefertigt werden konnte (bis mit Calciumchlorid die industrielle Glasfertigung möglich wurde), dass Harz ein vielseitig verwendbarer Grundstoff ist, nach der Erfindung des Säge-

gatters Stammholz zu weiteren Holzformen und Zwecken umgestaltet werden konnte, diese Erkenntnisse und entsprechende (Weiter-)Entwicklungen sollten wir nicht so einfach und selbstverständlich hinnehmen. Evolutionär ist diese Entwicklung. Weitergehende, dynamische Wertschöpfungen, Entstehung von Berufen mit ihren Aufspaltungen folgten als logische Konsequenz. Wir befinden uns vor diesem Hintergrund mit dem Schwarzwald in einer Region des Wohlstands, des Reichtums. Handel, nicht allein des Holzes zu Feuerzwecken, brachten diesen Wohlstand auch in andere Regionen und Länder, verstärkten den eigenen. Schwarzwälder Tannenhonig sei symbolhaft als ein weithin bekanntes und geschätztes Markenprodukt genannt. Feinmechanik, Elektronik, u. v. a. m. sind nur einige der zahlreichen Wirtschaftsbereiche, in denen sich berechtigt hohe Schwarzwald-Qualität heute widerspiegelt. Diese wurde mit Kreativität und viel Geduld erarbeitet.

Markgenossenschaften sind für den gesamten deutschen Südwesten vielfach nachgewiesen. Vermutlich nicht nur hier. Sie stellen Reste ehemaliger „Hundertschaften“ dar. Hierbei handelt es sich um Gemeinschaften der bäuerlichen Ansiedler eines bestimmten Bezirks, denen verschiedenartige Nutzungsrechte gehörten. Sie gehen zurück bis in heidnisch-germanische Zeiten, haben folglich viele Jahrhunderte bestanden. Ein Gericht, das so bezeichnete „Waldgericht“ oder „Waldgeding“ der Hundertschaften, den Waldgedingern, hatte über diverse, waldspezifische Angelegenheiten Gericht zu halten: das Recht Holz zu schlagen, zu fischen, das Vieh zu weiden, sowie das Recht der „freien Pürsch“. Der Begriff des „Bürgergabelholzes“ als besonderes Recht, kostenlos oder zu besonders günstigen Konditionen Holz zu erhalten, ist bis in unsere Gegenwart vielerorts erhalten geblieben. Die „siedlungsnahe“ Versorgung ist stets prägend. Holzhandel spielt noch keine oder bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Dies ändert sich erst mit dem Bevölkerungswachstum um die Jahrtausendwende, verbunden mit dem Anwachsen der Siedlungen, der Dörfer und dem allmählichen Entstehen der Städte. Auch wenn ich nicht auf entsprechende Urkunden verweisen kann, das Transportieren von Holz durch das fließende Wasser, wird auch hier sehr bald genutzt worden sein.

Zur weiteren Verdeutlichung einer solchen Besiedlungs-Entwicklung wird die Schwarzwald-Gemeinde Schapbach im Wolf(ach)tal, einem Nebental des Kinzigtals in ihren typischen Zügen dargelegt. Wesentliche Grundlage bildet die 1988 unter anderem von Adolf Schmid mitverfasste und herausgebende

Dorfchronik. Die Besiedlung des Wolftales erfolgte im 12. Jahrhundert unter den Herren von Geroldseck, die am Taleingang eine „Hammermühle“ – siehe Bodenehr-Stich) errichteten. Charakteristisch waren die „Einödhöfe“, die sich in so bezeichneten „Heimhofsiedlungen“ in Form der Markgenossenschaften zusammenschlossen. Die Siedler, Waldbauern, erstellten eine Hofreite und erhielten dieses mit Feld und Weideland als Sondereigentum. Der Ackerbau erfolgte in Verbindung mit Stallmistdüngung. (Auch dort, wo die Waldweide von Bedeutung war, wurde den dortigen Siedlern auferlegt, den Mist wieder zur Düngung der Weidefläche zu verwenden.) Diese Einzelhöfe (auch Meierhöfe genannt) als geschlossene Grundstücke sind bis heute praktisch unverändert geblieben. Der Wald, hier ein Hochwald mit nahezu ausschließlich Tannen und Fichten, befand sich in gemeinsamer Nutzung entsprechend der Markgenossenschaft. Eine direkte Eigentumszuordnung erfolgte erst zu späterer Zeit, als der Wald durch Flüsse wirtschaftliche Bedeutung erlangte. Zu späterer Zeit ging der Wald im Sinne eines „Allmend Waldes“ in den Besitz aller Bürger über. Am 10. Februar 1499 wurde der Fürst von Fürstenberg neuer Herr. Dieses Geschlecht tritt wiederholt durch weitblickende wirtschaftliche Entscheidungen und Maßnahmen in Erscheinung – im deutlichen Gegensatz zu den eher verschwenderischen Aktivitäten so manch anderer Grundherrschaften. Im Jahre 1592 wurde der Rombergische Wald durch den „Wildschapbachbrief“ in Eigenbesitz von 23 Meiern übertragen, der bis heute besteht. Die Parzellenzuteilung umfasste für jeden Erwerber gute und schlechte Geländeteile, steile und mäßige Hanglagen, sowie Süd- und Osthänge. Die damit verbundene „Fremelwaldstruktur“ bedeutet, dass eine naturgegebene Altersstruktur von jüngsten Anpflanzungen bis zu den hiebreifen Bäumen sowie Diversität der Baumarten diesen Wald charakterisieren. Monokultur mit ihren Anfälligkeiten wurde dadurch vermieden.

Die Eigentumsverhältnisse und damit die Verfügungsgewalt über den Wald und seine Produkte wie auch dessen Nebenprodukte einerseits, die wirtschaftlichen wie sozialen Entwicklungspotentiale auf der anderen Seite bedürfen einer genaueren Betrachtung. „Siedlungsnah“, das sind wir immer noch. Brenn- und Feuerholz wurde alltäglich gebraucht. Hütten, Häuser, Bauernhöfe aus Balken, Dielen, Laten entstanden. Doch wer kam auf die Idee, eine grandiose mit nachhaltiger Wirkung, aus Holz Kohlenholz, Holzkohle, den „Kohl“ werden zu lassen? Die Römer? Die Kelten? Erzschnelzen, aus Erz Metall werden zu lassen, das kannten und konnten bereits die Römer und auch Gesellschaften vor ihnen. Die Reste von Bergwerken aus dieser Zeit sprechen auch heute noch eine lebendige Sprache, im hinteren Kinzigtal ebenso wie im südlichen- oder nördlichen Schwarzwald. Die von Feuchtigkeit befreiten Holzscheite – auch Äste und geringer wertiges Holz konnte hier Verwendung finden – lieferten die höheren Hitzegrade. Nach und nach entstand Holzkohle. Um diese zu gewinnen, wurden 110 bis 120 Festmeter Holz bei 700 Grad in den fachmännisch, kunstvoll errichteten Kohlemeilern erhitzt und durch die vom Köhler wohlgesteuerte Luftzufuhr „verkohlt“. Heinrich Hansjakob beschreibt in seinen „Erzbauern“ sehr anschaulich, wie mühsam es war, soviel oder besser: sowenig Erz aus dem „kargen“ Boden zu holen, um vom Erlös mehr schlecht als recht leben zu können.

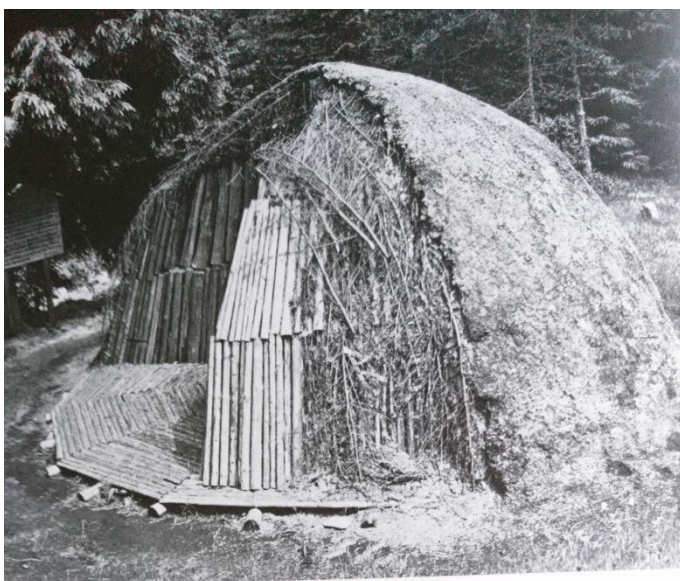


47 KÖHLER: Vorne links wird das bereits aufgeschichteter Holz mit Reisig abgedeckt, rechts daneben arbeitet der Meiler bereits unter laufender Beobachtung; Im Hintergrund wartet Holz darauf, aufgeschichtet zu werden. Oben links folgt das Stammholz zur weiteren Verkleinerung. Mit den Rechen wurden die Holzkohle-Stücke zusammengekratzt. Holzkohle, der Kohl, kannten bereits die Kelten und Römer als höherwertigen Brennstoff. Zwischen den Waldbauern und Köhlern gab es permanent Streit um das gute, wertvollere Holz. Denn die Köhler konnten Äste, Wipfelholz, sogar Faul Holz verwerten, auch andere Holzarten als Buche, Eiche, Fichte, Tanne. Im Schwarzwald sollten daher die Köhler vorrangig dort ihre Meiler errichten, wo Baumstämme für die Flößerei nicht auf den Weg gebracht werden konnten. (Quelle: Heimatmuseum der Stadt Freudenstadt)

Persönliches: Auf Cuba konnte ich diese schweißtreibende, „billige“ Arbeit ebenso beobachten wie in Nordvietnam. Auf der philippinischen Insel Camiguin wurden die harten, scheinbar bereits weitgehend trockenen Schalen der Kokosnüsse in einfachen Erdgruben auf diese Weise zur Kohle veredelt. Bereits vor 40 Jahren bezogen wir aus Rumänien Holzkohle. Heute zahlen wir für einen 3 kg Sack den Spottpreis von 2,99 €. Beschämend – für uns, die Grillweltmeister. Bei einer Wanderung im Belchen Gebiet mit meiner einstigen Freundin, späteren Verlobten und Ehefrau konnte ich in meinem ersten Freiburger Semester, im Sommer 1975, einige Zeit die Arbeit eines der damals letzten Köhler bestaunen. Ein paar Jahre später, bei einer Radtour in Rumänien, sahen wir das Beladen von LKW's mit Holzkohle für Deutschland. Bio-Holzkohle ist mittlerweile der besondere Renner.



48 a, b Köhler: Ende und Anfang: Die weiße Dampf- wolke nach Öffnen des Meilers ist ein deutliches Zeichen dafür, dass der Kohl gelöscht wird, hoffentlich erfolgreich. Restglut konnte den beladenen Wagen wieder entzünden. Lange, mühsame Arbeit war dann vergebens. Die Kohlemeiler wurden in Waldlichtungen angelegt, wo sie vom zerstörerisch wirkenden Wind geschützt waren. Auf vielen (Wander-)Karten finden wir den Eintrag „Kohlplatz“ als Beleg dafür, dass hier einst Köhler tätig waren. Das untere Bild zeigt, wie die Basis für den Meiler gelegt wird. Ob Rauchen während dieser Arbeiten am Meiler heute noch erlaubt wäre?



48 c, d Köhler: Die Aufnahme oben gibt den Querschnitt eines Kohlmeilers wieder: die fertige Bodenplatte, die neben- und aufeinander geschichteten Holzscheiter sowie Abdeckung mit Reisig. Eine gute Woche dauert das Schwelen des Meilers. Durch Öffnungen dringt der Wasserdampf nach außen, der dazu führt, dass die Holzkohle härter und kalorienreicher wird, einen höheren Wärmegrad erreicht. Diesen benötigten wiederum die Glasmacher, Keramiker, Erzschnelzen. (Quelle: Dr. Max Scheifele)

Pottasche war, wegen seines Kaligehalts, erforderlich für die Glasproduktion. Diese sollte nur dort gebrannt wurden, wo Dürholz, Abfall- und Windholz, auch hohle Bäume anstanden. Dieses minderwertige Holz zusammentragen, war mit deutlich mehr Aufwand verbunden, als normale Bäume hierfür zu fällen. Denn für die vergleichsweise geringe Menge an Pottasche waren unverhältnismäßige Mengen an zu verbrennendem Holz erforderlich. Konflikte mit Waldbauern und Flößern, die ihr wertvolles Holz zu höheren Preisen gewinnbringend auf die fernen Märkte bringen wollten, waren üblich. Auch hier stellt sich die Frage, wer auf die Idee kam, unter Verwendung von Pottasche grünes Schwarzwaldglas herzustellen. Die Römer kannten ebenfalls bereits die Technik hervorragender, künstlerisch aufwendig gestalteter Glasprodukte.



48 e Köhler im Fichtenwald: (Quelle: Postkarte 19. Jh.)



Harz wurde berufsmäßig gewonnen durch die „Harzer“. Auf verbotene, also heimliche Weise holten es die abgelegenen wohnenden, ärmeren Schwarzwälder. Der Harzsieder wiederum stellte durch Kochen und Auspressen reinstes Harz her. Tannen und Kiefern lieferten bis zu eineinhalb Pfund Harz pro Jahr. Spezialisten kümmerten sich um das besonders harzreiche Wurzelholz. In Oberkirch und Freudenstadt gab es für das vielseitig nutzbare Harz spezielle Harzmärkte. Der „Teerschweler“, auch „Schmiebrebrenner“ genannt, kümmerte sich um die weitere Verarbeitung. In 4 Meter hohen, doppelwandigen „Soleofen“ wurden in einer Art Destillationsprozess nacheinander Teerwasser, Kienöl und Pech gewonnen. Daraus wiederum folgten Gerbwasser für die Lederherstellung, das Terpentin als Reinigungsmittel, Wagenschmiere, Schusterpech; ferner Ruß als Ausgangsprodukt für die Farbherstellung. Harz wurde in Fässern per Floß als Transportgut, „Oblast“ genannt, an seine Bestimmungsorte gebracht.

Straßburg, Mannheim, Köln waren solche. (Erneut darf ich auf Heinrich Hansjakob verweisen.)

49 a Harzer in früherer Zeit: (Quelle: Jahresbuch des Historischen Vereins Mittelbaden, 1937)



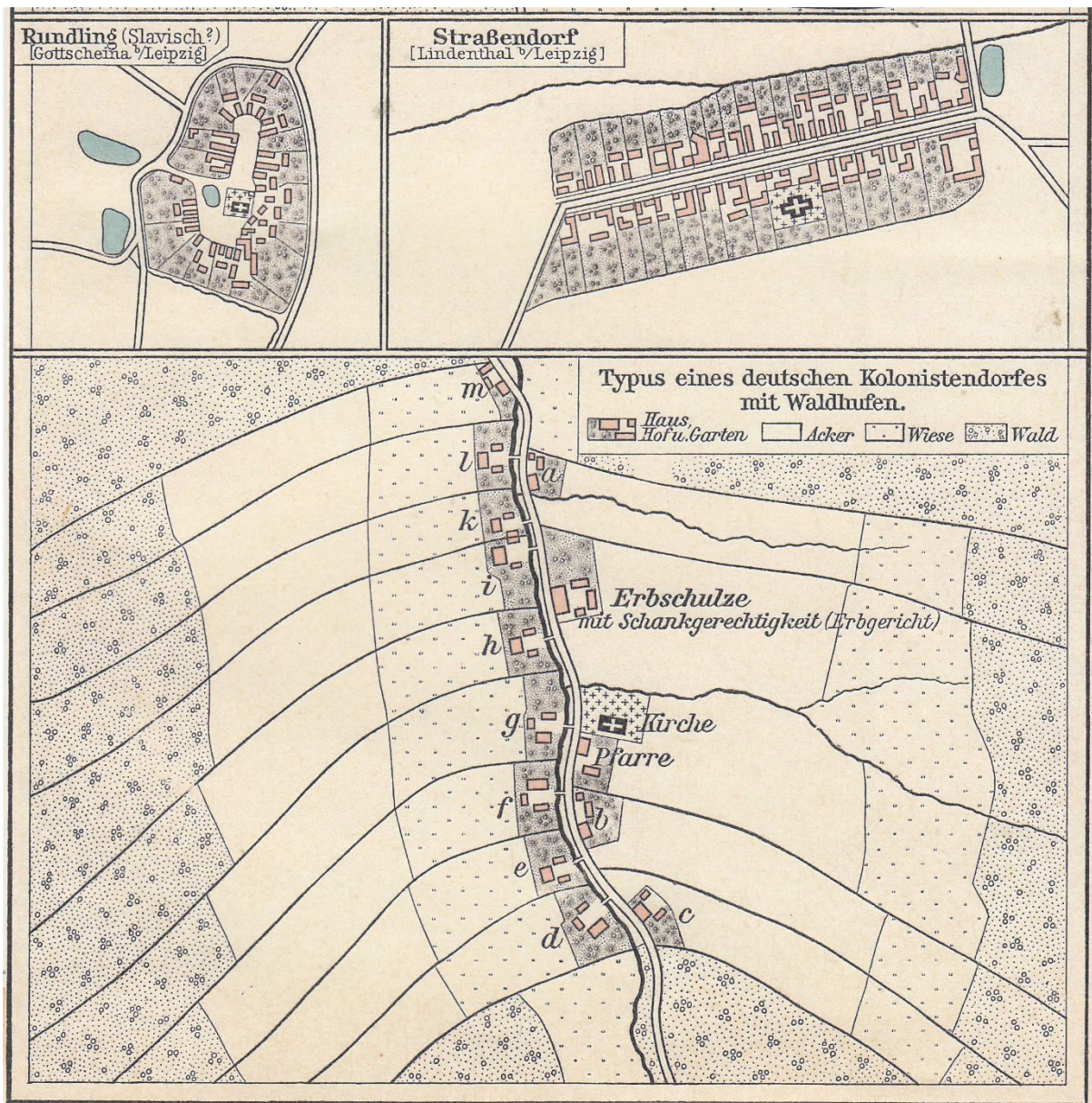
49 b Harzer: Harz war ein vielseitig verwendbarer / nutzbarer Rohstoff, z. B. als Wagenschmiere oder als Grundstoff für Farben. Seine Ernte geschah nicht selten in aller Heimlichkeit, weil von der Grundherrschaft verboten. Zudem minderte der Entzug des Harzes die Qualität des Floßholzes. Solche Bäume mussten deshalb speziell gekennzeichnet werden. Daraus gefertigte Flöße nannte man „...“ Harzsieder war ein eigenständiger Beruf. Denn, um reines Harz erhalten, musste durch Sieden für die Weiterverwendung und -verarbeitung als hochwertiger Rohstoff gesäubert werden. In Fässern gelangte es sodann als Oblast auf den Flößen an die Bestimmungsorte. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild, Privatbesitz)

Auch hier drängt sich die Frage auf, welche findigen, kreativen Geister alle diese Verwendungsmöglichkeiten des einzigen natürlichen Ausgangsproduktes / Rohstoffes Harz entdecken bzw. entwickeln konnten.

Die Römer dürfen wir getrost auch hier wieder erwähnen. „Trial and Error“, „Learning by doing“ sind immer wieder unsere heutigen Ausdrücke, derer wir uns für vergleichbare Prozesse bedienen. Für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im damaligen Europa allgemein, so auch für den Schwarzwald im Besonderen muss betont werden, dass die Jahrhunderte der Völkerwanderung, der Völkerverwüstung, keine besonderen, erwähnenswerten, gar positiven Entwicklungen mit sich brachten. Das Auffinden der Reste eines Balkenfloßes, wie es bereits die Römer kannten, bestätigt im Grunde genommen diesen Stillstand, mehr noch: eine zeitweise Rückentwicklung.

Trotz der überaus vielfältigen und vielstufigen Nutzung des Harzes war diese nicht unbestritten. Denn die wichtigsten „Lieferanten“ dieses Rohstoffes, die Fichten und Tannen, „bluteten“ regelrecht aus. Ihre Qualität verminderte sich für die anderen Verwendungsmöglichkeiten, zum Beispiel als Brennholz und Bauholz. Daher ist es nachvollziehbar, dass die badische Forstordnung des Jahre 1614 „**das Harzen als eine schädliche Verwüstung des Holzes ganz und gar abgetan und verboten**“ bezeichnete. Flöße, zusammengebunden aus solchen Baumstämmen mussten besonders gekennzeichnet und trugen den eigenwilligen Namen. Völlig abgelegene Waldungen, deren Nutzung anderweitig nicht möglich war, blieben von diesem Verbot ausgenommen. Die heimlichen Harzer hatten es hier daher leichter, nicht vom Förster erwischt und bestraft zu werden.

50 Siedlungstypen: Schwarzwald-Kolonisten wies man vorrangig Wald-Gebiete zu, die es zu Roden galt. So entstanden Waldhufendörfer. In unmittelbarem Anschluss an die Wohnbebauung lagen die zu bewirtschaftenden Felder, Äcker und Wiesen. Es folgte Wald. (Quelle: Historischer Atlas 1898)



4.1 Die Markgenossenschaften in der Ortenau

Diese ausführlicher zu behandeln, ist deshalb angebracht und wohl auch berechtigt, weil diese Genossenschaften in kaum einem anderen Siedlungsgebiet des Schwarzwaldes so deutliche Spuren hinterlassen haben wie in der heutigen (= badischen) Ortenau, der früher zu Zeiten der Schedelschen Weltchronik bezeichneten „Mortenua“. Ihre besondere geographische Lage dürfte mit ihrer Fruchtbarkeit der Grund für diese bereits so frühe Besiedlung, und in Verbindung damit, fortschrittliche Entwicklung gewesen sein. Denn wiederum stoßen wir auf die alten Römer, gefolgt von den Alamanen. Im 1400 Jahre alten Kloster Schutteren ist das einzige Mosaik aus römischer Zeit nördlich der Alpen zu bestaunen, wengleich nur unvollständig. (Korrektur: nach neuester Information vor Ort am 14.3.2023 waren es römische Arbeiter, die für das Kloster dieses Mosaik anfertigten – im 11. Jh. Nun: römisch bleibt es dennoch). Es ging darum, die Höfe, Weiler und sich zu Ortschaften entwickelten Siedlungen in einem noch weitgehend herrenlosen Land mit Grenzlinien zu versehen, noch undeutlich in ihrer natürlichen

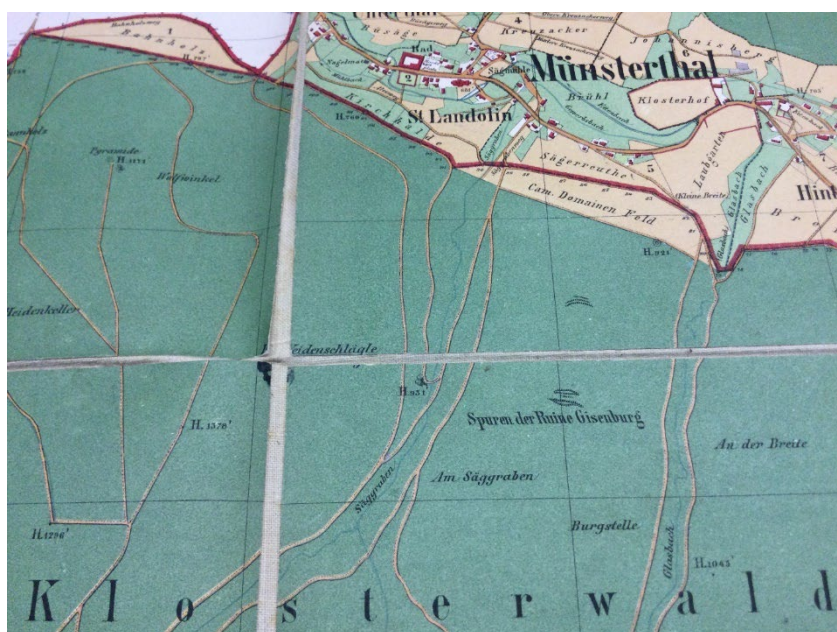
Lage. Diese Anhäufung von Menschen, Großfamilien, Sippen zu einem größeren oder kleineren Ganzen zu gemeinsamen Nutzen zusammenschließen und weiter zu entwickeln, war Hauptzweck. Als im 7. und 8. Jahrhundert die irischen und schottischen Glaubensboten / Mönche ihre Missionstätigkeit entfalteten, verbunden mit seelsorgerischer Tätigkeit, bedienten sie sich der bestehenden Hauptorte der Markgenossenschaften. Jede Mark erhielt solchermaßen zugleich einen wirtschaftlichen wie auch religiösen Zweck. (Gallus ist bis heute der Kirchenpatron von Hofweier, Pirmin der von Zunsweier, Brigitta die Patronin von Niederschopfheim). Die „Mark“ bestand aus Haus, Hof, Äckern, Wiesen und der Allmende als gemeinschaftlich genutzter Fläche. Die Allmende wiederum bestand aus Wald, Wasser, häufig auch Moor. Wald bildete den Hauptbestandteil der zur gemeinsamen Verfügung stehenden Fläche. Seine Nutzung für Bau- und Brennholz, den Eckerich, die Jagd, sonstige Früchte des Waldes wie Honig, Beeren, Pilze war elementar, somit lebenswichtig. Logische Folge wurde, dass sich diese Markgenossenschaften mit zunehmender Kultur, wirtschaftlicher wie sozialer, zu bloßen Waldgenossenschaften umgestalteten. Diese bedurften bald einer besonderen Verwaltung. Dazu ernannte man den „Heimburge“ als ökonomischen Beamten. Eine Verwaltung bestand aus so vielen Heimbürgen wie Gemeinden oder Orte daran Anteil hatten. In ihren Aufgaben stützte sie sich anfangs auf altüberkommenes Gewohnheitsrecht. Mit der Zeit bildete jedoch jede Markgenossenschaft ihr eigenes, wenngleich sehr ähnliches oder gar identisches Recht. In der Formulierung der alten Rechtsgebräuche wie den Mark- und Waldordnungen wurden diese nach und nach schriftlich festgelegt, dem so bezeichneten „Weistum“. Römische Rechtssätze bildete die Grundlage. Das **Zwölftafelgesetz der Römer (Ursprung: Solon)** sei als ein Beispiel genannt. Bei allen streitigen Angelegenheiten wurde auf diese Rechtssätze zurückgegriffen. Ihr Inhalt umfasste fast durchweg Bestimmungen wirtschaftlicher Natur: Holz- und Weidenutzungsrechte, Rechte an Windfall, Rodung, Strafen für Mark- und Holzfrevel sowie über den Eckerich (Äckerich). Denn letzterer hatte für die Schweinemast und somit für die Ernährung der Bewohner eine ganz besondere, weil existentielle Bedeutung. Erst mit der Entdeckung der Kartoffel und ihrer allgemeinen Verfügbarkeit als wichtigstes Nahrungsmittel, auch in unserer Region, ging die Bedeutung der Waldweide allmählich zu Ende.

Die seit Jahrhunderten währenden Nutzungsstreitigkeiten hatten, anstatt zu einer planmäßigen Waldwirtschaft zu führen, eine ebenso planmäßig betriebene Waldverwüstung zur Folge. Die Staatsbehörden mit ihrer Aufsicht über Flößerei, Scheitholz- wie auch Langholzflößerei, hatten hier ganz erheblichen Anteil. (Der Holländer-Holzhandel bildete hierbei längst nicht so sehr die einzige Ursache, wie dies immer wieder behauptet wird und zu lesen ist. Denn diese mächtigen, bis zu 35 Meter hohen Tannen- und Fichtenstämme waren für andere Verwendungszwecke wiederum zu mächtig. Keine Sägemühle konnte diese Riesen verarbeiten. Zudem konnten sie, bei entsprechendem Herrichten der Transportwege, vor allem der Riesen und der Floßstraßen, als ein großes Ganzes relativ sehr kostengünstig auf den Weg nach Holland gebracht werden. Der „Zopf“, das dünnere Ende musste mindestens 42 Fuß (ca. 15 cm) im Durchmesser aufweisen, als Zeichen für einen künftig wirklich stabilen Schiffsmast. So reichte, beispielsweise entlang der Ettlinger Alb, ein etwas mehr als ein Meter breiter Bach für die „Holländer“ völlig aus. Allerdings: tief genug musste er schon sein, der Bach, und sehr gerade.

Seit dem 17. Jahrhundert griffen die adligen Landesherrn immer tiefer in die Belange der Forstwirtschaft der alten Genossenschaften ein und nahmen mehr und mehr Teile der Markwälder in ihren eigenen Besitz. Auch die Anschauungen der Staatsbehörden über die alten Wirtschaftsordnungen änderten sich im Laufe der Zeit. Dies führte zunehmend zu einer Aufhebung der alten Formen. Die nutzungsberechtigten Gemeinden übernahmen die Wälder als einziges Überbleibsel der einstigen Markordnungen. Im Begriff der „Allmende“, dem Allmend- oder Allgemeinbesitz, sind noch Reste der alten Mark- und Waldordnung enthalten und lebendig geblieben (14. Juli 1807). Massive Veränderungen im

Eigentum am Wald erfolgten in der Folge der Säkularisation 1803, nicht nur im Schwarzwald. Klosterwäldungen „übernahm“ der Adel, so auch von den niederbayerischen Klöstern, wo uns heute in den Wäldern „große“, vor allem reiche adlige Namen begegnen.

Nehmen wir als erstes Beispiel die „**Ettenheimer Mark**“, einen „Genossenwald“. Folgende Orte gehörten dem Markwald an: Altdorf, Kappel, Grafenhausen und Ringsheim. Die Orte Dörlinbach, Münchweier, Münstertal, Orschweier und Wallburg waren Eigentum des Klosters Ettenheimmünster. Als anfängliche „Klosterzelle“ fiel das gesamte Erbgut des Gründers (715) an den alemannischen Herzog Ruthard. Dieser gab 748 sein ganzes Erbgut – mit Zustimmung seiner Gemahlin Wiegand – diesen beiden Institutionen, der Stadt Ettenheim sowie dem aus der Mönchszelle heraus entstehenden Kloster. Hartnäckige, gewalttätige Streitereien begleiteten die Nutzung des Waldes dauerhaft. Es ging um das Eckerrecht (schon wieder! also das Recht am Eckerich für die Schweinemast), welches im 16. und 17. Jahrhundert zu zwei „Sauprozessen“ führte. 1741 mussten die Ettenheimer als Strafe für begangene Straftaten 40 Morgen Wald an das Kloster abführen. Als Folge von Misswirtschaft wurde eine feste Bürgerholzabgabe von zwei Klafter festgesetzt. Der Bischof von Straßburg, „Hüter“ über das Kloster, führte lang dauernde Prozesse wegen des Eigentums am Genossenwald. Dennoch, der völlige Zerfall des Waldes war unaufhaltsam. Im Jahre 1803, dem Beginn der vom Adel betriebenen Säkularisation, verfaulten mehr als 5.000 Klafter Brennholz im Wald. Die klösterlichen Waldanteile zog der Staat an sich. 1807 erfolgte die Verteilung des restlichen Waldes an die berechtigten Gemeinden.



51 Klosterkarte Ettenheimmünster: (einst: Münstertal) Die überaus praktische unmittelbare Nähe von Kloster und Klosterwäldungen wird an dieser Karte deutlich (Quelle: GLA, Münstertal)

Persönliches: Die in diesem Abschnitt genannten Ortsnamen sind mir in allerbesten Erinnerung. War es doch einer dieser Orte, wo ich die Liebe meines jungen studentischen Lebens fand. Drei Kinder gingen daraus hervor. So mancher Gewannamen ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Denn der Schmieheimer Wald war es wiederholt, wo der „Schlagraum“ als große Familie mit Kind und Kegel gemacht wurde und

per Traktor nach Altdorf „uff de Hof gfiert wore isch“. Die Vesper im Wald mit Speck, selbstgebackenem, leicht schwarzrindigem Brot und „eigene wii“ schmeckt in der Erinnerung noch so wie damals, auch wenn er noch so „sauer“ war und zudem seinen ganz speziellen „hauseigenen“ Schwefelgeruch und -geschmack nicht verbergen konnte.

Eine weitere Anfügung folgt aus dem Sagenbuch des Schwarzwaldes von Wilhelm Straub (1963)

Der Geisterbaum zu Altdorf. In Altdorf bei Ettenheim stand früher ein großer Bauernhof, in dem wollte niemand wohnen, da es darin umging. Der Hof wurde bald an einen jungen Mann verkauft, der in der Gegend fremd war. Der neue Besitzer wandte alles an, um die tobenden Geister zu verjagen – doch vergebens. Endlich entschloss er sich, nach Rom zum Papst zu wandern, um ihm seine Not zu klagen. Der Papst gab ihm einen Stock und sprach zu ihm: „Auf diesen Stock gestützt musst du die Heimreise antreten. Zu Hause musst du ihn in die Erde stecken!“ Der Bauer tat, wie ihm geheißen ward. In kurzem wuchs der Stock zu einem mächtigen Baum heran, und von nun an war im Hause Ruhe. Nach einiger

Zeit wurde der Hof verkauft, und der Baum wurde umgehauen. Von diesem Augenblick an regten sich wieder die Geister. Doch dauerte die Plage nur kurze Zeit; denn der Baum schlug bald wieder aus.

So ist es erklärlich, dass es in und um Altdorf auch heute noch immer genügend Holz gibt. Ich kann's bezeugen.



52 Mosaik in der Klosterkirche Schuttern: (Kain erschlägt Abel). Mit dem einstigen Kloster Schuttern, gegründet im Jahr 603 und gelegen an dem Flüsschen Schutter, verbinden sich verschiedene historische Aspekte / Elemente, nicht nur der der Flößerei. Erneut ist hervorzuheben, dass damals die Rheinebene weitaus holzreicher war als wir uns heute vorzustellen vermögen. Laubholz, das heißt Buchen und Eichen waren reichlich vorhanden. Ein weiteres Mosaik befindet sich im Untergeschoß der Abteikirche und entstammt der Römerzeit, beredtes Zeichen für die intensive römische Besiedlung der Rheinebene bereits im 1. Jahrhundert. Ent-

lang der Schutter befinden sich mehrere weitere Reste aus römischer Zeit. So im heutigen Lahr ein Vicus mit auffallend fünf Brennöfen für Keramik, weiter flussabwärts am Schutterufer eine Art kleiner Tempel. Die Schutter wird wohl bereits zu römischer Zeit für Holztransporte nützlich gewesen sein. (Stand 14.3.2023: dieses „römische Mosaik wurde von zwei römischen Arbeiter des Klosters im 11. Jh. geschaffen – als römisches Mosaik kann es ebenfalls bezeichnet werden. Quelle: Histor. Verein Schuttern anlässlich eines Vortrags über das Geschlecht der Geroldsecker und dem Kloster Schuttern. Schuttern hatte danach auch eine Burg, es war zudem zeitweise Stadt)

Der „**Friesenheimer Hochwald**“, zwischen Kinzig und Schuttertal sowie der Rheinebene gelegen, reichte hinauf bis zum Steinfirst. Ursprünglich war er der Kirchspielwald des Kirchspiels Friesenheim mit seinen Orten Heiligenzell und Oberweier. Im Jahre 1016 schenkte Kaiser Heinrich II. die Dörfer Friesenheim und Heiligenzell mit deren Waldungen dem Kloster Schuttern. Nie endende Streitereien zwischen diesem und den übrigen Waldgenossen bzw. deren Landesherrn waren die Folge. Die bekannteste Waldordnung vom 3. Februar 1631, erlassen von Abt Tobias von Schuttern und Markgraf Wilhelm von Baden, blieb bis zur Auflösung der Waldgenossenschaft in Kraft. Die in diesem Zusammenhang erfolgte genaue Vermessung des Waldes sorgte für eine lange Zeit relativen Friedens. Dafür sorgte auch das jährliche Waldgericht. Die wiederholt ab Mitte des 18. Jahrhunderts geforderte Auflösung des Markverbandes mündete schließlich am 30. Dezember 1808 in einen Teilungsvertrag – verbunden mit erneuten und wiederholten Streitereien. Erst 1846 kam es zwischen den Gemeinden zu einem Schlussvergleich. Von Flößerei ist in diesem Waldgebiet nicht die Rede. Erneut: „Siedlungsnah“ konnten sich die Menschen versorgen.

Im Tal des Harmersbach und der Nordrach mit ihren zugehörigen Höhen lag die „**Forstgenossenschaft Zell a. H.**“. Biberach, Entersbach, Fischerbach, Lindach, Mühlstein, Neuhausen, Nill, Schottenhöfe waren die sie bildenden Gemeinden, Weier und Höfe. Grundherren waren die freie Reichsstadt Zell a. H., das Reichsgut Harmersbach, das Fürstentum Fürstenberg sowie das „Gotteshaus“, das Benediktinerkloster Gengenbach. Diese Forstgenossenschaft entstand aus einer früheren Markgenossenschaft, in der das bereits im 9. Jahrhundert gegründete Kloster Gengenbach die „Obermärkerschaft“ einnahm, die Leitungsfunktion. Auch hier waren wiederkehrende Streitereien mit langjährigen Prozessen üblich. Sie führten wiederholt bis vor das Reichskammergericht. Wie andernorts ging mit der Säkularisation das Klostereigentum an den Staat über. Doch erst 1823 kam es zur Teilung der gemeindlichen Anteile.

Neue, selbständige Waldgenossenschaften unter neuer Rechtsform bildeten sich, so mit Fischerbach, Lindach, Mühlstein, Schottenhöfe, Unterharmersbach.

Als weitere Mark- bzw. Waldgenossenschaften seien noch die folgenden genannt: die Mooswaldgenossenschaft, der Gottswald westlich von Offenburg, die Ulmer Mark, der Korcker Wald, der Maiwald bei Renchen (siehe hierzu die Ausführungen über die Flößerei auf der Acher) und der Windecker Genossenschaftswald. Ihre Entwicklung ist ähnlich den beschriebenen.

Der „Wald Gottes“ = Gottswald bei Offenburg war – „Omen est Nomen“ – ein Lehen des Benediktinerklosters Gengenbach. Bis in die jüngste Vergangenheit standen dort noch einige „Gerichtseichen“. Hier war der Ort, so eine Überlieferung, an dem Gericht gehalten wurde, um Waldfrevel zu ahnden.

Im Kapitel über die Murgschifferschaft tritt diese Form der „Real-Genossenschaft“ (Waldmarkgenossenschaft) noch wesentlich deutlicher zutage. Denn: sie schloss die Sägemühlen und die Flößerei mit ihren zusätzlichen Pflichten (und auch Rechten) mit ein. Waldbauern waren dort zugleich Waldflößer, auch Wildflößer genannt. Bis heute besteht sie als „Realgenossenschaft des alten deutschen Rechts“. Realien, die Waldgrundstücke, die die daraus resultierenden Rechte in Form von Stimmrechten, nicht Geld, stellten und stellen auch heute noch das Kapital dar. Daraus wurden die jeweiligen Nutzungsrechte für das Flößen durch die Mitglieder abgeleitet – sowie auf die Nutzungsrechte an den Sägewerken übertragen. Anders ausgedrückt: der einzelne Eigentümer an einer Waldparzelle konnte und durfte nicht beliebig viel Holz einschlagen und auf den Markt bringen. Verhinderung von Überangebot an Holz, verbunden mit Preisverfall als unvermeidliche Folge war vorrangiges Ziel dieser wohl bedachten Maßnahme. Nicht selten war dieses Ziel ganz bewusst und somit ausdrücklich eingebunden in die einzelnen Floßordnungen.

Wie bereits allgemein dargelegt, waren es die Klöster schon sehr früh – ab dem 8. Jahrhundert die Benediktiner in Gengenbach, ab dem 11. Jahrhundert der gleiche Orden in Alpirsbach – denen von ihren Stiftern große Waldflächen übertragen wurden. Keineswegs ohne den Eigennutzen im Auge zu haben: die Besiedlung und Nutzung des Bodens erbrachte Zölle und andere Abgaben – und diente selbstverständlich stets zudem dem eigenen Seelenheil, dem sicheren Platz im Himmel. Die körperliche Sicherheit der Grundherrschaft darf nicht unerwähnt bleiben: selbst die Klöster mussten im Kriegsfall Mönche für den Kriegsdienst stellen.

Für die Alpirsbacher Benediktiner waren dies im Jahr im Jahr 1095 Ruotman von Neckar-Hasen, Adalbert von Zollern und Graf Alwin von Sulz. Damit das Kloster sich erhalten und versorgen konnte, bekam es das Reinerzauer Tal und das Kaltbrunner Tal, später noch das Ehlenbogener Tal – bei sich im Zeitverlauf wiederholt verändernden Eigentumsrechten. Rings um den Oberlauf von kleiner und großer Kinzig war Alpirsbacher Klosterwald.

Laienmönche sind es anfangs gewesen, die in der Umgebung das Neuland unter den Pflug genommen haben, die für eine Rodung der Wälder und die daraus resultierende Besiedlung wichtige, aus heutiger Sicht, ideale Strukturen geschaffen haben.

Neben den Klöstern Alpirsbach und Gengenbach erlangten auch die Schwestern des Klosters Wittichen (sie entwickelten sich als anfängliche religiöse Wohngemeinschaft zu Beginen, schließlich zu Zisterzienserinnen) nach und nach gewaltige Wäldereien, verbunden mit all den daraus resultierenden Rechten und Pflichten. Die ökonomischen Aktivitäten durch die nahegelegenen Bergwerke seien zumindest hier am Rande erwähnt.

Zimmer 1782
 Den 21. May 1782. Auf dem Papierfabriken-Pan
 gelyfanden den oben beschriebenen Stadt-
 Verordnungs-Zimmer - Holz folgenden Holz
 ar. 1782.
Gemein gantz Holz.

7. 1. 1	14. Stamm 30 Pf.	4	
19	14. Stamm 40 Pf.	14.8	
		= 18.8	25. f.
1. 12. 4	3. Stamm 60 Pf.	12	27. f.
	<u>gemein Truch Holz.</u>		
15. 2. 4	56. Stamm 10 Pf.	112	27. f.
	141. Stamm 80 Pf.	112	
154. 2. 7	160. Stamm 60 Pf.	640	
		= 1062	29. f.
6. 3.	3. Stamm 60 Pf.		25. f.
	<u>Tann-Baum</u>		
41. 8.	23. Stamm 50 Pf.		26. f.
49. 14.	19. Stamm 60 Pf.		46. f.
21. 10.	9. Stamm 70 Pf.		7. f.
3. 12. 14. 3	Holzholz-Baustein-Bauholz-Palstern-P.		
28. 8. 6.	agio 2. und 11. f. groß		
3. 41. 29	3. 41. 29		

Josef G...
 von ...
 ...

53 Beleg über einen Holzverkauf in Strasbourg: Auf eine irgendwie geartete Vergleichsrechnung bezüglich des Wertes der Florentiner Gulden, der Heller, der Taler, usw. habe ich bewusst verzichtet. Denn bei einem Zeitraum von gut und gerne Tausend Jahren der eigentlichen Flößerei und des Holzhandels hätte dies nur sehr bedingte Aussagekraft. (Quelle: Stadtarchiv Strasbourg, Foto: Verfasser)

Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist für den Waldbesitz des Klosters Alpirsbach aufgrund einer Stichproben-Untersuchung, durchgeführt von einer fünfköpfigen amtlichen Kommission, folgendes ermittelt worden:

Die Kommunal- und Privatwaldungen befanden sich in einem weit besseren Zustand als die klösterlichen. In der gesamten Klosterwaldung gab es keine Holländer-Tannen mehr. Der Steinwald, der mit 258 ha den weitaus größten Anteil der Klosterwaldungen von insgesamt 1133 ha einnahm, war auf herzoglichen Befehl zur Herstellung von Holzkohle für die Werke in Freudenstadt-Christophstal „über alle Maßen abgeholzt“ worden (80 bis 90 Prozent). Floßholz und Brennholz für die Bevölkerung war nur noch in Ausnahmen vorhanden. In den anderen Teilen der Klosterwaldungen sah es nicht viel besser aus: Floßholz gab es nur noch in ganz geringem Umfang. Brennholz

für die Bevölkerung konnte vielfach nicht mehr abgegeben werden; Bauholz war nur noch für das Kloster verfügbar. Auch Sägeholz war nicht mehr verfügbar. Einzig positiv wird vermerkt, dass allenthalben nachwachsendes Holz den jüngeren Altersklassen zuzuordnen war, daher mit einer vielfältigen Nutzung jedoch erst wieder nach einer langen Wachstumsperiode zu rechnen sei. „Ungeschicktes Holzauszeichnen des Waldmeisters“ wird als Ursache für den Ruin durch Überhiebe in den Klosterwäldern angeführt. (Wer erteilte ihm die Aufträge hierzu? Dies zumal über lange Zeiträume!) Der nur noch zu einem geringen Prozentsatz vorhandene Rest an nutzbarem Wald bot zudem dem Wind gefährliche Angriffsflächen. Durch „Windwürfe“ kam es in der Folge zu „plattigen“, folglich ebenfalls weitgehend ruinierten Waldflächen.

Im Anschluss meines Vortrages über „2000 Jahre Schwarzwaldflößer“ am 28. April 2023 in Bad Krozingen ergab sich ein langes und sehr ergiebiges Gespräch mit Herrn Dr. Helmut Volk (einst Leiter der Abteilung Landespflege der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg.) Die in seinem fünf Aufsätzen dargelegten Aussagen darf ich hier in zusammengefassten Thesen wörtlich wiedergeben:

- „Der Schwarzwald wurde spätestens seit 1200 v. Chr. abgebrannt, gerodet oder zu grasreichen Weidewäldern umgestaltet; ...“
- „Im Südschwarzwald schmolz der Urwald seit 1000 v. Chr. zusammen. Kelten und Römer schufen eine bis in die Hochlagen genutzte Landschaft.“
- „Klöster entstanden in einer genutzten Kulturlandschaft...“

- „Im Nord- und Südschwarzwald setzte die Nutzung von Urwäldern bereits im 1. Jahrtausend vor Christus ein. Im Mittelalter dominierten Kulturwälder. Die heutigen Wälder wurden in den letzten 230 Jahren gezielt aufgebaut. ...“

4.2 Waldarbeit – Männerarbeit

Jules Theophile Schuler (18. Juni 1821 bis 26. Januar 1878), elsässischer Zeichner, Maler und Illustrator, verdeutlicht in seinem 1851 erschienenen Werk „Les Boucherons et les Schlitteurs des Vosges“, auf beeindruckende, ja dramatische Weise, wie Arbeit im Wald aussah. Ich erlaube mir den persönlichen Zusatz: Kein Photograph hätte hier bessere, das heißt aussagekräftigere Bilder machen können. Er verdeutlichte auch, wie Normierung, vorgenommen bereits im Wald und nicht erst im Sägewerk oder anderswo, in der Praxis aussehen konnte. Da werden zum einen die langen, mächtigen Baumstämme auf Schlitten zu Tal gebracht. Sechs Meter lange einerseits, acht Meter lange Stämme andererseits, werden ebenfalls zu Tal geschlittert. Damit die Schlitten in der schneelosen Zeit genutzt werden konnten, mussten zuvor auf äußerst aufwendige, sehr teure und gefährliche Weise „Holzstraßen“ in den Wald gelegt, gebaut werden. Die Riesen im Schwarzwald dürfen wir damit vergleichen. Geschlittert wurde übrigens ebenfalls im Schwarzwald, je nach Steilheit und Beschaffenheit des Geländes.

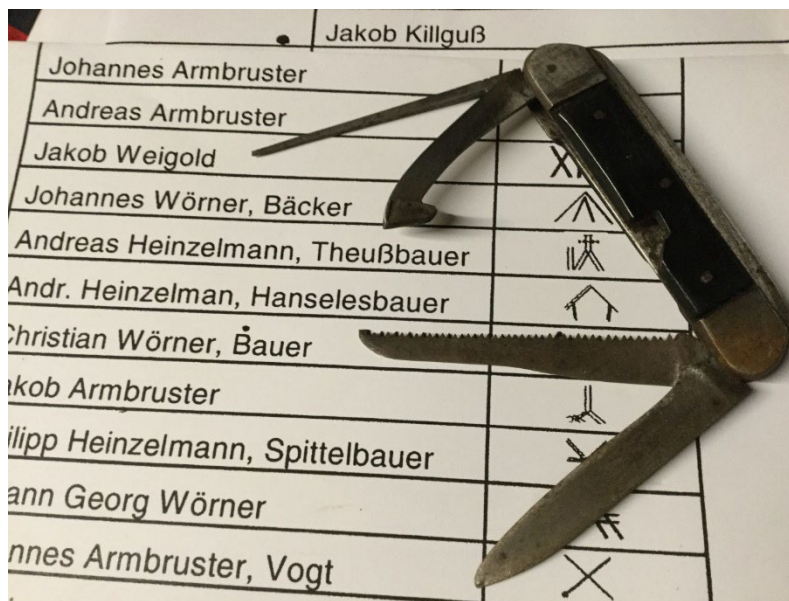
Feuchtigkeit, Nässe, Schnee und Eis, diverse Fette („Unschlitt“), machten diese Holzstraßen rutschfähig. Am Ende der Reise, ergänzt durch Ochsen- und Pferdekraft, stand am Bach oder Fluss ein Sägewerk. Dort wurden die Holzstämme in handelbare Bretter und Balken zersägt und auf Fuhrwerken zu den Wasserwegen gebracht. Wie eine der Zeichnungen lebhaft widerspiegelt, wurden auch gesägte Bretter verflusst– nachdem bereits ein Sägewerk, „Sägemühle“ genannt, wertschöpfend tätig war. Im Schwarzwald, vermutlich ebenso in den Vogesen, durften Knechte einmal im Jahr ein solches Floß, „Katzenfloß“ genannt, auf eigene Rechnung auf den Weg bringen – nicht selten zum Ärger der professionellen Flößer.



54 Schwarzwälder Schlitten: gesehen und fotografiert vor einem Gehöft an der Kleinen Kinzig nahe der Abzweigung Wittichen – Reinerzau (Foto: Verfasser)

Lächelnde Gesichter finden sich in den Zeichnungen Schulers keine. Es sind ohne Ausnahme müde, erschöpfte, leidende, Gesichter. Selbst die Zugtiere, Ochsen, Pferde, Mulis leiden.

Am Anfang der die Flößer betreffenden Waldarbeit stand das Aussuchen und Kennzeichnen der besonderen und zu fällenden Baumstämme. Es folgt das Asten der Bäume, eine ebenfalls recht gefährliche Arbeit. Sicherungen und damit Sicherheit wie sie nach und nach üblich wurde, gab es damals keine. Nun können die 20 bis 30 Meter hohen Tannen und Fichten (auch die „Holländer“) mit Äxten und Sägen, den „Trummsägen“ gefällt werden. Das Einschlagen (üblich im Alpenraum) oder Einritzen des Hauszeichens war wichtig, unverzichtbar zur Identifizierung des Holzeigentums – somit die Rückverfolgung des Eigentums, notfalls von Holland bis zurück zum Hof im hintersten, obersten Schwarzwald-Bauernhof. „Lieferketten-Gesetz“ nennen wir dies heute. (Als langjähriger Dozent u. a. für „Materialwirtschaft und Logistik“ empfinde ich verständlicherweise besondere Freude über derartige Weitsicht, auch meiner Vorfahren.)



55 Flößer Messer: Seit wieviel Generationen dieses Waldbauern- Messer im Besitz meiner Familie ist, weiß ich nicht. In Erinnerung geblieben ist mir, dass mein Vater – wenn er im Keller in seiner Werkstatt arbeitete – nur die bis heute geschärfte Messerklinge benutzte. Der Stichel, die Säge, auch der Reisser oder Risser zum Markieren des Holzes (Markieren des Hofzeichens!) sind noch weitgehend jungfräulich. (Es bedurfte keines besonderen „Lieferketten-Gesetzes“, wie es mit dem 31. Januar 2023 in Kraft trat. Jeder Holzhändler konnte anhand des Hofzeichens den Ursprungsort des Baumstammes nachverfolgen. Gab es entsprechende Verzeichnisse? Wer führte solche?)

Es folgen Entrinden und weiteres Entasten, sodann Zersägen der Stämme in die gewünschten Längen. Ochsen und Pferde zogen diese an die Zwischenlager-Plätze. Die verwendeten Ketten mit Eisenkeilen waren so schon in der Römerzeit gebräuchlich und sind es bis heute geblieben.

Streit der besonderen Art – vermutlich nicht nur an Murg und Oos – erwuchs aus der Verwendung und Verschwendung an Astholz als Brennholz: für die Wagner war das gewachsene, auf natürliche Weise gebogene und geschweifte Krummholz besonders begehrt bei der Herstellung von Wagen und Schlitten, Karren, später von Chaisen und Herrschaftsschlitten. Denn die naturgewachsenen gewinkelten und gebogenen Teile waren weitaus stabiler, zudem schneller einsetzbar als die durch mühsames Herausarbeiten gekrümmten Werkstücke aus dem vollen Holz. Gleiches galt für den Schiffsbau. Dort waren ebenfalls von der Natur gebogene Hölzer wertvoller, weil stabiler, als entsprechend zugesägte.



56 Wagenrad (Segment): An diesem kleinen Ausschnitt eines alten, wurmstichigen Wagenrades lässt sich erkennen, wie die vom Metallreif zusammengehaltenen und ausgesägten, nicht in ihrer Biegung gewachsenen Holzteile stabilisiert werden. (Foto: Verfasser)

Diese Unstimmigkeiten führten dazu, dass der Verwalter der Sägemühle in Rotenfels errichtete Holz-

lager die folgende Arbeitsteilung einführte. Bau- und Schnittholz richteten „Lagerholzhauer“, Scheitholz bereiteten die „Brennholzhauer“ vor, das Wagner- und Daubenholz suchten die „Werkholzhauer“ aus und legten es, je nach Eignung für den Verwendungszweck gesondert, zum Abtransport nach Rotenfels bereit. In der Anfangszeit waren die Holzhauer auch diejenigen, die Scheit- und Stammholz „verflötzen“. Nach und nach, vor allem durch die zunehmend steigende Holzmenge stellte sich heraus, dass auch hier Arbeitsteilung und Spezialisierung sinnvoller, weil praktischer war. Holzhauer blieben für ihre Arbeit mitunter zunehmend über Wochen und länger im Wald, andere übernahmen das Flößen.

Vor diesem Hintergrund bzw. in diesem Zusammenhang ist es gut angebracht, darauf erneut hinzuweisen, dass sowohl die Arbeit im Wald als das Verflößen des Holzes – Scheitholz wie Floßholz – nur nach den Regeln der Solidarität zu bewältigen war. Die damit verbundene Arbeitsteilung, zugleich Spezialisierung des einzelnen Arbeiters führten bis hin zu Berufsbildungen vielfältiger Art – wie wir diese heute als selbstverständlich annehmen.

Wer an der Murg entlang radelt oder wandert, muss sich wundern, wie in dem felsenreichen Gewässer das Holz seinen Weg ins Tal nach Steinmauern, einem wichtigen „Umschlagsplatz“ finden konnte. Es gab die „Kummerbrecher“. Ihre ganz besondere Aufgabe und Tätigkeit war es, hängengebliebene Stämme, die „Kummer“ (auch Kommer genannt), mit ihren Haken und Stangen wieder zurück ins Wasser zu stoßen. An den Felsen, an den Felsnasen, zersplitterten viele dieser Stämme. Diesen, mitunter beträchtlichen Verlust nahm man in Kauf, weil er beim damaligen Holzreichtum (noch) nicht besonders ins Gewicht fiel.

Die Murg mit ihren Quellbächen (als ein sehr gutes Beispiel) liefert auch heute noch Aufschluss über die verschiedenen Techniken, mit denen die verschiedenartigen Hölzer zu Tal gebracht wurden: da waren zum einen die Ochsen in der Verantwortung des Ochters, gut einsetzbar in relativ flachem Gelände. Bei steilem Gelände lohnte das Anlegen von Riesen. Im Winter bei Schnee und Eis eigneten sich die keineswegs leichten und auch nicht leicht steuerbaren Hörnerschlitten zum „**Schlitteln**“. Ebenfalls in flacherem Gelände fügte man gefalzte, vertiefte Hölzer – so bezeichnete „Kühner“ oder „**Kähner**“ – dass Scheiter oder kurze Stämme durch eingeleitetes Bachwasser geflötzt / geflößt / gefläzt werden konnten. Oder, seltener: man befestigte auf den Pfaden quergelegte Knüppel, schmierte diese mit Seife oder Unschlitt oder anderen Fetten ein. Lasten bis zu zwei Ster konnten auf diese Weise auf einmal transportiert werden.



57 Kähler in der KuK Monarchie (Maramurescher Alpen): Wiederrum wird deutlich – ob, wie hier in der Maramuresch oder im Schwarzwald, Zeit, Arbeit, Verzicht auf Geldeinnahmen - dass erst eine Investition getätigt werden musste, bis der Rückfluss in klingender Münze erfolgen konnte. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild)

Die Instandhaltung der Uferborde, der Uferböschungen der Bäche und Flüsse erforderte andauernde und ganz besondere

Aufmerksamkeit. Gemäß der meisten Floßordnungen bzw. Bachordnungen waren es die Flößer, die hier Verantwortung trugen, bis hin zur Schadenersatzregelung in barem Geld. Nicht nur an der Murg bildete sich für diese Aufgabe eine spezielle Arbeitsgruppe heraus, die so bezeichneten „**Faschinenmacher**“. Ebenso die Anfertigung von Bau- und Dachschindeln durch den Schindelmacher hatte sich schon sehr früh als selbständiges Gewerbe von der Holzhauerei abgezweigt. Im gesamten Schwarzwald fallen uns diese mit Schindeln bedeckten Dächer, aber auch Hauswände auf. Schutz des Gebäudes, Isolation bei Wärme und Kälte waren eine ihrer Aufgaben. Dekorative Aspekte traten hinzu. Diese Schindelmacher suchten sich die für sie am besten geeigneten Stämme heraus, zersägten sie und transportierten diese so benannten „Schindelklötze“ gesondert ab.

Ähnlich einheitlich verfuhr man in den anderen Gegenden des Schwarzwaldes, trotz oder gerade wegen der unterschiedlichen Grundherrschaften, der unterschiedlichen Eigentumsregelungen. Bereits im Jahr 1560 ist in einer der zahlreichen Floßordnungen festgelegt, in welchen Längen und Dicken bzw. Stärken Holz aus dem Schwarzwald auf die Holzmärkte gebracht werden durfte. Wir dürfen, beziehungsweise wir müssen auch wieder auf die Römer und Vitruvius zurückgreifen. Die zahlreichen Garnisonen und Kastelle des Imperiums, die größte Dichte findet sich entlang des Rheins, diese waren durch Einheitlichkeit, durch Normierung, nicht durch Individualität gekennzeichnet. (Noch nicht unter Caesar – zu seiner Zeit waren die Garnisonen noch in polygoner Form errichtet – erst Augustus führte die einheitliche Rechtecksform und die genormten Legionärsbehausungen wie andere Gebäude ein. Vitruv entwarf die einheitlichen Pläne dafür. (Siehe Anhang 1))

Die Stämme eines „**Gemeinholz-Floßes**“ hatten verschiedene Dicken zwischen von 3 bis 5 Zoll, 5 bis 7 Zoll sowie 8 bis 10 Zoll an ihrem jeweils dünnen Ende.

Die Länge dieser Flöße betrug 40, 50, 60, 70 Schuh.

In Sägeklotzform betrug die Länge 18 bis 24 Schuh.

Gemeinholz („allgemeines Holz“) wurde erst auf den näheren Märkten verhandelt und ge- bzw. verkauft. Es war in der Regel von nachrangiger Qualität. Es im Fernhandel nicht verkauft zu bekommen, war zu riskant.

„**Gefrömtes Holz**“ hatte 9 bis 12 Zoll Dicke, bei gleichen Längen wie Gemeinholz. Für dieses Holz waren bereits vor dem Transport Käufer tätig gewesen. Sie kamen sehr häufig an Ort und Stelle, z. B. bis ins Kinzigtal, nach Kehl, nach Straßburg. Während des Holländer-Holzhandels kamen sie bis von dort ins Kinzigtal. „Compagnien“, Holzhandels-Gesellschaften, waren es mit ihren Vertretern.

„**Tromholz**“ war die Bezeichnung für kleinere Sägeklötze. Sie waren 13 bis 14 Zoll dick an ihrem kleineren Ende. Die Länge betrug 20 und 27 Schuh.

Das wertvollste Floßholz, die „**Holländertannen**“, Weißtannen, Fichten, Forlen waren zwischen 62, 72 und 82 Schuh lang. Ihre Dicke am kleinen Ende betrug 16 ½ Zoll.

Zum Vergleich und zur besseren Orientierung: ein „Zoll“ entspricht in etwa 10 cm, ein „Schuh“ ca. 28,5 cm.

Handwritten calculation of wood volume (likely in cubic feet) for 'gemein Bruch-Holz' (common broken wood). The entries are:

Item	Dimensions	Price
15. 2. 4	56. Stamm 10. 1/2 f.	112. ... a 27. f.
154. 2. 7	{ 141. Stamm 50. 1/2 f.	423.
	{ 100. Stamm 60. 1/2 f.	640.
		= 1063. ... a 29. f.
6. 5. -	3. Stamm 60. 1/2 f. gefasert Holz	... a 25 f.
	<u>Tann-Baum.</u>	
41. 8. -	23. Stamm 50. 1/2 f.	... a 36 f.

58 Abrechnung eines Holz-Ver- bzw. -Kaufs (Ausschnitt): „gemein Bruch Holz lässt darauf schließen, dass hier keine allererste Qualität vorliegt. Denn das gute und sehr gute Holz wurde meist schon vorab und direkt vermarktet. Händler gingen mit den Waldbauern bis zu den einzelnen Baumstämmen, um sich diese zu sichern. Die Angaben bei den gehandelten Stämmen weisen auf die jeweiligen Stamm-Durchmesser hin. (Quelle: Stadtarchiv Strasbourg)

Da das überaus gefragte Buchen- und Eichenholz in frisch geschlagenem Zustand nicht schwimmfähig ist, wurde es in gesägter Form als „Oblast“ / „Auflast“ / „Oberlast“, also als Transportgut auf dem Floß mit befördert. Oder es wurde, ebenfalls gesägt, mit Nadelhölzern eingebunden, von diesen folglich „mitgetragen“. Diese Hölzer erst zu trocknen, wäre als „totes Kapital“ zu langwierig, somit zu teuer gewesen (siehe hierzu Vitruv und seine kurze und sehr klare Aussage über das Verbinden von Stämmen verschiedenen Holzarten beim Flossbau.) Zwei Traghölzer konnten bis zu drei andere mitnehmen, so Dr. Max Scheifele.

Persönliches: Ich erinnere mich, dass in meiner oberbayerischen Heimat die Wälder überwiegend Fichtenwälder waren, deren Holz schnell trocknete, die andererseits nur geringere Wärme erbrachten. Später, bei meinen Schwiegereltern, waren kalorienreiche Laubhölzer, Buche und Eiche, aus dem Schwarzwald die gefragteren. Dort lernte ich sehr bald, welche Hölzer beim Ersteigern des Schlagraums mehr oder weniger gefragt waren. Mein letzter Holzerwerb bestand aus zwei veritablen Eichenkronen. Ich hatte schöne und lange Arbeit damit. Zudem in häuslicher Nähe und in Waldrandnähe. Mit dem Schubkarren konnte ich die kachelofengerechten Scheite transportieren; nachdem ich sie entsprechend in die passende Größe gesägt und gespalten hatte. „Waldgymnastik“ nannte ich mitunter diese meine bis heute sehr geschätzte „Arbeit“. Mein Sohn fand das keineswegs lustig.

Entsprechend diesen verschiedenartigen Hölzern wurden, so nicht nur bei den Wolfacher Schiffsherrn, je nach Nachfrage und konkretem Auftrag und Vertrag von den Floßknechten die Flösse zusammengebunden. „Auftragsgebundene Flöße“. Dies erleichterte allen an diesem Holzhandelsgeschäft Beteiligten die Abwicklung. Der „Zoller“ hatte es in solchen Fällen recht einfach, die Höhe des zu entrichtenden Zolls zu ermitteln. Unterschieden wurden: Gemeinholzflöße, Gefrömhholzflöße, Tromholzflöße (Balkenflöße) und Bortflöße (dies waren reine Bretter-, auch Dielenflöße genannt). Damit diese im Durchschnitt 200 m, mitunter bis zu 600 m langen Gliederflöße / Gestörflöße lenkbar blieben, mussten Stämme in ihren Gestören unterschiedlicher Gattung, unterschiedlicher Qualität miteinander verbunden werden. Besonders galt dies für die gewaltigen Riesenstämme der Holländerflöße, deren Mindestlänge bei 18 m lag und die nicht selten bis zu 35 m lang sein konnten. Sie kamen ans Ende eines Gestörfloßes.

Sich nicht an diese oben angeführten Maße zu halten, an dieses Modell oder „Model“, wie es damals exakt genannt wurde, konnte nach den Floßordnungen für die Waldbauern, für die Flößer, sowie die Händler empfindliche Strafen nach sich ziehen. Zur leichteren Orientierung waren an Rathäusern mitunter beispielhaft „Bachgerten“ mit den Maßen angebracht. Für alle am Holzhandel Beteiligten sorgte diese für „Transparenz“, beginnend im Wald bei den Waldbauern, sodann bei Floßherrn wie Flößern, den Sägemühlen entlang der Flüsse im Schwarzwald, rheinaufwärts bis hinauf zu den holländischen Märkten. Ein relativ hohes Maß an Rechtssicherheit war somit gewährleistet. Die „Compagnien“, wie sie im württembergischen entstanden, waren in besonderem Maße Garanten für diese Rechtssicherheit, so die „Calwer Holzhandels-Gesellschaft“, die um 1720 gegründet wurde und mit fürstenbergischer Erlaubnis auch in Baden tätig wurde. Gleiches gilt für die Donau, deren beide Quellflüsse Brigach und Breg („Brigach und Breg, bringen die Donau z’weg“) im östlichen Schwarzwald ihren Ursprung haben, und die ebenfalls beflößt wurden; bedingt durch die Donauversickerung allerdings nicht durchgängig. Die bayerischen Zuflüsse nahmen verschiedenartige, wertvolle Fracht mit auf ihre langen Wege hinunter zu den Donauländern, in die Balkanländer. Als „Ordinariflösse“ hatten sie den Charakter von fahrplanmäßigen Transporten, Personen einbezogen. Auf Isar und Inn konnte man in einer Woche nach Wien reisen.

Häufig wurden die Stämme nicht vollständig bis ans Ende durchgesägt, so dass der Stamm selbst in sich stabil blieb, auf diese Weise sicherer und einfacher als die losen Bretter und Dielen auf dem Floß mit Wieden / Witten befestigt und transportiert werden konnte. Am Ort des Verkaufs, zum Beispiel in Willstätt, Neumühl oder Kehl wurden sodann die sogenannten „Dielenköpfe“ abgesägt und an die bereits wartenden Käufer abgegeben. In Neumühl führte dies zu einem bis heute bei Fasent-Veranstaltungen und auch sonst noch gesungenen Spottlied (siehe unter Neumühl).



59 Dreißigjähriger Krieg: Dieser brachte auch in vielen Teilen des Schwarzwaldes Zerstörungen, Verwüstungen, die Pestilenz, unzählige Tote. Die Ruhezeiten im Winter reichten nie aus, um Wiederaufbau zu betreiben. Nicht allein die Jungen Menschen fehlten, auch die Ernten blieben aus oder waren geraubt, durch Brandstiftungen vernichtet. Hier dargestellt die Gegend von Kenzingen/Endingen, nördlich von Freiburg (Privatbesitz)



60 Riesen im Winter: Mit Hilfe der walachischen Bevölkerung wurde von den badischen Flößern im Winter Holz aus den transsilvanischen Wäldern auf die Märkte gebracht. Den badischen Flößern war ein Drei-Jahres-Vertrag angeboten. Hütten wie diese waren ihre Unterkunft. Gut erkennbar ist die vorab gefertigte Holzrinne, in der die Bahn der Holzstämmen verlief. Auch der Schnetz / Schnötz ist deutlich sichtbar. (Kuk Monarchie...)

4.3 Das Riesen – die Riesen



61 a, b, c Holzriese in der KuK Monarchie (oben und unten): Diese beiden Zeichnungen lassen wiederum erkennen, dass ungeheurer Aufwand an Zeit, Arbeit, ebenso Geldverzicht notwendig war, um das „grüne Gold“ aus den Wäldern zu anderen Transportwegen zu bringen. Diese anderen Transportwege waren zunächst die Bäche. Auch sie mussten erst flößbar gestaltet werden. Investition nennen wir dies. In den Karpaten lauerten zudem besondere Gefahren: Bären, Wildschweine und Wölfe – bis heute. Die waldreichen Karpaten liefern bis heute reichlich Brennholz für die Bevölkerung. Es wird auf einfachste Weise talwärts gezogen (Foto: Verfasser) Raubbau ganz anderer Art wird seit Jahren in den Karpaten, dem einzigen europäischen Ur-Wald betrieben. Konzerne sind es, die hier tätig sind, im Böhmerwald ebenso seit vielen Jahren.

Eine völlig andersartige Technik wie in den Vogesen,



doch nicht weniger aufwendig, nicht weniger gefährlich, wurde ebenfalls in verschiedenen Gebieten des Schwarzwaldes angewandt. Damit das im Wald stehende, dort noch weitgehend „wertlose“ Holz wertvoll und somit preislich teuer werden konnte, mussten Transportmöglichkeiten geschaffen werden. Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass Kombinationen der verschiedenen Techniken logisch waren, bei unterschiedlichen Schwerpunkten – je nach den örtlichen Bedingungen, ob im Schwarzwald oder in den Vogesen – oder anderswo. Bereits die klösterlich angesiedelten Waldbauern, Waldmeister, ihre Waldarbeiter, Holzfäller, Holzknecchte, bauten Rutschen ähnliche Schneisen mit Vertiefungen, so bezeichnete Riesen, Holzriesen, in den Waldboden, damit die geschälten Baumstämme bei entsprechend starken, steilen Gefälle zu Tal, möglichst nahe an den nächsten Transportweg – ein Bach, ein Waldweg – rasen konnten. Diese Riesen waren mit Holz, teilweise auch mit Steinplatten ausgekleidet, somit zur Rutschbahn „veredelt“. Da die Waldarbeit vor allem im Winter getan werden musste, nicht selten bei Eis und tiefem Schnee, rasten die Baumstämme wie Geschosse in ihrer vereisten Bahn zu Tal. Unfälle waren nicht selten tödlich. Zu bestaunen ist eine bis heute instand gehaltene Riese bei Reinerzau im Tal der kleinen Kinzig, jährlicher Veranstaltungsort des sommerlichen oder herbstlichen „Riesenfestes“.

Persönliches: Wem danach ist, in einer noch weitgehend ursprünglich belassenen Natur-Landschaft die einstige Flößerei nachzuempfinden, der sei ganz herzlich eingeladen, in den böhmischen Nationalpark „sumava“ (gespr.: Schumava) und dort das Gebiet des Oberlaufs der Modrau / Modrava zu bewandern. Schon wenige Meter nach dem gleichnamigen Ferienort beginnt die eigene Floßstraße. Diese wurde erst vor wenigen Jahren wieder fachmännisch und historisch getreu über gut 50 km durch den walddreichen Böhmerwald geführt. Demonstrationen mit Scheiterholz sind eine wichtige, überaus beeindruckende sommerliche Touristen-Attraktion. Die einstigen Grenzstraßen sind bereits seit vielen Jahren zu einem großzügigen Radwegenetz ausgebaut. In schneereichen Wintern dienen diese als exzellente Langlaufloipen. Im „Schwarzenbergschen Schwemmkanal“, ebenfalls in diesem Wald beginnend, wurde Scheitholz bis hinunter in das stets holzhungrige Wien getriftet. Dieser von dem Ingenieur A. Rosenauer entworfene Kanal ist seit Jahren in Teilstrecken ebenfalls wieder eine touristische Attraktion dieser ganz besonderen Art.

Um einen poetischen Fachmann der Flößerei für den Raum Reinerzau, Loßburg, Alpirsbach die Ehre zu geben, sei hier sein Gedicht „Holzriese“ wiedergegeben.

Holzriese, von Karl Zizelmann (ca. 1936, Alpirsbach)

*Im hohen Bergwald, von der Axt gelichtet,
Liegt Stamm an Stamm.
Zum Polder aufgeschichtet.
Ein Häher warnt, Holzknechte weither rufen,
Im Fels erklingt der Tritt von Pferdehufen.
Am straffen Strang zum Ablass hingezogen,
Wird Stamm um Stamm von Männerfaust gewogen,
Die Krempen greifen zitternd in die Seiten,
Bis er sich neigt in sanften Abwärtsgleiten.
Die Tiefe lockt und steiler wird die Bahn,
Da hebt im Stamm ein murrend Zittern an.
Er wiehert, dröhnt: lustvolle Fahrt zu Tal !
Rollt nicht der Donner, zündet wo der Strahl?
Rieshirten wachen in der steilen Klinge,
Dass er nicht splitternd in die Bergwand springe.
Glückab ! Ein Hornruf aus der Tiefe.
Und stille wird's, als ob der Bergwald schlief.
Dann lockt von Mund zu Mund der Hörner rufen,
Schwing sich bergan durch runden, Felsenstufen.
Rieshirten tuten: „tüoot, freie Bahn !“
Und wieder schwillt der ferne Donner an.*

Bei dieser Gelegenheit verweise ich auf eine Geschichte (Attentat versus fahrlässiges Riessen im Jahr 1771). Dokumentiert wurde dieses Ereignis – der Streit ging bis vor den „Basler Hof“ in Freiburg, dem heutigen Regierungspräsidium.

62 Die Bahn: An diesem Bildausschnitt wird die Leistung der Waldbauern deutlich. Die auf den Weg gebrachten Holzstämmen – bis zu 33 Meter lang und entsprechend stark – mussten in der Bahn gehalten werden. Das Zuspitzen des Stammes (Schnetzen / Schnötzen) war nur ein wesentliches Element für eine lang dauernde sichere Arbeit im Wald. **Ein Stamm kommt** Das Riesen war überwiegend den Wintermonaten vorbehalten. Unmittelbar nach dem Fällen wurden die bis zu 33 Meter langen Stämme für diese Transportart hergerichtet. Wichtigste Arbeit nach entasten, entrinden war das abrunden des unteren Stammendes, das so bezeichnete „Schnetzen / Schnötzen des Schießkopfes“. Dadurch wurde die Gleit- und Leitfähigkeit des Holzes ermöglicht bzw. deutlich verbessert



Nachfolgend wird der im Jahr 1935 erschienene Aufsatz von Hermann Fautz, Schiltach, über das „Holzriesen im Schwarzwald“ verkürzt wiedergegeben. Denn er hat diese, wie auch die nicht minder gefährlichen Tätigkeiten der Flößer, textlich wie bildlich überaus farbig und somit anschaulich, vor allem lebensnah, dargelegt. Auch wenn zu dieser Zeit die Flößerei längst Geschichte geworden war. (Quelle: Badische Heimat, Offenburg und die Ortenau, 1935, von Hermann Eric Busse)

Wenn im Spätherbst die Feldarbeit des Schwarzwälders zur Neig ging, galt es mit sehr viel Sorgfalt und Verantwortungsbewusstsein die teilweise uralten Riesen (wieder) herzurichten. Zu Recht darf man Planung und Ausführung dieser zwar abwechslungsreichen, zugleich überaus anspruchsvollen Beschäftigung einer Ingenieurleistung gleichsetzen. Denn nicht selten waren bis zu 300 Höhenmeter zu überwinden, um die Stämme bei kurvenreicher Fahrt nach ein bis zwei km am „Auslauf“ zu stapeln, dem späteren Lagerplatz, dem Polter, oder Spannplatz, an der Floßstraße. Um ein vorzeitiges „Aussteigen“ eines zu Tal sausendes Stammes zu verhindern, war es erforderlich, die gesamte Bahn zu sichern. Dies gelang weitgehend durch die Gestaltung von „Wehren“. Dabei wurden geeignet starke Stämme längsseitig in die Bahn eingebaut, bei Notwendigkeit auch doppellagig, oft an den Rändern erhöht.

Mit dem ersten Schnee begeben sich die Waldleute, je nach Größe der Riese bis zu dreißig Mann, an ihre Arbeit. Mit Gespannen, gezogen von Ochsen, später von Pferden, werden die in den weiten Hochwaldrevieren verstreut liegenden Baumstämme an den „Anloß“ geschleift. Von dort werden sie von drei bis vier Mann an die Riese hineingelassen. Für eine Fuhre waren zwischen vier und acht Stämme auf den Weg gebracht, die stärksten, weil schnellsten, kamen zuerst dran. Entlang der Bahn standen, in Rufweite voneinander entfernt, die „Rieshirten“. Ihr Werkzeug sind der Drehhaken, eine Schaufel und ein meist selbstgefertigtes Kuhhorn, um vereinbarte Signale zu senden. Es bedarf keiner besonderen Phantasie, sich die „Melodie“ vorzustellen, die durch das Zusammenspiel von donnernden Baumstämmen, von Rufen und Hornsignalen durch die Rieshirten entsteht – heute leider? glücklicherweise? nicht mehr vernehmbar. Harmonisch war diese Melodie nicht mehr, sobald einer dieser Waldriesen seine vorgegebene Bahn verließ, in den angrenzenden Jungwald hineindonnerte, nicht selten an einem Felsen zerbarst. Mit ein paar Schaufeln Erde ließ sich die Bahn rau machen („Rieen“), somit verlangsamen. Durch Nässe, Eis, Schnee andererseits wurde die Bahn schnell, sehr schnell gemacht. War der jeweils letzte Stamm einer Fuhre / Fracht im Auslass angelangt und für den Weitertransport zu Wasser oder später „auf Achse“ gestapelt, erfolgte vom Vorarbeiter das Hornsignal, von Rieshirten zu Rieshirten „weitergepubt“, bis es oben auf dem Berg angelangt ist. Nach diesem Zeichen, wonach die Bahn frei und auch in Ordnung war, konnten die jeweils nächsten Stämme, die nächste Fracht, oben am „Anloß“ eingelassen werden. Das Donnern der Baumriesen, das Erzittern der Luft durch Rufen und Hornsignalen begann aufs Neue. Schnee war den Waldarbeitern stets willkommen; das Riesen ging dann leichter von der Hand. Fehlte der Schnee jedoch, so musste „auf Holz“ geriest werden. Die mit Hölzern ausgelegte Bahn wurde mit Wasser genässt, der Stamm erhielt noch eine kalte Dusche, bevor er auf die rasante

Reise geschickt wurde. Soweit die nicht nur bei einem Schwarzwald-Spaziergang nacherlebbar sind, so sind die Schilderungen des Herman Fautz. Auch weitere Artikel aus seiner Feder sind überaus lesenswert, aufgrund seiner klaren und lebensnahen Sprache.



63 Holzrechen, bei uns auch Essel genannt: Holz, egal ob als künftiges Bau- oder Brennholz, wurde auf unterschiedliche Weise an die Orte des Verbrauchs gebracht. Stets war dazu sehr viel Arbeits- und Materialaufwand erforderlich. Dies gilt auch für das Anlegen von Rechen zum Auffangen des Holzes an Orten des Holzverkaufs, meist in Verbindung mit Sägemühlen. (Quelle: KuK Monarchie, hier im österreichischen Hallein)



64 Schlitten: Eine weitere Möglichkeit, Scheitholz zu Tal zu bringen, war das Schlitteln. Dies geschah vorzugsweise im Winter. Andernfalls musste Reisig oder Prügelholz untergelegt werden. Dazu mit Fett beweglich gemacht werden. Das unterschiedliche Design der beiden Schlitten-Typen dürften auch auf die Funktion Auswirkungen gehabt haben. (Quelle: Lallemand...)

Als die Flößerei 1898 zu Ende war – der Ausbau von Waldwegen und Waldstraßen hatte bereits Anfang des 19. Jahrhunderts zugenommen, unter anderem der Eisenbahnwegen – erfolgte der Abtransport der gewaltigen Stämme von den „**Poltern**“ durch Fuhrwerke und schwere „Holländerwagen“. Diese Polter sind bis heute vielfach erhalten und als Lagerplätze an den Waldstraßen gut erkennbar. Sie sehen aus wie kleine Mauern. Der Name der Polter / Polder leitet sich von dem die Berghänge hinunter „poltern“ Baumstämme ab. Holz als Brenn- und Feuerholz wurde zunehmend von der Kohle verdrängt. Die hölzernen Brücken – über viele Jahrhunderte hinweg unverzichtbar –

machten Platz für die weitaus stabileren und belastbareren Eisen- und Stahlbrücken.

5. Vom Wald zum Bach, vom Bach zum Fluss, vom Fluss zur Stadt, zum Meer

65 a, b Holländerrhein / -graben: Mit diesem Kartenausschnitt verlassen wir die KuK-Monarchie, auch den hügeligen und bergigen Schwarzwald für eine Weile. Denn: die Rheinebene darf keinesfalls vernachlässigt oder gar vergessen werden. Ihr Floßholz war besonders wertvoll. Wer von Ichenheim auf der NATO-Straße Richtung Rhein fährt, vor dem Auwald nach links abbiegt, kommt schon sehr bald zum Ichenheimer Anglerheim. Daneben befindet die Einstiegsstelle für die Paddler, die sich bereits mit dem ersten Paddelschlag im Holländerrhein (auch Holländergraben ist zu lesen) befinden. Im Frühjahr ist Vorsicht angebracht: Schwäne lassen sich nicht stören! Der hier bezeichnete „Schweinetummelplatz“ lässt Schweinefleisch besonderer Qualität erwarten. Die Eichelmast, Eckerich genannt, lag hier sehr nahe. (Quelle: badisches Kartenwerk) Radelnder- oder paddelnderweise lässt sich unser Rhein-Auwald besonders intensiv erleben, egal zu welcher Jahreszeit. So auch in der Zeit, in der hier die Holländer Eichen gefällt wurden.



hügeligen und bergigen Schwarzwald für eine Weile. Denn: die Rheinebene darf keinesfalls vernachlässigt oder gar vergessen werden. Ihr Floßholz war besonders wertvoll. Wer von Ichenheim auf der NATO-Straße Richtung Rhein fährt, vor dem Auwald nach links abbiegt, kommt schon sehr bald zum Ichenheimer Anglerheim. Daneben befindet die Einstiegsstelle für die Paddler, die sich bereits mit dem ersten Paddelschlag im Holländerrhein (auch Holländergraben ist zu lesen) befinden. Im Frühjahr ist Vorsicht angebracht: Schwäne lassen sich nicht stören! Der hier bezeichnete „Schweinetummelplatz“ lässt Schweinefleisch besonderer Qualität erwarten. Die Eichelmast, Eckerich genannt, lag

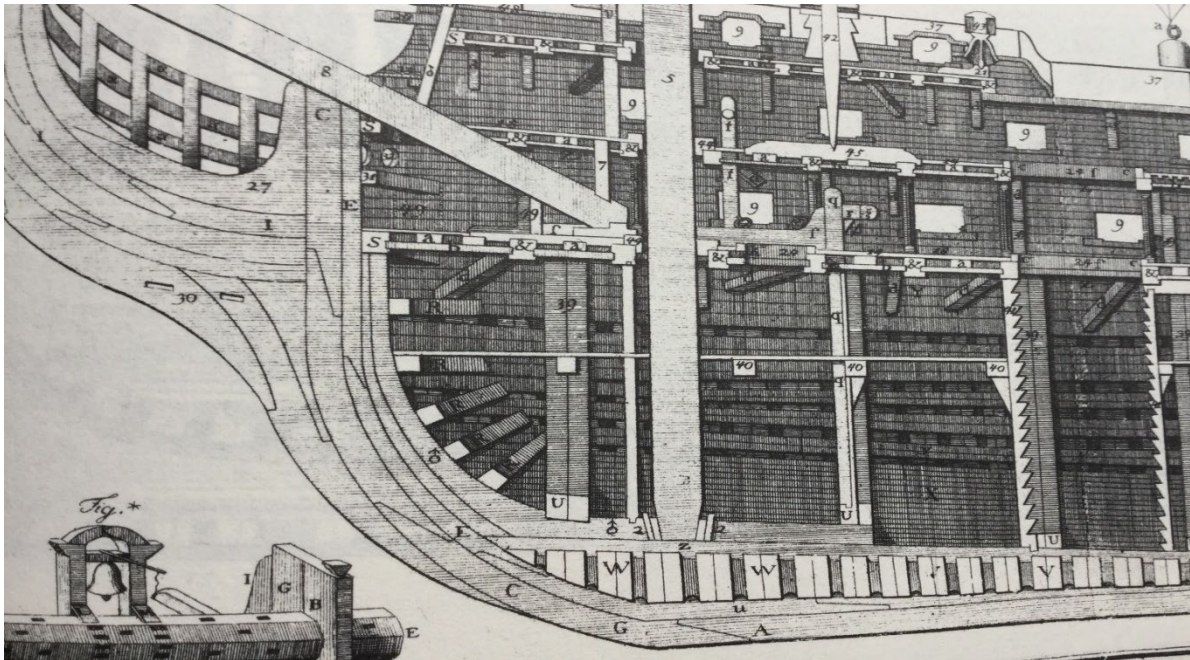
hier sehr nahe. (Quelle: badisches Kartenwerk) Radelnder- oder paddelnderweise lässt sich unser Rhein-Auwald besonders intensiv erleben, egal zu welcher Jahreszeit. So auch in der Zeit, in der hier die Holländer Eichen gefällt wurden.



Vergessen wir nicht: den weitaus größten Anteil an der Flößerei, nämlich 90 %, hatte zeitweise laut Dr. Max Scheifele die Scheitholz-Flößerei sowie die Flößerei mit 5–6 Meter kurzen Stämmen – nämlich Brenn- und Feuerholz sowie Sägeklötze als Bauholz. Das seit der Jahrtausendwende einsetzende – von den zahlreichen Kriegen immer wieder unterbrochene – Bevölkerungswachstum ließ ebenso den Bedarf an Brenn- und Bauholz mitwachsen, den Schwarzwald wiederholt als stellenweise verwüstete Natur zurücklassend. „Devastierung“ ist das ganz und gar nicht wohlklingende, eher selten gebrauchte und doch sofort verstandene Wort. „Siedlungsnah“ Versorgung, Selbst- bzw. Eigenversorgung blieb und bleibt unvermindert ein

ganz wesentlicher Grundsatz – auch heute wieder. Holzhandel mit Stammholz, Fernholzhandel, speziell der Holländer-Holzhandel blieb mit gut 10 % ein scheinbar kleiner, dafür ein umso gewinnträchtigerer Anteil an diesem Holzhandel. In der Hochphase des Holländer Holzhandels – zweite Hälfte des 17. Jh. und erste Hälfte des 18. Jh. – war der lukrative Handel deutlich höher. Zahllose Kriegs-, Handels- und Sklavenschiffe wurden auf Kiel gelegt.

Diese Prozent-Angaben von Dr. Max Scheifele werden nicht generell bestätigt. Zu unterschiedlichen Zeiten, in den verschiedenen Gegenden dürfte andere Werte gelten. Der Holländer Holzhandel begann wenige Jahrzehnte nach Ende des 30-jährigen Krieges und zog sich bis in die Mitte des 19. Jh. hin. Der südliche Schwarzwald hatte keinen oder nur geringen Anteil an diesem Fernhandel. Basel hatte stets großen Holzbedarf.

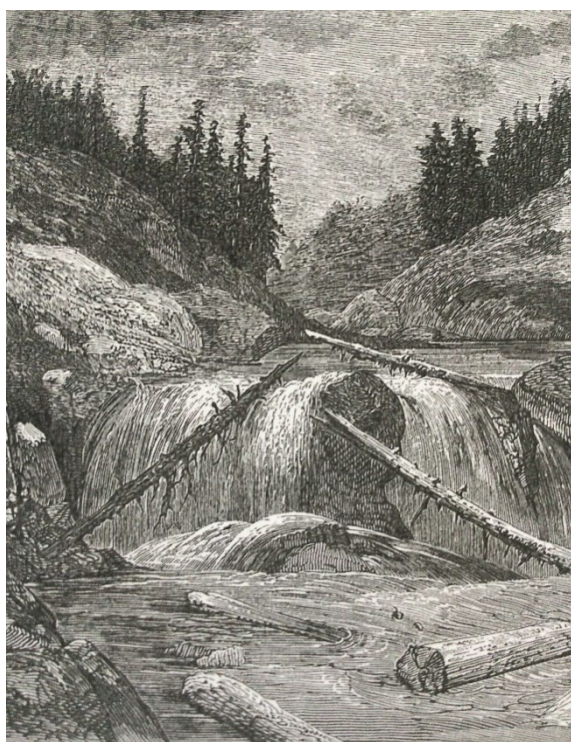


66 Segelschiff (Detailzeichnung): Holz als wertvolles Exportgut aus unserem Schwarzwald diente zu weit mehr als nur zu Segelmasten. „Holländer Tannen“ war und ist nur ein synonyme Begriff. Allein der Schiffsbau, insbesondere in Holland, auch in England, verschlang Unmengen an verschiedenen Holzarten. Eichen kamen in großer Zahl aus der Rheinebene (Privatbesitz)

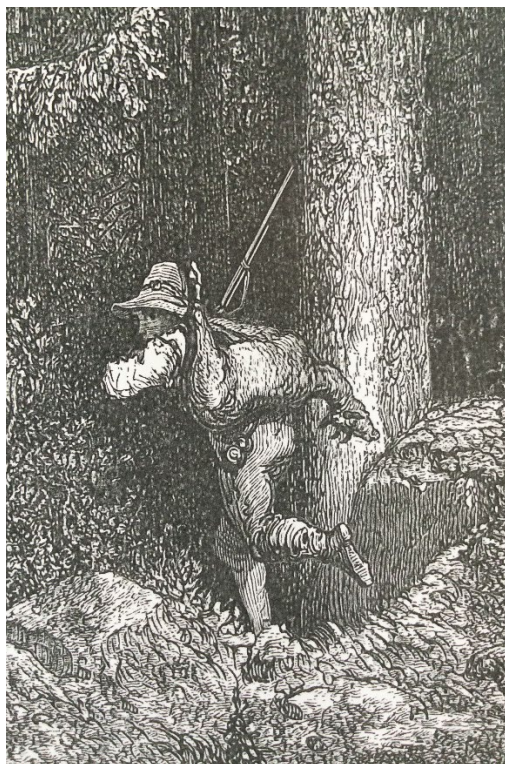
Wo und wie soll ich mit meiner Schwarzwald-Rundtour beginnen? Ich habe mich entschieden, historisch womöglich nicht ganz korrekt, im nassen Herz des Schwarzwaldes, dem Kniebisgebiet, dem Lebensraum meiner Vorfahren mit meinem Urgroßvater Johannes Heinzelmann, Waldbauer, Flößer und Bürger und meiner Urgroßmutter Anna-Marie, geborene Trick, und ihren Kollegen und Familien die Ehre zu geben mit einer ersten Geschichte. Dem Gebiet zwischen Loßburg und Reinerzau, wo die Geburtsorte meiner Vorfahren lagen. Neben Kinzig, kleiner Kinzig (einst: Reinerzau), Schapbach, Murg / Forbach, sind es Nagold, Heimbach, Lauter und weitere Quellflüsse, die den Rhein bis heute mit reichlich Floßwasser versorgen. Ein Blick auf die Floßstraßen-Karte verdeutlicht, dass mit dem Wald und an Quellbächen reichen Kniebisgebiet das Herz des Schwarzwaldes zu sehen ist.

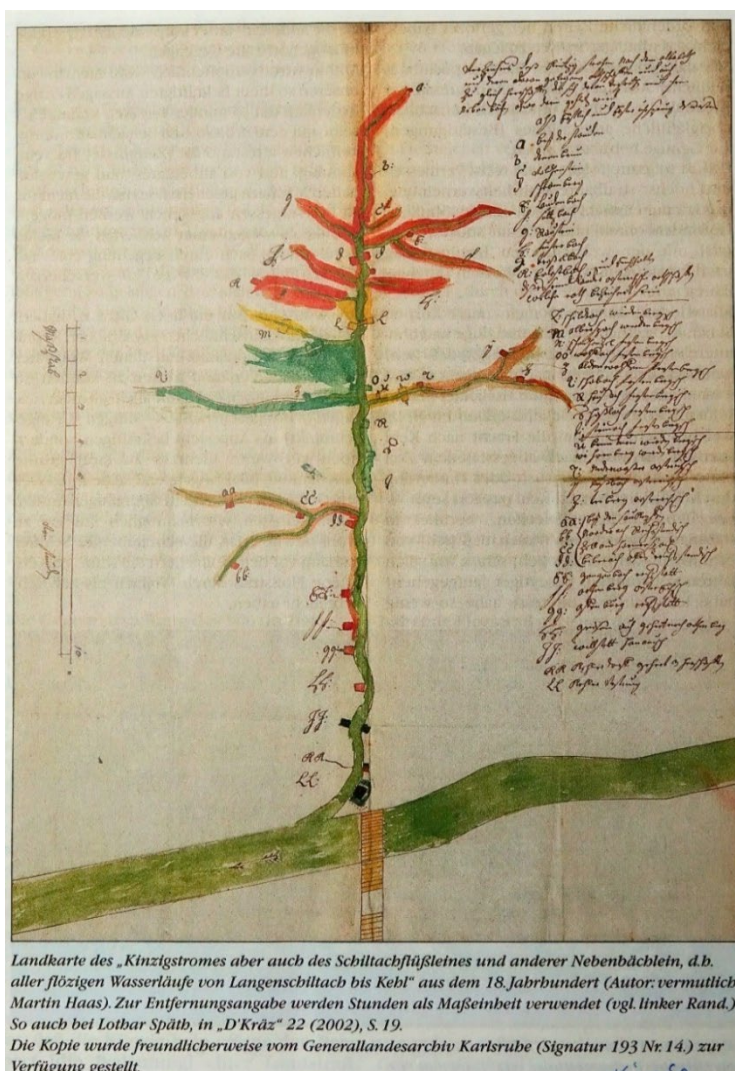


67 a Kniebis-Karte Quellbäche, Schwellteiche: Dieser Kartenausschnitt dürfte für sich sprechen. Drei Quellteiche sind deutlich zu sehen. (überlassen von Herrn Fritz Peter, Leinstetten)



67 b Wildwasser: Sehr viele der Quellbäche waren ursprünglich wilde, reißende Gewässer. Gezähmt wurden sie, um den Holztransport erst zu ermöglichen. Die Schwarzwaldbauern waren hier gefordert. (Quelle: *Bade et la Foret Noir*, Paris 1860, Privatbesitz). **67 b Wilderer:** Ein Wilderer darf nicht ohne Erwähnung bleiben (gleiche Quelle). Nicht nur in den Alpenländern waren diese in der ärmeren Bevölkerung durchaus sehr geachteten Männer wichtiger Teil der Nahrungsbeschaffung.





68 FLOSSKARTE: Diese durchaus abstrakt zu nennende Zeichnung mit dem Kinzig-Verlauf im Mittelpunkt (unten waagrecht der grüne Rhein mit der Rheinbrücke von Kehl nach Strasbourg) war wohl eine der ganz wenigen Möglichkeiten der Orientierung für die Flößer – sofern sie Zugang zu dieser Karte oder einer Kopie davon hatten. Von der tatsächlichen Situation der Kinzig mit ihren unzähligen Windungen, Inseln und Sandbänken ist hier nichts zu erkennen. (Quelle: Archiv der Stadt Schramberg)

5.1 Loßburg – Alpirsbach – Schenkenzell

Die Quelle der längeren der beiden Kinzigbäche, die große Kinzig, befindet sich nur wenige hundert Meter westlich von Loßburg. Sie entspringt inmitten des einstigen Steinwalds, dem „Steinwald“. Der kleine Teich in unmittelbarer Nähe ist bereits auf frühen Kupferstich-Karten eingezeichnet und bis heute deutlich auf vielen Karten zu erkennen. Dass bereits bald unterhalb von Loßburg die Flößerei begann, ist für uns heute nur mehr schwer vorstellbar. Möglich wurde das Flößen durch das Anlegen von zahlreichen Floßteichen und „Wasser-

stuben“ als zusätzliche Reservegewässer. Die Bäche und Flüsse mussten immer wieder bearbeitet werden, um als „Floßstraßen“ dienen zu können. Der pädagogisch hervorragend gestaltete „Kinzigtäler Flößerpfad“ von Loßburg bis Wolfach zeigt die historische Flößerei und lässt das harte Leben in damaliger Zeit, ergänzt durch authentische Erzählungen, hautnah wieder aufleben.

Zwischen den beiden Städten Loßburg und Alpirsbach wurden von den Grundstückseigentümern bzw. -pächtern insgesamt zehn solcher Floßteiche angelegt, vorrangig oder ausschließlich zur Speicherung des Wassers für die Flößerei – dies war im Regelfall vom 15. Februar, Katarina, bis Martini, dem 11. November, eines jeden Jahres. Das aufgestaute Teichwasser, auch Schwell- oder Schwallwasser genannt, wurde Teich nach Teich „freigelassen“, so dass die Flößer mit ihrem Floß unter ihren Füßen und genügend „Schwallwasser“ in der sehr engen, an vielen Stellen zudem sehr steilen Kinzig talwärts fahren konnten. Ein nicht ungefährliches Abenteuer, häufig literarisch lebensnah verarbeitet.

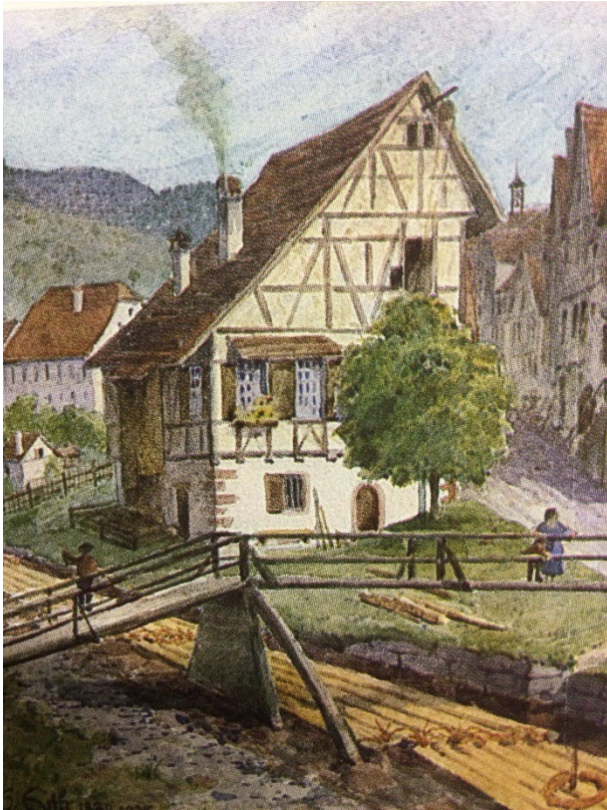
Eine dieser Teicheigentümer war die Martha Heinzelmann. Sie übernahm, das heißt: sie erbt die Flößerrechte von ihrem Mann, der bei einem Floßunfall ums Leben kam. Ihr Sohn konnte daher bereits mit 16 Jahren die Nachfolge seines Vaters als Flößer antreten. Ansonsten war dies erst mit 18 Jahren zulässig, vorne auf dem Rhein sogar erst mit 21 Jahren. Das Floßrecht war entlang der Kinzig in der Regel nicht erblich. Im gesamten Schwarzwald gab es für eine Flößer-Witwe und deren Kinder, speziell ihren Söhnen, solidarische Hilfe unterschiedlicher Art. Eine bereits in frühen Jahren eingerichtete Witwen- und Waisen-Kasse (vermutlich nicht nur) in Pforzheim spricht auch hierbei für verantwortlichen Weitblick im Sinne der Solidarität und einer hohen Verantwortlichkeit dieses Berufstandes.

„Normale“ Flüsse, wie der Rhein ab Straßburg, hatten selbst in Trockenzeiten meist genügend Wasser für den Transport. Dafür sorgte neben dem Regen die sommerliche Schnee- und Eisschmelze in den Alpen. Anders dagegen die Kinzig mit ihren zahlreichen Quell- und Grundbächen. Ein kurzer Gewitterguss konnte sehr schnell zum „Über“-Fluss dieser Bäche führen – die Floßstraße und weitere Einrichtungen beschädigen. Eine relativ kurze, regenarme Zeit ließ diese Bäche zu Rinnsalen verkümmern. Schneereiche Winter mit langer Tauperiode sind längst Vergangenheit. Somit war es logische Konsequenz, diese Floßteiche und zusätzliche Wasserstuben als Wasserspeicher anzulegen, versehen mit entsprechenden Schleusen, die dann bei Bedarf geöffnet werden. Wer waren nun diese „Teichgräber“ an Kinzig, Reinerzaubach (später als „kleine Kinzig“ benannt), Wolf(ach)bach, Heubach, Sultzbach und an den unzähligen weiteren Quellbächen des Schwarzwaldes? Ganz einfach: jeder, der den Teich brauchte, der also Wald hatte und Bäume auf den Weg bringen wollte. Gegen Geldleistung konnte man sich von der Arbeit des Teichbaues und der weiterhin wichtigen Arbeit der laufenden Teichpflege, Teichunterhaltung freikaufen. Doch mit Teichbau und Teichpflege allein war es längst nicht getan. Auch der Bach, die Floßstraße und Floßkanäle, mussten für das Flößen bereit werden. Felsblöcke, Steine mussten immer wieder entfernt, Sandbänke wiederholt beseitigt werden. Bäume und Sträucher standen im Weg. Für die Stabilisierung der Uferböschungen legte man Faschinen. Das waren kunstvoll in die Böschung eingeflochtene Weiden. Dabei handelte es sich um sehr häufig wiederkehrende Arbeiten, nicht selten bereits nach einem kurzen, heftigen Regenguss. Für Schäden, die durch das Flößen verursacht wurden, musste dem Geschädigten gegenüber Schadensersatz geleistet werden. Dies waren im Regelfall die Flößer, geregelt in den zahlreichen und je nach Bedarf anzupassenden Floßordnungen.

Prof. Dr. Honold, Kirchzarten, hat mit seinen Mitarbeitern sowie zahlreichen freiwilligen Helfern und breit gesponsert, sowohl im hinteren Kinzigtal als auch in anderen Gebieten des Schwarzwaldes zu Teichen, Riesen und weiteren Aspekten der Flößerei über viele Jahre jeweils Untersuchungen vor Ort durchgeführt und dies u. a. in einem Heft („Riesen, Floßweiher, Flößerei“) dokumentiert.



69 a Schiltach-Karte (Detail): Hier wird nur eine engere Umgebung von Schiltach wiedergegeben. Gut zu erkennen die zwei Sägemühlen. Der Brandsteig / Die Brandsteige ist die Verbindung hinüber nach Rottweil, vermutlich nicht erst seit der Römerzeit. Zu erkennen auch: Kloster Wittichen mit Bergwerk.



69 b Siechenhaus mit Floß: Am Zusammenfluss von Kinzig und Schiltach gelegen, befand sich das Siechen- bzw. Armenhaus wie solche Gebäude – wohl oder übel – überall von der Gemeinschaft getragen und unterhalten werden mussten (Quelle: Geschichte der Stadt Schiltach)

5.2 Keine Ordnung ohne Ordnung

Die „Goldgräberstimmung“, die der Holländerholzhandel bereits mit dem 17. Jh. nach sich zog, erzwang eine strikte Ordnung für Waldbauern und Flößer, um Streitigkeiten zu verhindern. Die Grundherrschaften Fürstenberg und Württemberg schlossen den so bezeichneten „Stuttgarter Rezzess“ ab (Rezzess ist eine obrigkeitliche, hoheitliche Vereinbarung, die für alle Beteiligten, in diesem Zusammenhang Waldbauern, Flößer, Holzhändler verbindlich ist). Die folgenden Regelungen wurden für das Floßwesen festgelegt:

1. **Die Kinzig ist seit unvordenklichen Zeiten eine frei und offene Wasserstraße und soll dies auf ewige Zeiten bleiben.**
2. **Württembergische und fürstenbergische Schiffer und Flößer sollen in Verrichtung ihres Gewerbes in beiden Territorien sicheres Geleit haben.**
3. **Der frei Holzhandel wird zugesichert und jedem Untertan gestattet, sowohl Floßholz aller Gattungen als auch Scheiterholz zu verkaufen.**
4. **Zum Schutz der Waldbauern vor den mächtigen Schifferschaften in Schiltach und Wolfach wird vereinbart, dass die Oberbeamten beider Seiten nach Anhörung der Waldbauern und Schiffer bestimmen, wer als Schiffer zugelassen wird. Das Floßholz wird den Schiffern zu einem alle drei Jahre festgelegten Floßholzpreis zum Kauf angeboten. Kommt ein Kauf nicht zu Stande, so ist es den Waldbauern erlaubt, ihr Holz selbst nach Kehl zu flößen und dort nach Gutdünken zu verwerten. Ebenso werden alle drei Jahre der Flößerdienst nach Anhörung der Schiffer und Flößer festgelegt und die zwischen den Flößern und Schiffern bestehenden Streitigkeiten beigelegt.**
5. **Auf Klagen der Holzkäufer, besonders der Bauherrn zu Straßburg, über mangelhafte Klassifizierung des Floßholzes, wird ein „Floß-Holz-Modell“ festgelegt, in dem die vielfältigen Holzsorten nach Mindestlänge und Mindestdurchmesser am dünnen Ende beschrieben sind. Stellt der Zoller bei der Überprüfung des Floßes modellwidriges Holz fest, dann werden sowohl der Schiffer als auch der Waldbauer empfindlich bestraft.**
6. **Um die Wälder vor übermäßiger Nutzung und auch den Holzmarkt zu schützen, wird vereinbart, alljährlich nach vorheriger Anhörung der Schiffer und Waldbauern die Holz mengen festzusetzen, die auf der Kinzig verflößt werden darf.**
7. **Die Instandhaltung der Kinzig von ihrem Ursprung an bis Schenkenzell ist Aufgabe der Waldbauern des württembergischen Klosteramts Alpirsbach. Sie haben die Wasserstraßen immerzu in tauglichem floßbaren Zustand zu erhalten.**

8. **Die Waldbauern des Alpirsbacher Klosteramts, des Schiltacher Lehengerichts und die Fürstenbergischen sollen zur Unterhaltung der Wasserstraße den Wolfacher und Schiltacher Schiffertümern nach Proportion des geflößten Holzes einen angemessenen Beitrag leisten.**
9. **Zum Schutz der Floßeinrichtungen und der Flussufer wird die Breite der Flöße in den einzelnen Flussabschnitten festgelegt. Danach soll es auf der Floßstraße oberhalb Schenkenzell bei der bisher üblichen Breite und Länge der Flöße (maximal 12 Schuh, d.h. 3,6 m) sein ferneres Bewenden haben. Ein Tromfloß besteht aus 10 Gestören und ist 4 Tröm breit, ein Holzfloß aus 325 Stücken und ein so genanntes Harzfloß aus 350 Stück. (Anmerkung: die Stämme eines Harzfloßes waren durch Harzer „bearbeitet“, also ihres Harzes beraubt, dadurch deutlich leichter und weniger stabil, haltbar).**
10. **Bezüglich der Floßzeit wird vereinbart, dass ein so genanntes Floß-Schiff oder Floßpelz, das nur aus einem Gestör besteht, zu allen Zeiten, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen, geflößt werden kann. Flöße, die aus mehreren Gestören bestehen, dürfen die Waldbauern von Georgii (23.4.) bis Galli (16.10.), die Schiffer und Flößer von Schenkenzell, Schiltach und Wolfach hingegen von Georgii bis Martini (11.11.) verflößen, wobei mit Genehmigung der Behörde Ausnahmen möglich sind.**
11. **Bei drohendem Hochwasser sind Flöße mit größerer Sorgfalt als sonst zu sichern, über Winter darf kein Floßholz im Wasser liegen bleiben; gleich nach Martini ist der Fluss vollkommen zu räumen.**

69 c Schiltach: Quelle: Der Schwarzwald, Wilh. Jensen, Privatbesitz)



Wie bereits dargelegt, war die Kinzig bereits sehr bald nach Loßburg flößbar gemacht. Die Reinerzau, einst namensgleich für Tal und Bach, ebenfalls. Somit liegt es nahe, sich mit der für die dortigen Flößer und ihre „Holzlieferanten“, den Waldbauern, geltenden Rechtsordnung näher zu befassen. In den Quellgebieten, nicht nur im Bereich der Kinzig, waren die Arbeiten des Waldbauern und des Flößers häufig in einer Person vereinigt. So ist mein Urgroßvater Johannes Heintelmann in den evangelischen Registern als Waldbauer und Flößer geführt, ergänzt durch die Rechte und (damals

sehr umfangreichen) Pflichten des „Bürgers“.

Solchermaßen befinden wir uns noch ganz am (geographischen) Anfang der an Gefährlichkeit nicht zu unterschätzenden Wald- und Flößertätigkeit – in der Gegend der oberen, hinteren Kinzig, wo die „Flößerwelt“ noch überschaubar und in Ordnung schien. Denn die Menschen dort, „ganz hinten und ganz oben“ kannten sich, waren auf vielfältige Weise in einem rauen Klima aufeinander angewiesen, auch voneinander abhängig – ganzjährig und alltäglich. Ebenso im Sinne des Beginns einer langen und überaus einträglichen Liefer- und noch mehr Wertschöpfungskette, die das „grüne Gold“ des Schwarzwaldes in sich mit trug. Die Wälder in der Gegend der Quellbäche mussten erst noch bevölkert werden. Dies geschah intensiver ab dem 15. Jahrhundert.

Zum weiteren und besseren Verständnis: Straßburg, die einstige römische Garnison mit damals insgesamt ca. 10.000 bis 12.000 Menschen (einschließlich Auxiliärtruppen und Vici), war stets und ist es bis

heute geblieben: die europäische Metropole mit unstillbarem Holz hunger. Dieser konnte offenkundig zu keiner Zeit allein aus den Vogesen gedeckt werden. Der Schwarzwald, den Straßburgern so nah vor Augen, kam als wichtiger Lieferant schon sehr früh hinzu. Umgekehrt sahen die Schwarzwälder den wachsenden Münsterturm sehr nah vor sich und den Absatzmarkt drum herum in Verbindung damit.

Flößer Ordnung

Und Gerechtigkeitsakten der Alpirsbacher Kinzig Flözerschaft extrahiert und cum Copia et Originale durch Herrn Schultheiß Abraham Adrian von Ehlenbogen als Obmann der Kinzig Flözerschaft den 13.ten Decembrie 1821....

Soweit die originale Textwiedergabe der ersten Seite dieses Dokuments, in welchem auch auf Rechte und Pflichten früherer Festlegungen Bezug genommen wird, so vom 21. April 1583, vom 18. Juli 1802, vom 14. Januar 1783, vom 28. April 1730. Übergeordnet war die **„Zunfts-Ordnung vor das württembergische Schifferthum zu Schiltach an der Kuenzig de anno 1766“**. Dieser wird ausführlich im Kapitel über Schiltach gedacht. (Im Anhang ist die letzte der so überaus zahlreichen Flößerordnungen wiedergegeben, die vom 1. Mai 1867, erlassen vom Handelsministerium in Karlsruhe, welche die badischen und württembergischen Flößer zusammenfasst und einheitlich behandelt. Es dauerte danach noch etliche Jahre, bis diese generalisierende, vereinheitlichende „baden-württembergische Flößerordnung“ von den jeweiligen Genossenschaften (Gilden) in deren individuelle Ordnung umgearbeitet wurden. Man ließ sich Zeit damit.

Gleiches, ähnliches erleben wir seit Jahren in und mit der Europäischen Union. Die in Brüssel ausgearbeiteten und vom europäischen Parlament verabschiedeten „Gesetze“ bedürfen in der Regel etlicher Jahre, bis sie von den einzelnen Mitgliedstaaten in nationales Recht umgewandelt werden. Man nahm sich gerne Zeit – man nimmt sich gerne Zeit! Ein Land mehr, das andere weniger. Eingefahrene Gewohnheiten gab man ungern auf, so auch aktuell, damals wie heute. Deutschland bekommt diesbezüglich wiederholt nicht nur klare Worte zu hören. Bußgelder in beträchtlicher Höhe werden verhängt.

Im **ersten Teil** dieser zweiteiligen „Flößer Ordnung“ ist vereinbart, welche Waldbauern an welche Personen = Teichbauern, Besitzer und Flößer das Holz zu übergeben hatten. Im Regelfall waren sie als Nachbarn genannt – naheliegender und sinnvollerweise. Denn dies geschah in Verbindung mit den Teichen. Auf diesen durfte jeweils nur ein Floß durchgelassen werden, um das sehr sensible und daher sehr bedeutsame „Bewässerungs-System“ insgesamt so lange wie nur irgend möglich als „Schwallwasser“ verfügbar, also nutzbar zu erhalten. Die Schleuse musste deshalb schnellstmöglich danach wieder geschlossen werden. Strafe erfolgte bei Nicht-Befolgung!

Persönliches: *Der erwähnte Flößerpfad lässt sich auf verschiedene Weise in diesem ersten, steileren Bereich bis hinunter nach Alpirsbach bewandern, auch in umgekehrter Richtung. Auch die Teiche sollen nach und nach zur besseren Veranschaulichung wieder renaturiert werden. Als Familienausflug ist eine Wanderung mit Einkehrmöglichkeit in den neben den Wanderwegen liegenden Schwarzwaldhöfen ein besonders lehrreiches, auch erholsames Erlebnis. Eine Radwanderung von den Quellbächen der Kinzig bis zu ihrer Mündung in Kehl bzw. Auenheim ist sehr empfehlenswert – nicht zuletzt der am Weg liegenden verschiedenartigen Museen (die Flößermuseen in Alpirsbach, Schiltach, Wolfach, Gengenbach; das Bergwerksmuseum in Haslach, das Heinrich Hansjakob-Haus, Oberwolfach mit seinen Mineralien, diverse Heimatmuseen als einige Beispiele; das exzellente Handwerksmuseum in Kork will ich nicht vergessen). Was ein Ple(ä)nterwald war und wieder ist, auch dies wird anschaulich.*

Im **zweiten Teil**, „Vom Flößen“ selbst, geht es unter anderem um die Nutzung des Schwallwassers. Denn der Grundbach, Kinzig und kleine Kinzig, waren schmal und das knappe Wasser aus den Teichen musste

für mehrere Flöße hintereinander ausreichen – bei gehörigem Abstand, auch, um Auffahrunfälle zu vermeiden. Gleiches galt danach für die gesamten Verlauf der Kinzig.

Wie ein dicker roter Faden zieht sich durch alle Flößerordnungen der immer wieder zu betonende Grundsatz des „Musketier-Prinzips“, das Solidaritätsprinzip „einer für alle – alle für einen“-

Die Zusammenschlüsse der Flößer erfolgten bereits sehr früh in Flößergilden, Schifferschaften oder sonstig genossenschaftlich orientierten Gebilden, zunächst unabhängig davon, ob es dafür ausführlich gestaltete Ordnungen oder lose mündliche Vereinbarungen gab. Sich in Zünften mit ihren strengen Regeln zusammenzuschließen, war von so mancher Grundherrschaft mit Argwohn beäugt, deshalb untersagt. Die Unterschiede zwischen Gilden, Genossenschaften und Zünften waren jedoch mitunter sehr gering. Hier oben und hinten an den Quellbächen kam man erfreulicherweise noch mit einer Handvoll einfacher und klarer Regeln aus.

Diese „**Schifferschaften**“ muss man mit Fug und Recht als die ersten genossenschaftlich geprägten Zusammenschlüsse im deutschen Wirtschaftsleben bezeichnen. Denn einer einzelnen Person wäre es nie möglich gewesen, auch nur einen einzelnen Baumstamm mit Axt und Säge „vom Wald zum Bach“ zu bringen. Den einzelnen Baum zu fällen, das mochte noch ganz gut von einer Einzelperson bewältigt werden können, ihn zu Brenn- und Feuerholz zu zerkleinern, auch dies noch, wenngleich bereits sehr mühsam. Für den Bau der „Infrastruktur“ – Teiche, Wehre, Schleusen, Floßgassen, Einbindeplätze und Anlegeplätze anlegen – dies konnte nur in kleineren und größeren Gruppen, „Teams“ nennen wir dies heute, gemeinsam bewältigt werden. Holz, sei es Scheiter- oder Stammholz auf die holznachfragenden, holzhungrigen Märkte zu bringen, bedurfte wiederum eines „Teams“, zudem kundiger Personen, die das finanzielle Risiko nicht nur übernehmen konnten – sondern dies auch wollten. Denn es dauerte nicht selten bis zu zwei Jahre, bis der Verkaufserlös vollständig in barem Geld an die Waldbauern zurückfloss, auch wenn es als Anzahlung mitunter ein Überbrückungsgeld gab. Um die Schwarzwald-bäume auf die großen Märkte in Basel, Straßburg, Rastatt, Mannheim bis hinauf nach Speyer, Köln und schließlich Amsterdam bzw. Dordrecht zu bringen, musste neben der körperlichen Kraft sehr viel geistiges Potential vorhanden sein. Und es musste, direkt oder indirekt, ordentlich Finanzkraft eingesetzt werden können. Die Gastwirte spielten immer und überall im Schwarzwald eine erste grundlegende und sehr wichtige finanzielle Rolle. Denn sie konnten als erste Finanziere Geld einbringen, so nicht nur in Schiltach und Wolfach oder Willstätt. Besonders im württembergischen fanden sich bereits anderweitig erfolgreich tätige Textil-Unternehmer, die „Compagnien“, Holzhandels-Gesellschaften gründeten und auch im badischen mit ihrem Kapital überaus einflussreich und ertragreich tätig wirtschafteten. Doch längst nicht alle Gesellschaften, besser: ihre Geschäftsführer, wiesen die erforderliche Kompetenz und auch Seriosität auf.

Die Wirtschaften waren meist diejenigen Lokalitäten, in denen die Floßmannschaften Jahr für Jahr zusammengestellt wurden. Und dies konnte dauern; mitunter sehr lange. Der Wirt freute sich.

Straßburger Holzhändler werden ebenfalls wiederholt als Finanziere genannt, bis zum deutsch-französischen Krieg 1870/71. In dessen Verlauf und nach seiner Beendigung verabschiedeten sich die französischen Händler nach Paris. Der „Holländer-Holzhandel“ brachte schließlich die Händler Anfang des 17. Jahrhunderts aus Holland direkt ins Kinzigtal. 1715 wird hier wiederholt als offizieller Beginn des Holländerhandels im Kinzigtal genannt. Denn nur sie konnten und wollten sich die besten „Holländer“ an Ort und Stelle aussuchen. Diese waren nicht nur gewaltige Nadelbäume, sondern in ganz besonderem Maße die für den Schiffsbau (längst nicht nur für Segelmasten) so gut gewachsenen uralten Eichen als Oblast. Im Nordschwarzwald war der Holländer-Holzhandel bereits gut zweihundert Jahre älter. Schei-

terholz wurde ebenfalls dorthin auf den Weg gebracht. Die Torfgebiete in Holland lieferten nur begrenzte Zeit die relativ kalorienarmen, daher wenig wärmenden, dafür umso stärker qualmenden Torfbriketts.

70 Nagelsortiment der Fa Fritz Vögel: (Quelle: Heimatmuseum der Stadt Freudenstadt) Bemerkenswert: Seil-



haken für die Bergsteiger nahmen einen guten Teil im Sortiment ein. Von Freudenstadt aus fährt man nur wenige Kilometer, diese zudem bergab, nach Christophstal. Dort steht eine Hammerschmiede. Dargestellt sind dort auch ein Sortiment an Sensen. Da gab es, neben sehr vielen anderen, spezielle Sensen für Oberbayern, für Tirol, Ungarn, für Transsilvanien ... Sehr zu empfehlen, um „High Tec“ historisch zu betrachten. Und, um es nicht außer Betracht zu lassen: Holzkohle, sowie ihre Vorstufe die Bäume, waren dort für den Produktionsprozess in großer Menge nötig. Flößerei war daher von geringerer Bedeutung. (Foto: Verfasser)



71 Freudenstadt: Dass es einen bis heute erhaltenen Marktplatz von solcher Größe gibt, darf als Besonderheit gelten. Eine weitere Besonderheit ganz anderer Art verbindet sich mit der Stadtpfarrkirche: im rechten Winkel sind zwei Kirchenschiffe angeordnet. Eine einzige Kanzel verbindet beide. Geradezu revolutionär könnte man diese äußerst seltene Konstruktion nennen. (Quelle: Heimatmuseum der Stadt Freudenstadt)

Die Höhe des einzelnen Genossenschaftsanteils war von Genossenschaft zu Genossenschaft in deren Satzungen unterschiedlich geregelt. Auch wofür das Geld verwendet werden musste: im Regelfall für Werkzeuge, Entlohnung von Fremdleistungen, Verpflegung unterwegs. Nicht zuletzt für die überaus zahlreichen und unterschiedlich hohen Zollzahlungen, sowie Floßregale – allein entlang der Kinzig hielten zehn Grundherrschaften die Hand auf, den Rhein hinauf waren es weit mehr als zwanzig, bis schließlich 1830 der Deutsche Zollverein Befreiung und somit nach und nach finanzielle Erleichterung brachte. Auch hier galt: die konkrete Umsetzung dauerte. Nicht zu vergessen die verschiedenartigen Schadensersatzleistungen: Brücken wurden oft beschädigt, ebenso Uferböschungen (bei unbeabsichtigt absichtlichen „Begradigungen“), Schleusen, Mühlen, auch Fischlaich wurde beschädigt, mitunter auch zerstört (Fischerei war bereits bei den Römern berufsmäßig betrieben worden. In Willstätt konnte sich dieser Berufsstand, spezialisiert auf Salmen-Fischfang, bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ernähren.) Und vieles andere kam hinzu, mitunter überraschend. Denn nicht überall konnten Gestöre mit durchschnittlich 200 m Länge, in Baden und Württemberg bis 1867 sogar über 600 m Länge hinaus auf den Floßstraßen gefahren werden. Verständlicher Flötzer-Ehrgeiz war es

wohl, der dazu führte, dass bis zu 750 m lange Flösse auf den kurven- und an Wehren reichen Weg ab Wolfach gebracht wurden.

Holland verfügte noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts über beträchtliche Torfflächen.

72 TORF in HOLLAND: Als wald- und somit weitestgehend holzarmes Land war Holland auch auf den Import von Brenn- und Feuerholz angewiesen. Denn die Torfvorkommen des Landes waren wie überall begrenzt., so auch in meiner bayerischen Heimat, im Böhmerwald, zudem bei der steigenden Bevölkerung sehr bald verbraucht. Selbst wenn man in den oberbayerischen Moorbädern das „verbrauchte“ Moor wieder an ihre Ursprungs-, die Entnahmeorte zurückgeführt hat: der Regenerationsprozess wird wohl Jahrhunderte dauern. (Quelle: La Hollande Illustre, Librairie Larouse, Paris 1936, Privatbesitz)



73 Flößer bei Wolfach: Dieses Farbgemälde dürfte die wohl schönste Wiedergabe der Flößerhauptstadt Wolfach mit ihren Flößern sein. Zu erkennen sind auch die zahlreichen Gestöre, wie sie auf Wolf und Kinzig ankamen und hier zusammengebunden wurden, um so dann mit der genannten Länge Kinzig abwärts zu fahren, zu mäandern.



Nochmals: der Zusammenschluss in Zünften war von manchen Grundherrn ausdrücklich verboten. Zu mächtig konnten sie werden, die Flößer. (Generelle Aufhebung der Zünfte: 1815.) Die Grundherrschaft war es auch – hier die jeweiligen Herzöge von Württemberg, dort die Fürsten von Fürstenberg, die Klöster Alpirsbach, Gengenbach, St. Blasien, die freien Reichsstädte – die die Flößer-, Bach-, Forstordnungen und weitere Ordnungen erstellten. Sinn und Zweck war es, für Rechtssicherheit zu sorgen, Streitigkeiten frühestmöglich durch hoheitliche Regelung und vorab zu vermeiden.

In all diesen Ordnungen waren Rechte und Pflichten der am Holzhandelsgeschäft beteiligten Personen sehr detailliert dargelegt. Entsprechend den sich verändernden Realitäten, wie sie sich allein schon durch das Aufkommen der Gestör-Flößerei, sowie des Fernholzhandels ergaben, machten laufende Anpassungen an diese sich verändernden Realitäten zwingend.

Für sich selbst sorgte die Grundherrschaft bzw. Stammherrschaft stets auf unterschiedliche Weise: der Zoll für Floß und Oblast war meist die Haupteinnahmequelle; die Konzessionsabgabe bzw. Recognitionsgebühr als Gegenleistung für die Nutzung der Floßstraße, auch Regal genannt, kam hinzu. Außerdem hatten sie das Vorrecht, dass ihr Holz auch außerhalb der „ordentlichen“ Flosszeit, so an Sonn- und Feiertagen als „Herrenflöße“ auf den Weg gebracht werden durften. Dies waren Flöße mit Holz für eigene Bauten. (Der Sonntag galt in den „flossordnungen“ als flossfrei; ebenso die Feiertage. Doch: „keine Ordnung = Regel ohne Ausnahme“; eben für die Grundherrschaft)

5.3 „Recht wem Recht gebührt“ (I)

So manche der überaus zahlreichen und recht vielschichtigen Streitigkeiten im Wald, vor allem auf dem Wasser konnten „vor Ort“, also von Schultheißen, von Vögten, oder flößerintern durch das Rügegericht geklärt werden. Doch längst nicht alle. Immer wieder war die Grundherrschaft gefordert, für gerechten Ausgleich zu sorgen – nicht selten auch zum eigenen Nutzen. Hier waren es die Beamten der Fürstenberger, die ihre scharfen Augen auf die Einhaltung der „frozordnungen“, ebenso wie die der Waldordnungen richteten, so auf den Bau und den Transport der Flöße. Besonders war man auf die leichte und somit schnelle Schätzbarkeit der eingebundenen Holzstämme und der Oblast ausgerichtet. Nur so war eine objektive und faire Zollermittlung möglich. Da die Flößerei im Sinne eines Fernholzhandels ein zunehmend „international“ ausgerichtetes Geschäft darstellte, war parallel dazu Transparenz bezüglich der Kompetenzen auf Angebots- und Nachfrageseite erforderlich. Flößer, Floßknechte, mussten sich in ihren Fähigkeiten weiterentwickeln, weiterbilden – nicht nur die Floßherrn. Die einerseits konkurrierenden, andererseits auf Kooperation angewiesenen Schifferschaften waren somit vielseitig gefordert. Umfassende „Management-Fähigkeiten“, wie wir dies heute nennen, waren unerlässlich. Ich betone dies gerne und wiederhole mich.

Das unmittelbar an der Kinzig gelegene Wolfacher Schloss als ein Sitz der fürstenbergischen Verwaltung war damit direkt am Ort der Geschehnisse. In Donaueschingen befand sich der fürstliche Hauptsitz. Zwischen den herzoglich-württembergischen Schiltachern und den fürstenbergisch-badischen Wolfachern lief die Flößerei auf der gemeinsam genutzten Floßstraße Kinzig längst nicht ohne wiederholte „Reiberein“ ab. Noch viel weniger zwischen diesen beiden und ihren wiederholt flößerberechtigten Waldbauern-Kollegen an den Quellbächen. Nicht zu vergessen sind die vergleichsweise wenigen Schramberger Flößer (vorderösterreichisch).

Nachfolgend nun einige Rechtsbeispiele (entnommen dem von Fürstenbergischen Urkundenbuch, Archiv der Stadt Offenburg):

2.April 1516: Klage durch den Obervogt in Wolfach: die gemeine Nutzung der Kinzig wird durch Verbauung der Wasser in Willstätt verhindert. Dadurch kommen die Fische nicht mehr in die Kinzig.

12.Mai 1522: die Verzollung des Floßholz erfolgt in Biberach

8.April 1524: Entscheidung von Elisabeth Gräfin zu F. gegen den Verkauf von Floßholz nach Martini und vor Ostern. Zweck: Vermeidung von Holzüberschüssen, die unverkauft liegenbleiben.

9.März 1529: den Flößern wird gestattet, Proviant und andere Notdurft dem Kaiser gegen die Türken zu bringen.

18.Okt.1535: Erlass einer neuen Floßordnung.

18.März 1538: die Stadt Straßburg ersucht Elisabeth Gräfin zu F. das Holz aus dem Herrenbacher Tal zollfrei durch ihre Herrschaft gegen zu lassen. Auch sollte Straßburg Holz aus dem Leichbach ab Schiltach also Flößen. Wolfach stellt sich dagegen, verlangt gleiches Recht, beklagte ihrerseits Schäden an den Teichen.

21.Februar 1548: die Stadt Straßburg bittet um Buchenholz als Scheitholz,

welches sich zu Bauholz nicht eignet.

29.Juli 1551: durch das Flötzen werden die Hanfröste beschädigt. So geschehen in Ortenberg. Festgelegt wurde „kurze Zeit stillstehen mit dem Flötzen“.

Gefordert wird stärkerer Schutz des Waldes und eine stärkere Nutzung entlegener Wälder, einbezogen des harzens dort.

22.Mai 1555: Graf Phillip zu Hanau meldet Holzbedarf an für einen großen stattlichen Bau in Willstätt: je 380 60ig/50ig schuhige

88 40ig schuhige

71 30ig schuhige

32 Kirchsparren

800 Latten

1200 Bort (= Bretter)

Da die beiden beauftragten Jacob Stoffel und Heinrich Böheim so schnell und so früh so viel Grobholz nicht liefern können, ergeht der Befehl, dass alle Schiffer einander helfen.

24.August 1560: bei Offenburg kommt es (wiederholt) zur Beschädigung des dortigen Lachsteichs durch die Flößer gen Straßburg. Es ergeht die Aufforderung, nicht mehr durch diesen Lachsteich zu fahren. Offenburg antwortet, dass dies „am unschädlichsten geschehen“ sei.

19.April 1561: Die Stadt Straßburg bittet um Zollfreiheit für Brennholztrift aus dem Schramberger Tale. Ferner: man möge mit den Bauholzflößen bis nach der Brennholztrift warten.

4.Oktober 1575: Wittichen ersucht um „Zollfreiheit für Tromflöße...“

Die Vogteien Schenkenzell und Kaltenbrunn wollen ihr Holz auch gen Straßburg oder anderswohin flößen, nicht nur bis Wolfach.

Diese hier abschließende Forderung ist eine stetig wiederkehrende. Sie fußt auf der früheren entsprechenden Zusage, auch des Herzogs von Württemberg, für „seine“ Waldflößer an den Quellbächen. Denn das Leben im höher gelegenen Wald war sehr entbehrungsreich. Durch die Flößerei „hinaus ins Land“ sollte ein nötiges Zubrot verdient werden können. Die Schiltacher und Wolfacher setzten dagegen, dass sie selbst diesen Verdienst nötig hätten und zudem für ihre Städte diese Einnahmen bräuchten. Ferner seien die Höfe der Waldbauern und Waldflößer stattlich und zeugten von einem beträchtlichen Wohlstand. Ein Wohlstand, den sie selbst nicht hätten. Die Wahrheit wird wohl, wie so oft, auch hier in der Mitte gelegen haben. Und sie dürfte sich im Laufe der Jahrhunderte mal mehr in die eine, mal verstärkt in die andere Richtung bewegt haben. Die in der einsamen Höhe gelegenen Gehöfte waren in der Anfangszeit zweifelsohne auf den Zuverdienst aus der Flößerei existentiell angewiesen. Auch die Flößer aus Schramberg und die an der Wolf / Wolfach betrieben die Einhaltung des ihnen gegebenen gleiche Recht, „hinaus ins Land“ flößen zu dürfen.

Soweit die ausführliche Einstimmung in die Schwarzwaldflößerei. Und nun zur wohl korrekten zeitlichen Reihenfolge, entsprechen den Siedlungsanfängen. Keineswegs unterschlagen will ich die Tatsache, dass nicht nur die Zölle dazu verführten, als nicht sichtbare Oblast Güter mitzuführen, die zusätzliche Einnahmen – steuer- und zollfrei – erbrachten. „Man darf alles, nur nicht sich erwischen lassen.“

So ein weiser Satz bereits aus meiner wohl eher frühen Kindheit. Schmuggel nennt sich diese – verbotene – „Nebenerwerbstätigkeit“.

Denn 49 v. Chr. wurde das, was später Kaiseraugst (Augusta Raurica) werden sollte, römisch besiedelt. Davor waren die keltischen Rauriker vor Ort als Siedler tätig. In spätrömischer Zeit folgte zudem ein Kastell.



74 a Südschwarzwald: (Quelle: Kupferstich von Courier, 1730, Privatbesitz)

6. Unser Nachbar, die Schweiz – der südliche Schwarzwald

Außer den beiden nachfolgend (6.2) behandelten Flüssen Brigach und Breg vermischen sich alle anderen Flüsse des Schwarzwaldes und ihre zahlreichen Quellbäche mit dem Rhein und münden in die Nordsee. Daher liegt es nahe, sich ein wenig mit dem südlichen Nachbarn, der „kleinen“ Schweiz und den dortigen Flößertätigkeiten zu befassen. Denn die Schweiz war über Jahrhunderte hinweg auf den Export von Holz und landwirtschaftlichen Produkten angewiesen. Das dichte Wassernetz – die vielen Seen gehören dazu – voll umfänglich zu nutzen, war nicht nur ein Gebot der Vernunft. Denn selbst noch um 1820 betrug die Kosten für den Transport auf der Straße, „auf Achse“, das zehn- bis zeitweise dreißigfache im Vergleich zum Wassertransport – wie ähnlich bereits zur Zeit der Römer.

Nur durch Trift und Flößerei konnten die großen Mengen an qualitativ hochwertigen Gebirgshölzern und Handelswaren aus den Tälern herausgeführt werden. Wichtigste Floßstraße hierfür war der Rhein, der bereits den Römern auf gleiche Weise diente. Deutschland, Holland, England, sogar Russland verlangten nach „Schweizer Holz“ und anderen Waren – und bekamen es – bereits damals.

Sogar über den Inn (!) kam Holz für die Salinen zur Salzgewinnung jahrhundertlang bis nach Hall in Tirol.

Das stets an Hölzern arme Italien – denn, die alten Römer verbrauchten die Wälder des Apennin für ihre Thermen, ihre wachsenden Flotten und als Bauholz – wurde über die südlichen Flüsse der Schweiz, Maggia, Masca, Verzasca beliefert – hinunter bis nach Mailand.

Die Seehäfen in Südfrankreich, Marseille als ein weiteres Beispiel, wurden auf dem Doubs und weiter über die Rhone beliefert.

Um Waren bis nach Holland zu bringen, zum Beispiel über Zürich und Basel, waren zeitweise insgesamt bis zu 35 Zollstellen zu passieren, zu „versorgen“

Steile Holzriesen, reißende Gebirgsbäche, waren nicht minder gefährlich als im Schwarzwald. Abseilen von Holzstämmen war ebenfalls – hier mehr wie anderswo – eine häufig angewandte, besonders gefährvolle Methode der „Holzernte“.

Über die folgenden Flüsse gelangte das Schweizer Holz in den Rhein: Ergolz, Möhlin, Limmat, Reuss, Glatt und Aare.

Der Rheinfall bei Schaffhausen, dem Kadelberger Laufen, dem Lauffenburger Laufen sowie dem Höllhaken bei Rheinfelden, erzwang das aufbinden der Flöße vor den starken, reißenden Strömungen, so dann teuren und aufwendigen Fuhrtransport an eine geeignete Einbindestelle und erneutes Einbinden. Danach konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Wegen dieser besonderen Gefährlichkeit gab es die „Lauffenknechte“ als Spezialisten (siehe dort). Diese Gefährlichkeit, die mit hohem Zeitaufwand verbunden war, galt als Hauptursache dafür, dass sich hier die Flößertätigkeit vom 15. bis zum 17. Jahrhundert nur sehr bedingt und eher kurzzeitig entwickeln konnte. Das stets holzhungrige Basel erzwang ein Übriges.

6.1 Die Litschgis – Entrepreneure aus dem Aostatal

Aus dem Aostatal kamen sie im 17. Jahrhundert nach Krozingen, dem heutigen Bad Krozingen. Hier waren sie als Gastwirte tätig und verdienten gutes Geld. Das Übernachtungsgewerbe kam hinzu. Damit war – gleichermaßen überall im Schwarzwald, und nicht nur hier – die kapitalmäßige Grundlage für weitere unternehmerische „Investments“ gegeben. Notwendiges unternehmerisches Denken und Empfinden war bereits vorhanden. **„Ihr Scharfblick, ihre Unternehmungslust, ihr Wagemut stand im kaiserlichen Dienst erfolgversprechender Aufgaben. Daher treffen wir diese früheren einfachen Bauern, Wirte und Müller bald auch als Pächter (Admodiatoren) von Bleigruben und Eisenwerken, als Erbauer von Kanälen und als Unternehmer von Fortifikationsarbeiten in der Festung Breisach.“** So nachzulesen bei Karl Martin „Die Unternehmerfamilie Litschgi in Krozingen“ in der Zeitschrift Schauinsland 1935.

Bereits im 30-jährigen Krieg wurde viel Holz, Bau- wie Brennholz, vom Schwarzwald über Basel nach Ensisheim geflößt. Im Jahr 1724 erging von Kaiser Karl VI. die Anweisung, das Floßwesen wiedereinzurichten. „Holland“ lässt zu dieser Zeit grüßen! Diesem Unternehmer Johann Franz Litschgi aus Krozingen wurde diese Aufgabe übertragen. Sein unternehmerisches Geschick, das ihm zu beträchtlichem Reichtum verhalf, brachte ihm und seiner Familie den ehrenvollen Namen „Fugger des Breisgaus“ ein. Zu ihrem Eigentum gehörten Mühlen und Fuhrbetriebe. Sie errichteten Kanäle und bauten Festungen. Letztere versorgten sie logischerweise ebenso mit Brenn- und Feuerholz. Dazu kamen Bleigruben und Bergwerke, welche sie als Pächter betrieben. So wurden sie nach und nach zu Großunternehmern. Um die Flößertätigkeit wieder aufnehmen zu können, mussten zuerst die Floßstraßen Prägbach und Wiese von Felsblöcken und Geröll gesäubert werden. Die Ufer mussten mit Faschinen stabilisiert werden. Floßteiche als Wasserspeicher, Schleusen mussten geschaffen werden. Holzknecchte und Floßknecchte wurden angeworben. Viele Bewohner des hinteren Wiesentals bekamen Arbeit, kamen in Lohn und Brot. Jedoch: Litschgi erwies sich als säumiger Zahler. Auch hielt er sich nicht an die Verträge. Die Schönauer beklagten sich des Weiteren über den Raubschlag der Litschgi'schen Holzfäller. Auch der Abt von St. Blasien beklagte sich über den unmäßigen Holzeinschlag. Zudem: Beschwerden des Militärs bezogen sich auf die Holzlieferungen nach Basel. Man sah darin eine unvertretbare Stärkung des französischen (!?) Militärs.

Eine Delegation von Schönauer Bürgern reiste daher bis zum Kaiser nach Wien, um die Beschwerde direkt bei Hofe vorzubringen. Denn sie wollten ihr Holz für sich behalten. Dem Kaiser und seiner hung- rigen Staatskasse waren die Einnahmen aus dem Holzverkauf jedoch wichtiger. So mussten die Schönauer unverrichteter Dinge wieder abreisen. Bereits im Jahr 1756 wurde die Flößerei eingestellt. Die Vorrichtungen zum Flößen wurden für den Eigenbedarf bis kurz nach der Jahrhundertwende zum 19. Jahrhundert noch benutzt.

Auffallend für diesen Teil des Schwarzwaldes, das hintere Wiesental, ist es, dass der Grundherr häufig Grund und Anlass sah und wohl auch hatte, Streit zu schlichten. Es war dies der Abt von St. Blasien. So war es mit der Nutzung der Wasserkraft, welche die Flößer intensiv in Anspruch nahmen, ja nehmen mussten. Doch auch andere Gewerbe benötigten die so wertvolle Wasserkraft. Sägemühlen, Getreide- mühlen, Stampfen zur Reinigung der Hanffasern. Sogar eine „Gypsmühle“ findet sich in alten Karten eingetragen. Gegen einen Jahreszins wurde der „Wasserfall“ vergeben. Im südlichen Schwarzwald fin- det sich ein weit verzweigtes Geflecht von so bezeichneten Wuhren. Es sind dies schmale Kanäle, über die Wasser gezielt zu den eisenverarbeitenden Hammerwerken geleitet wurde und nicht, wie man ver- muten könnte Kanäle für die „Holländer“. Diese gab es im Südschwarzwald nicht. Die Waldstruktur war im südlichen Schwarzwald nicht entsprechend.

Der Abt von St. Blasien war es des Weiteren, der aus Tirol „kündige“ Männer in sein Herrschaftsgebiet holte. Die äußeren, weil gebirgigen Lebensverhältnisse waren hier wie dort sehr ähnlich; die Umstände ihrer Akklimatisation, wohl auch ihrer Integration, daher sehr günstig.

Benedikt von Nursia, selbst Gründer von zahlreichen Klöstern in Italien, verdeutlichte in seinem Regel- werk, dass die Benediktinermönche, ähnlich die Zisterzienserfrauen, sich den Umgebungen ihrer ge- gründeten Klöster anpassen sollten, um nicht nur ihre geistige Wirkung bestmöglich entfalten zu kön- nen, sondern um sich besonders ihren Lebensunterhalt erarbeiten zu können. Dazu war der perma- nente Austausch mit den Menschen drumherum zwingend erforderlich, trotz aller meist sehr idylli- schen Abgeschlossenheit, die den Klöstern und ihren Bewohnern inne lag – erneut lassen die alten Rö- mer grüßen. Die Standortwahl eines Klosters wie auch einer römischen Garnison, im Mittelalter sodann die Burgen war stets „strategisch“ bedingt.

Persönliches: Kloster Aufenthalte *Es liegt nun gute vierzig Jahre zurück, als ich in einer kritisch zu nennenden Lebensphase den wohl besten Rat in meinem Leben bekam: „geh doch für ein paar Tage ins Kloster.“ Die Erzabtei Beuron wurde zu meinem ersten und bedeutendsten Ort der Besinnung, der Kontemplation. Mithilfe im Kloster, wo immer meine eher sehr bescheidene Hilfe gebraucht wurde, wurde zum einen festen Ritual, besinnliche Wan- derungen in die unmittelbare Umgebung zu einem anderen. Lavendelschneiden, Gelee-Bonbons mit Herstellen und Verpacken (Pluharnec), die Flaschen eines der besten Weine zu etikettieren, verpacken und einlagern (auf der Insel St. Honorat vor Cannes), ... Äpfel und Pfirsiche pflücken und zur Cooperative bringen (in St. Martin de Canigou), danach am Abend die unverkäuflichen Pfirsiche in Marmelade zu verarbeiten, Klostergarten von Un- kraut befreien, umgraben und so für die Aussaat und erstes Pflanzen vorbereiten (Beuron), und vieles andere mehr. Gute menschliche Begegnungen bereichern diese Klosteraufenthalte ganz zwanglos.*



74 b Kaiser Karl der Große: *Donau und Rhein miteinander zu verbinden, dieses Ziel beschäftigte ganz offensichtlich die Herrscher bereits zu frühen Zeiten. Hier ist es Kaiser Karl der Große, der entsprechende Grabungsarbeiten begutachtet. Doch erst mit dem Rhein-Main-Donau-Kanal wurde der Wunsch Realität. Eine Radtour entlang dieses Kanals ist zwar in mancher Hinsicht etwas eintönig; die Landschaft dagegen sehr reizvoll und abwechslungsreich. Zudem gibt es viele, mitunter sehr kleine Brauereien mit ihren Brauerei-Gaststätten. (Quelle: Umschlagbild eines Auktionskatalogs der Firma Kiefer, Pforzheim). Das sehr moderne Kloster Plankteten bietet mehr als nur ruhige Übernachtungsmöglichkeiten. Gleiches gilt für den Main-Donau-Kanal, einem Treidel-Kanal, welcher im Süden Nürnbergs endet. Das Kloster St. Joseph in Neumarkt ist hier zu empfehlen*

6.2 „Brigach und Breg, bringen die Donau zu weg“

Zur Einstimmung: „Der Schwob an der Donauquelle“, aus der Schwarzwaldsagen-Sammlung von Wilhelm Straub (1963)

Den Schloss-Brunnen zu Donaueschingen hat man in ein Steinbecken gefasst, und dies hält man für die Donauquelle. Da kam im Jahr 1813 ein biederer Schwabe auf den Gedanken, die Donau einmal an der Quelle für eine Viertelstunde aufzuhalten. Er setzte sich an das Ausflussrohr und hielt die Hand davor. Ein anderer fragte ihn, was er da mache. Seelenruhig erwiderte der Schwob: „Ich will den Wienern einen Spaß machen: meiner Seel', die werden schauen, wenn auf einmal eine ganze Viertelstunde in der Donau kein Wasser mehr kommt!“

Diese beiden Quellflüsse sind die einzigen für die Flößerei bedeutsamen Wasserstraßen. Sie fließen aus dem Schwarzwald nach Osten und – angereichert durch schwäbische, bayerische, österreichische, slowakische, ungarische und weitere Flüsse – um als Donau und längster europäischer Fluss schließlich bei Sulina ins Schwarze Meer zu münden.

In der Brigach mit ihren Zuflüssen Wieselbach, Warenbach und Röhlinbach unterhielt man bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Triftstraße mit vier Weihern, um Holz nach Villingen zu bringen. An zwei Plätzen – der Bleiche am Warenbach und an der Breiten Mühle – waren Holzgärten angelegt. Langholzflößerei fand nicht statt.

In der Jahrgerichtsordnung des Jahres 1508 ist die Trift erstmals erwähnt. Ab 1591 gab es in Villingen ein Eisenwerk, welches mit Kohlholz für Holzkohle versorgt werden musste. Während der Koalitionskriege gegen Frankreich musste eine Garnison mit Feuerholz versorgt werden, ferner zwei Hammerwerke ebenfalls mit Kohlholz. Eine Saline wurde 1822 gegründet. Für die Feuerung der Sudpfanne bedurfte es großer Mengen an Scheiter- und Prügelholz. Mit dem Bau der Schwarzwaldbahn in den Jahren 1866-67 kam es schließlich zur Einstellung des Triftbetriebes.

Für die Breg kam ebenfalls erst im 18. Jahrhundert Triftflößerei auf, unter anderem wegen eines wieder eröffneten Hüttenwerks in Hammereisenbach aus dem Jahr 1523. Für seine Glasfabrik in Wolterdingen erlangte Hermann Maggi bis 1844 eine Konzession auch für die Triftflößerei. Diese endete mit der Steinkohle ab 1880. Mit der Saline Dürnheim gab es ab 1822 noch einen weiteren Käufer von Scheiterholz (Verbrauch: 4 000 Klafter = 10 800 cbm/Jahr).

Brenn- und Feuerholz für die Bevölkerung war glücklicherweise siedlungsnah zu gewinnen.

6.3 Die „wütende“ Wutach

Der folgend beschriebene Teil des südlichen Schwarzwaldes ist von einer guten, wohl auch gesunden Mischung an allen Holzarten gekennzeichnet. Die Buche ist jedoch deutlich stärker vertreten als im übrigen Schwarzwald, Tannen dagegen weniger. Die Basler freuten sich. Hervorzuheben ist, dass die sehr langsam wachsenden Eichen und Buchen in früheren Jahren generell einen deutlich höheren Anteil hatten - als logische Konsequenz jedoch aufgrund der starken Nachfrage einerseits, des langsamen Wuchses andererseits anteilmäßig allmählich zurückgehen mussten. (Vergleiche hierzu auch: Dr. Helmut Volk und seine Untersuchungen.)

Für die Stadt Basel gilt es einzuflechten, dass ein Erdbeben im Jahr 1356 die weitgehende Zerstörung der Stadt zur Folge hatte. Es bedurfte vieler Jahrzehnte des Wiederaufbaus. Ende des 17. Jahrhunderts war es ein Brand, der Basel völlig zerstörte. Holz durfte nicht mehr rheinabwärts geflößt werden. Das Stapelrecht wurde in dieser Zeit überaus konsequent angewandt. „Kein Stück Holz“ kam an Basel mehr vorbei.



75 Basel und Straßburg gehörten zu den stets holzhungrigen Städten. Am Rieghener Tor war das Holzlager für das Holz aus dem Südschwarzwald. Diese Zeichnung dürfte die Flößerei eher als dekoratives Element genutzt haben. Oder einen Beweis für die nachfolgende Aussage sein. Ein fester, dauerhafter Holzlagerplatz findet sich an dieser Stelle nirgendwo. Ein solcher war vom Baseler Rat nicht gewünscht, wegen Beschädigungen an den Ufern. (Quelle: Der Rhein, 1865; Privatbesitz)

In den Jahren 1700 bis 1750 gab es so starken Floßverkehr auf dem Rhein, dass die Stadtoberen für Basel verfügen mussten, keine Flöße an den Ufern anzulanden – zum Schutze der überstrapazierten und daher gefährdeten Uferböschungen.

Gemäß dem Talrecht von 1321 waren Leute und Güter im Todtnauer Tal Eigentum des Gotteshauses (= Klosters). St. Blasien. Doch hatten sie sehr weitgehende Rechte und Freiheiten, vergleichbar den freien Gotteshausleuten. Als Gegenleistung waren sie der Grundherrschaft zu verschiedenartigen „dinglichen Leistungen“ verpflichtet. Da jedoch die Landwirtschaft im Todtnauer Tal stets wenig ergiebig war, blieben diese Abgaben und Leistungen in bescheidenem, erträglichem Rahmen.

Zunächst verlangte das Kloster den so bezeichneten Grundzins oder das Pachtgeld. Damit war die Nutznießung für überlassenen Grund und Boden abgegolten. Im selben Jahrhundert begann der südliche Schwarzwald wirtschaftlichen Wert zu bekommen. Denn der heimische Bergbau, der hier unten im Süden größere Bedeutung erlangte als in den anderen Teilen des Schwarzwaldes, verschlang über sehr lange Zeit hinweg immer wieder Unmengen an Grubenholz. Dies war Anlass für die Grundherrschaft, der planlosen Waldvernichtung durch den Erlass von Verordnungen Einhalt zu gebieten.

So geschah dies 1446 durch Abt Christoph von St. Blasien am Montag vor Pfingsten, im Einverständnis mit dem Waldvogt Werner Veltrichinger, **„...da die waeld und hoeltzer ungewöhnlichen geniest, erhowen und vorzimblichen gebraucht worden waren.“**

Im Sinne einer Oberaufsicht über den Wald, insbesondere seiner verantwortlichen schonenden Nutzung setzte die Grundherrschaft, hier das Kloster, das Gotteshaus St. Blasien mit dem Waldvogt einen Waldpfleger sowie die „Viertleut“ in die Waldordnung ein. Diese Viertleut, vier Männer als Vertreter des Rats von Todtnau und somit der Bürgerschaft, „amteten der armen Leute wegen“. Zusammen mit dem Waldpfleger führten sie zudem die Waldrechnung. Der Waldvogt war einer der Viertleut. Aufgabe des Waldpflegers war es, den Wald und seine Hölzer zu „beschirmen“ und „unverwiestlich zu behüten“. Er hatte alle Einwohner *„zu riegen und melden, die freventlich und unerlaubt in den weldern holtz howen oder die wiesten, die da soll yetlicher, die also freventlich howen, von jedem stumpen zu bloß und besserung geben drei pfund rappen pfennig.“*

Die „Thalleuth zu Tottnow“ behielten jedoch die Erlaubnis, dass sie *„bouwholtz und brennholz howen, allß daz von alt herkommen und gewöhnlichen ist.“*

Im Jahr 1581 erließ der Waldvogt in Waldshut eine neue Waldordnung. Diese wurde vom Abt in St. Blasien nicht anerkannt. Schönauer und Todtnauer beschwerten sich. Denn Todtnau sei durch den Ruin der Bergwerke sehr „in Abgang“ gekommen. Nur durch Viehzucht und Holzhandwerk, dem so bezeichneten Schnefeln / Schnöfeln (Herstellung von Rebstöcken, Schindeln, Zargen, runden Holzgefäßen, Essbesteck, Fässern, u. a.) sowie Waldweide für ihre Tiere, könnten sie ihren Lebensunterhalt sichern – und ihre Steuern entrichten. Doch die Abholzung ganzer Wälder wurde fortgesetzt, ohne jungen Wald nachzuziehen. Aufgestockte, also abgeholzte Waldstücke wurden zu Weidfeldern mit der Folge anwachsenden Viehbestands.

Im Jahre 1726 kam es auf kaiserliche Anordnung zur Wiederaufnahme des Floßwesens auf der Wiese, denn durch *„solchen Verkauf des Holzes kamen von Jahr zu Jahr erforderliche arbeitsleuthe und ein namhaftes Quantum an porem Geld ins Land.“* Der beständige Holzbedarf der Stadt Basel sollte und musste bedient werden. **Die Kriege des 17. Jahrhunderts hatten zur Beendigung der Flößerei geführt.** Das Holzfloßwerk wurde an den Unternehmer Johann Litschgi von Krozingen verpachtet. Er verantwortete die Floßbarmachung der Wiese und sorgte dafür, dass Unmengen an Holz aus den Schönau- und Prägatalwäldern nach Basel gelangten. Raubbau war die Folge. Der Sohn Litschgis musste 1732 mit

Todtnau Verhandlungen führen, um von hier Holz zu erwerben, damit die Verträge mit Basel eingehalten werden konnten. Gegen einen Stammerlös von gerade 10 Kreuzern (zum Vergleich: Preis für ein Ei) wurden ausgewählte Holzabteilungen für das Abholzen verfügbar gemacht. Der „Admodiator“ (Pächter = Unternehmer Litschgi) erhielt zudem das Recht, Dielen, Flecklinge, Rebstöcken zu verkaufen. Ihm wurde zur Pflicht gemacht, eine neue Säge zu errichten und einen Kanal anzulegen. Dies führte nach und nach zur vollkommenen Ruinierung der Todtnauer Waldungen.

Dennoch wurde 1748 ein neuer Holzlieferungsvertrag für zehn Jahre geschlossen. Bereits zwei Jahre davor, 1746, hatte die Stadt Basel die Holzflößerei in eigene Leitung übernommen und Josef Zimmermann zum Vertrauensmann aus Todtnau bestellt. Seine Aufgabe war es unter anderem, im Todtnauer Wald einen weiteren Kanal anzulegen. Die hierfür erforderliche beträchtliche Geldsumme wurde von den Baslern gerne gegeben, sicherte sie doch auf weitere Sicht die so wichtige Versorgung mit Bau- und Brennholz. Auch wenn von Raubbau nicht mehr die Rede war: die Todtnauer waren die Leidtragenden. In Bittschriften nach St. Blasien erbaten sie wenigstens Tannenholz. Die furchtbar zugerichteten Waldungen waren noch Jahrzehnte im Plan des Geometers Beyer in dessen Waldplan im Jahr 1772 zu erkennen.

Dennoch dürfte es auf den „Vierzigerrezeß“, dem 1740 erlassenen Rezeß (Lat.: recessere = wiedergeben) der Wald- und Holzordnung zurückzuführen sein, dass die Schäden in diesen Waldungen nicht stärker ausgefallen sind.

Eine weitere Verschärfung der Waldnutzung brachte die Verordnung des Jahres 1751. In ihr wurde verboten, „Schnöfeln, Kübeln, Spänn und Löfell machen, Ziegelschindeln und alles, was Schnöfeln (= Spalten) betrifft.“ Ausgenommen waren Gegenstände des Haushaltsbedarfs; außerdem Aschenbrennen (Pottasche für die Glasherstellung) und Sieden zur Gewinnung reinen Harzes. Der Todtnauer Schmiede war erlaubt, dort ihr Kohlholz zu machen, wo es am wenigsten schädlich war. Den Schlossern durften im Jahr nur sechs, den Naglern zwölf Klafter Holz gegeben werden.

Hinzukam, dass in dieser Zeit die ruhenden also stillgelegten Bergwerke wieder in Betrieb genommen wurden. Es entstand wieder großer Bedarf an Grubenholz. 1775 weigerten sich die Todtnauer, an das Bergwerk in Hofgrund Holz und Holzkohle zu liefern, „der Dürftigkeit ihrer Waldungen wegen.“

Eine im Jahr 1774 durchgeführte gründliche Besichtigung der Waldungen und deren Abteilungen ergab die folgenden Protokoll-Bemerkungen:

- **Langenwald – 1754 viel gehauen und nach Basel geflößt;**
- **Glaiswiedemle – hier holen die Kohlbrenner ihr Holtz;**
- **Klipfelhorn – kropfiges und unwachsbares Holtz;**
- **Feldberger Schweiele – jetzt Jungwuchs;**
- **Silberbergwerk – vollkommen abgeschlagen und nach Basel geflößt;**
- **Trübelsbach – benutzen die Hasbacher zum Schindelholz, Säg- und Bauholz**
-

Ferner zeigte diese Besichtigung, dass versucht wurde, eine gute Mischung von Nadel- und Laubholz mit „schützendem“ Gestrüpp zu erhalten.

Mit dem Jahr 1759 endete die Flößerei nach Basel. Wenn verschiedentlich dieses Endjahr variiert, so liegt dies daran, dass unterschiedliche Orte noch vereinzelt und zu anderen, unterschiedlichen Zeiten Holz auf den Weg nach Basel brachten.

Die Tatsache, dass ein Unternehmer (Litschgi) bzw. die Stadt Basel die Holzwirtschaft, folglich die Lieferkette des Holzes, Scheiterholz wie Stammholz, vom Wald bis zum Bestimmungsort in ihren Händen

hatten, zwingt zu dem Schluss, dass es im Bereich der Wiese keine Flößergilde als handelndes Zwischenorgan gab. Der Unternehmer, der Entrepeneur oder auch Admodiator (Pächter) genannt, war folglich zugleich der Schiffs- und Floßherr. Er verantwortete des Weiteren die Zusammensetzung der Floßmannschaft. Auch die Waldarbeiter wurden von ihm ausgewählt und angestellt.

Für das an Bächen reiche südliche Feldberggebiet gilt ähnliches wie für die Region um die im Norden gelegenen Kniebis und Hornisgrinde: die Quellbäche konnten in ihren Oberläufen sehr gut gestaut werden. Holztrift und somit die Versorgung der flussabwärts gelegenen Städte mit Brennholz war eine überaus schnelle und ökonomisch sinnvolle Nutzung des Wassers. Zudem war es ein Leichtes, notwendige Teiche, Wasserstuben, anzulegen, damit diese Holztrift gesichert war. Erste Berichte über die Flößerei führen zurück in das 16. Jahrhundert. 1509 bewilligt Graf Siegmund von Lupfen-Stühlingen dem Bürgermeister und Rat von Schaffhausen eine „Flößergerechtigkeit“, anderswo als „Floßregal“ bezeichnet. Diese berechtigt zum Flößen vom Schwarzwald bis zur Schleithemer Furt bei Stühlingen.

„Die spinnen doch, die (alten) Römer“. Wer kennt ihn nicht, diesen provokanten Spruch aus den Jahrhundert-Werken „Asterix und Obelix“ von Goscinny und Uderzo? Keineswegs! muss die Antwort lauten. Denn Marcus VITRUVIUS Pollio lässt grüßen; und dies immer wieder, so besonders im südlichen Schwarzwald, und speziell für die Flößer.



76 Therme: So pompös konnte eine Therme in Rom gestaltet werden. Heute ist diese eine Basilika. Für die einfachen Bevölkerungsschichten gab es entsprechend einfachere Einrichtungen dieser sehr angenehmen Art der Körperpflege bei gleichzeitiger Erholung und geschäftlichen Verhandlungen. Das Friedrichsbad in Baden-Baden lässt diese einstige Atmosphäre nachempfinden.

„Alle Wege führen nach Rom! – (und ebenso wieder zurück!) So lautet ein weiterer Spruch. Seine Berechtigung leitet sich aus dem qualitativ wie quantitativ hervorragenden Straßennetz ab. Ungefähr 400.000 (!) Kilometer umfasste es insgesamt. Allein die erstklassigen Militärstraßen kamen auf 80 bis 100 000 km. Unglaublich! Unfassbar! Vor allem, weil es gute 1500 Jahre weitgehend unter der Erde verschwand, keine Weiterentwicklung erfolgte, um heute noch immer wieder in Teilen „alt“ entdeckt zu werden. Wenn bezüglich der Länge des Straßennetzes die Längenangaben zwischen 100 000 und 400 000 km variieren, so liegt dies daran, dass der Ausbau dieses Netzes sich über Jahrhunderte erstreckte.

Und: es gab unterschiedliche Kategorien von Straßen, von den Militärstraßen bis zu den Privatwegen (siehe dort). Die von Rom aus in den Süden führende Via Appia war sogar zweispurig. Denn: im Golf von Neapel befanden sich die Landsitze und Güter der wohlhabenden Römer. Vor eben diesem Hintergrund sind die Ausgrabungen von Pompei so überaus ergiebig und ziehen unerwünschte „Archäologen“ magnetisch an.

Erneut haben wir daher Anlass, zu den alten Römern zurückzukehren. Denn mit ihnen beginnt die Flößerei am Oberrhein. „Flötzerei“ ist als der erste Keim der Schifffahrt anzusehen. Dass das Zusammenfügen einiger weniger Baumstämme von geringer Länge und Dicke bereits genügte, sich selbst, weitere Personen und auch Güter aller Art auf dem Wasserweg von einem Ort an einen anderen zu bringen, ist naturgegeben und daher naheliegend, keineswegs revolutionär. Bereits menschliche Neugier konnte

ein starkes Motiv für diese Art der Fortbewegung sein. Orte des Holzangebots mit Orten der Holz Nachfrage per Wasser zu verbinden, drängte sich auch hier immer wieder und sehr bald auf.

Doch, dass Flöße durchaus, einer Waffe gleich, eingesetzt werden konnten, dies beschreibt Tacitus: die Kimbern, auf ihrem Zug nach Italien, beschwerten Flöße mit Steinen und zerstörten auf diese äußerst recht simple Weise eine Brücke über die Etsch, zum eigenen Vorteil!

Flößerei war bei den Römern ein gesellschaftliches Gewerbe, „*contubernium nautarum*“, auf gleicher Ebene mit den Schiffern und den Fischern – mit diesen in einer Zunft zusammengefasst!

Doch, gehen wir zurück – zum Beginn unserer Zeitrechnung, dem Jahre Null, Christi Geburt. In nur noch neun weiteren Jahren kommt es zur folgenschweren Schlacht im Teutoburger Wald – und der vernichtenden Niederlage der Römer und ihres Feldherrn Varus – er gibt sich daraufhin den Tod. Arminius, der römische Germane oder ist er germanischer Römer? siegt durch Listigkeit. Von einer offenen Schlacht, wie die Römer dies bis dorthin gewohnt waren, konnte keine Rede sein. Doch in der weiteren Folge kostet dieser Sieg 8 – 900.000 GermanInnen das Leben, meist ebenso heimtückisch niedergemetzelt, keineswegs in fairen, offenen Schlachten. Hier lernten die Römer von ihrem einstigen Ritter, dem germanischen Prinzen Arminius. Er hatte vorgemacht, was Hinterhalte und „Guerillataktik“ bedeuten. Von den drei Adlern konnten Römer zwei später noch auffinden und zurück nach Rom bringen.

Blicke auf die Karten des wachsenden Römerreichs sollten uns nachdenklich stimmen: die größte Dichte römischer Garnisonen, militärische Stützpunkte des römischen Reiches mit ihren jeweils bis zu 6.000 Legionären, anfangs Römer, nach und nach vermehrt eingebürgerte Ausländer, befindet sich ausgerechnet entlang des Rheins. Die Dichte der Kastelle ist entsprechend. Für die zahlreichen „stationes“ gilt gleiches. Ein Grund: die Rheingebiete waren immer schon fruchtbare Landstriche, zudem strategisch geschützt durch die walddreichen Gebirge Schwarzwald und Vogesen beiderseits des „Rhenus“, sowie weiteren Waldgebirgen. Somit gut geeignet für die Befriedigung der unstillbaren Expansionsgelüste der Römer und ihrer Auxiliar-Truppen – noch! Prosperität, Wohlstand konnten sich über Jahrhunderte hinweg hier in einem weitgehend stabilen, weil aller bestens organisierten Staatsgebiet entwickeln. Rom war weit, sehr weit, trotz aller kommunikativen Nähe. Denn: ein Reiter brauchte damals nur circa 3 Tage und Nächte, um nach Rom zu kommen – aus dem Schwarzwaldgebiet.

Das Militär hatte eine strenge, klare und zudem starke Organisationsstruktur. Gleiches galt für die zivile Verwaltungsstruktur. Beides von Rom aus europaweit, mittelmeerumspannend und einheitlich gelenkt. Wie also sollte eine einzige Schlacht diese oder das gesamte Reich ins Wanken bringen?

Exakt gleiches galt für das römische Handwerk, in den römischen Provinzen oder im Zentrum, Rom. Die Einheiten der Handwerker waren den Abteilungen der Soldaten nachgebildet. „corpore“, „collegia“, „contubernia / contubernium“ waren Ausdrücke des Militärs, somit auch des Krieges. Ähnlich dem Militär stellten die römischen Handwerker eine geschlossene Schicht innerhalb der römischen Gesellschaft dar, vergleichbar unseren mittelalterlichen Zünften, später ähnlich bei den Gilden. „Contubernium“ bedeute in diesem Sinne so viel wie Gemeinschaft in einem Zelt, in einer Baracke, in einer Stube. Ihre Bewohner, 6-8 Mann, nannte man „Corporales“. Im Unterschied hierzu bezeichnet der Begriff „Collegium“ eine vornehme, somit bessere Gesellschaft.

Ebenso wie das Militär für seine verschiedenen Waffengattungen eigene Fahnen (Sigma), eigene Schutzgottheiten (Genien) hatte, galt diese Sitte in den deutschen Grenzlanden gleichermaßen. Für den römischen Ursprung des Gewerbes der Flößer im nördlichen, heute badischen Gebiet finden sich dem Neptun geweihte Steine, mit Widmungen des jeweiligen Spenders, eines „Sponsors“. Ein solcher Stein findet sich in Ettlingen, eingefügt in die Mauer des Rathauses, versehen mit dem Hinweis „con-

tubernium nautarum“, bezogen auf die Schiffer, in Straßburg der „Schifferstein“. Dies, obwohl die dazugehörigen Flüsse Murg und Ettlinger Alb, nicht schiffbar, wohl aber flößbar waren. Berufsmäßig gefischt wurde ohnehin, überall im Schwarzwald und bis ins 20. Jahrhundert hinein. Der Begriff vom „model“ findet sich bei den römischen Fischern, und wir finden ihn überaus intensiv bei unseren Flößern. Er steht für einheitliche und daher von jedem einzuhaltende Maße, dort für die Fischernetze und den darin enthaltenen Durchlässen für die Größe der Fische, die gefangen werden durften (!). Überfischung sollte dadurch bereits zu römischer Zeit verhindert werden, in Ordnungen festgesetzt. Hier, bei den Flößern, galten „Model“ für die diversen Größen der Hölzer, die transportiert wurden. Hier ging es um Transparenz, somit um verlässliche Qualitäten, vom Wald bis zum letzten Übergabeort des gehandelten Holzes – bis zum Ende der Flößerei. Exzellente Schiffe konnten so gebaut werden. Von den Römern, von den Holländern, von den Engländern

Die „Rheingenossen“ am Oberrhein, auch andere Gruppen mit dem Namen „Schiffer“ waren alles zugleich: Schiffer, Flötzer, Fischer. Bezogen auf die Murgschifferschaft waren es die so bezeichneten „Rheinschiffer“, nicht die „Flußschiffer“, nicht die „Waldschiffer“ (oder -flötzer), die auf dem Rhein gen Mannheim oder Köln oder auch gen Holland mit ihren Flößen „fahren“ durften. Die Rheinschiffer gingen dort aus den Rheinfischern hervor.

In Ausnahmefällen durften die anderen „hinaus ins Land“, auf den Rhein fahren, auf diesem dann flussabwärts zu den Holzmärkten. Diese Ausnahmefälle ergaben sich an der Murg und seinen Quellbächen wiederholt. Dann nämlich, wenn ein Überangebot an Holz noch auf die Märkte musste, um nicht wertlos werdend, liegen zu bleiben. Es hätte sonst mehr und mehr an Wert verloren, und wäre im folgenden Jahr aufgrund seines Qualitätsmangels nicht mehr normal verkaufsfähig gewesen.

Römische Schiffergilden trugen den Namen „Corpus naviculariorum“ und waren, wie erwähnt, alles in einem: Fischer, Schiffer, Flößer. Die herausragende Bedeutung ihrer Tätigkeiten führte zu besonderen Privilegien, die ihnen als Bürger Roms von der Metropole zugedacht waren. Dort wurden diese Privilegien in Ordnungen festgelegt. Von dort wiederum wurden diese in die Provinzen, hier dem heute deutschen Grenzland, übertragen:

- ***Sie sollten nicht zu „Decurionen“ gewählt (lat.: decem = zehn) werden. Zehn, später acht Mann umfassend, war die kleinste Einheit in der Phalanx der römischen Armee. Ihr Vorsteher war der Decurio. In der Reiterei wurden drei Einheiten zusammengefasst. Der Decurio war hier ihr militärischer Anführer, im sehr angesehenen Offiziersrang.***
- ***Nur in Ausnahmefällen sollten sie „Vereine“ in Rom gründen dürfen. Nämlich dann, wenn diese umgekehrt auch in der Provinz bestanden. („et navicaliorum qui et in provinciis sunt“). Für unsere Schiffer war dies gegeben.***
- ***Ähnlich dem Staat mussten sie über eine eigene Kasse und gesonderte Verwaltung verfügen.***
- ***„Wenn ein Schiffer stirbt, ohne ein Testament oder ohne Kinder, ohne Erben zu hinterlassen, dann sollte sein Vermögen nicht an den Staat fallen, sondern der Schifferschaft zufallen, aus der er durch den Tod entrissen wurde.“***
- ***Schiffer waren von der Übernahme von Vormundschaften und Pflugschaften befreit, ausgenommen bei Minderjährigen der eigenen Schifferschaft.***

Wir erkennen an diesen „Privilegien“, dass diese drei Berufe für die Gesamt-Gesellschaft von elementarer Wichtigkeit waren. „System-Relevanz“ wäre ein heute passender Begriff hierfür. Cassius Dio, römischer Historiker, liefert hierzu eine reichhaltige Quelle in seiner „Römischen Geschichte“.

Nicht nur bei der schweizerischen Rheinschiffergenossenschaft am Oberrhein waren diese Privilegien – in ihrer Anlehnung an militärische – über lange Zeit von Bestand. Sie fanden ebenso in den zahlreichen Flößerordnungen rheinabwärts ihren von Verantwortung für ihre Mitglieder und deren Familien getragenen Niederschlag – wieder aufgegriffen im Mittelalter, erhalten bis zum Ende der Flößerei. Selbst die Witwenrente war bereits festgelegt. Zudem: diese schweizerische Rheinschiffergenossenschaft fasste in ihrer Zunft die drei Berufe Fischer, Schiffer und Flößer zusammen, auf der badischen Rheinseite waren es nur die Fischer und Flößer, auf den übrigen Schwarzwald-Floßstraßen bildeten die Flößer eine geschlossene Einheit für sich. Berufsfischer wiederum bildeten ihren eigenen Berufsstand.

Joseph Vetter setzt in seinen Abhandlungen über die Rheingenossenschaft wiederholt, und dadurch missverständlich einer Zunft gleich. Tatsache ist, dass zunftähnliche Elemente vorhanden waren, so die familienorientierte Mitgliedschaft und ihre Vererblichkeit. Zu den Zunfttagen erschienen die Genossen bewaffnet. Sie hatten eine eigene Fahne, eine „Fähndrich“; ebenso ein selbständiges Rügegericht. Ihre Rügetage nannte man „Rheinrügen“. Vor diesem wurde regelmäßig einmal im Jahr Rechenschaft abgelegt, in besonderen Fällen auch dazwischen. Ihr Oberhaupt führte einen Holzstab mit Adlerkopf; er war in seiner Macht mit einem Schultheißen vergleichbar. Der Adler war das Symbol auf der Fahne der Legionäre. Die eigene Kasse hatten ebenso die Legionäre (spezielles „Soldatengeld“), auch in begrenztem Masse eine eigene Verwaltung.

Die eigene Kasse und eigene Verwaltung der Schiffer / Flößer blieb sehr lange Zeit unangetastet, so noch unter Maria Theresia bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Wasserstrecke am Oberrhein war im Privatbesitz und in Bezirke eingeteilt. Während anderswo zerrissene Territorialverhältnisse herrschten – im Kinzigtal waren es zeitweise bis zu zehn unterschiedliche Grundherrschaften, von denen nicht allein der sehr belastende Zoll eine wichtige Rolle spielte – konnte hier das hohe, lange Alter der Flussrechte fortdauernde, nachhaltige und somit eine verlässliche Tätigkeit und Verdienstmöglichkeit der Schiffer und Fischer sicherstellen.

Nun gilt es ebenfalls und erneut in Betracht zu ziehen, dass es Holzhandel lange Zeit nicht gab. Die Selbstversorgung der Legionen als einer Elite des römischen Reichs stand im Vordergrund, ebenso die der zivilen Siedlungen, der „vici“ in der weiteren Umgebung. Die einheimische Bevölkerung konnte sich, nach wie vor, selbst versorgen. Wenn es da und dort, vereinzelt, allmählich zunehmend zu Handelsaktivitäten kam, so war dies zunächst primitiver Tauschhandel.

Erneut: „Alle Wege führen nach Rom“. Dieser geläufige Ausspruch besagte nicht nur, dass das Straßennetz zu Lande, ebenso der Schiffsverkehr im Mittelmeerraum, auf Rom hin zentriert, ausgerichtet war, von dort wiederum in die Provinzen ausstrahlte. Alle für wichtig erachteten, nicht nur wertvollen Güter aus dem Mittelmeerraum und dessen Hinterland kamen auf diese Weise in die Metropole, wurden dort konsumiert, auch kultiviert und akklimatisiert. Gleichermaßen wurden sie von dort aus in die Provinzen geliefert und hier ebenfalls multiplikativ kultiviert und akklimatisiert. Die Syrah-Traube, ursprünglich aus Arabien kommend, mag als eines der zahlreichen Güter dienen, die wir heute so selbstverständlich genießen. Diverse Blumen- und Obstarten gehören ebenfalls dazu; die Besonderheiten der römischen Küche nicht zu vergessen.

Die „Seidenstraße“, die in Wirklichkeit ein umfangreiches Geflecht von Straßen, ebenso Schiffsrouten umfasste, bildete in diesem großen Handel zu Lande und zu Wasser einen festen Bestandteil. Für das 79 n. Chr. zerstörte Pompeji, dem Landsitz der vor allem reichen Römer, ist ein sehr reger Im- und

Exporthandel mit dem indischen Subkontinent belegt. Dieser blieb nicht auf Pompeji beschränkt. Dort, in Putuoli, befand sich der Umschlaghafen, von dem die Waren aus Asien in kleineren Schiffen nach Ostia, dem Hafen Rom, gebracht wurden. So manche Güter fanden ihren Weg in den Norden des Imperiums, so auch zu unseren Vorfahren.

Aus meiner Kindheit: *Wir, die etwa zehn- bis vierzehnjährigen Knirpse aus unserer Volksschule, empfanden weit mehr als Stolz, wenn wir als „Taferlträger“ an Fronleichnam, bei Vereinsfesten und -jubiläen den einzelnen teilnehmenden Vereinen vorangehen durften. Beim Umzug durch Maisach gingen wir sodann „unserem“ Verein voraus, exakt Schritt haltend. Beim Mittagessen saßen wir natürlich mit am Tisch bei Schweinsbraten und Limo. Zum Abschied gab's noch ein paar Mark obendrauf. Unvergesslich auch dies.*

Treffen meine Nachforschungen zu, dann geht dieses „Taferltragen“ genau auf diese Zeit der römischen Legionäre mit ihren Marschgewohnheiten zurück oder noch viel weiter.

Kaiseraugst, das römische **augusta raurica**, liegt zwar auf der linksrheinischen Seite, vom Schwarzwald also getrennt, doch eine Brücke war bereits ein die Menschen verbindendes Bauwerk. Siehe nachfolgende Zeichnung.



77 Römische Besiedlung am Hochrhein: Zentrum war das heutige Kaiseraugst (Augusta Raurica). Eine Garnison sucht man vergeblich. Es genügte offenkundig bescheidenere militärische Präsenz, in Form eines Kartells oder Lagers. Für Basel ist ein kleineres Kastell belegt. (Quelle: Archiv Stadt Strasbourg)

6.4 Die Lauffenknechte – alles andere als Knechte

Als **Seebach** kommt die spätere **Wutach** aus dem Feldsee, fließt weiter zum Titisee, um durch die wilde Wutachschlucht, sodann in der Nähe von Tiengen in den Rhein zu münden. Auf diesen „kleinen“ Seen wurde Holz transportiert. Flößerei mit Scheitholz ist ab 1509 genannt. Schaffhausen musste mit Holz und Rebstecken und anderem versorgt werden. Der Fürst von Fürstenberg meldet ebenfalls wiederholt Holzbedarf an. Für die sehr kurze Zeit von 1830 bis 1848 kommt es zudem zu gebundener Flößerei, also Balken- und Stammholzflößerei.

„Übern Berg“ befindet sich der wild-romantische Titisee. Auch er animierte mit seinen bis an die Ufer reichenden Nadelbäume Holzhandels-Spezialisten dazu, das grüne Gold in klingende Münze umzuwandeln. Die Schiltacher Floßgesellschaften Dorner und Wolber, Vaihinger & Co. hatten sich um eine Flößerlizenz für den Titisee, den Seebach und die Gutach beworben. Am 5. Mai 1831 wurde ihnen diese aus Karlsruhe erteilt. Die im Neustadter Kreisarchiv lagernden Dokumente belegen noch weiteres: immerwährende Konflikte mit den Mühlenbetreibern. Sie konnten ihrer Arbeit wiederholt wegen der starken Wasserschwankungen, verursacht durch die Flößer mit ihren Schwallungen, nicht nachkommen. Klage führten immer wieder auch die Bauern. Schäden an den Uferböschungen, Durchstiche zur Begradigung der mäandernden Bäche gingen zu ihren Lasten. Schadenersatzversprechungen

blieben wiederholt ohne Erfolg. Der Stadt Neustadt war daran gelegen, die Flößerei erst unterhalb des Stadtgebiets zu ermöglichen. Das Holz hätte dorthin „auf Achse“ gebracht werden müssen. Auch die Wiesenfläche für die Errichtung eines nötig gewordenen Schwellweihers am Zusammenfluss von Josbach und Ordnach war von der Stadt zugesagt. Mit dem 21. März 1832 gab es schließlich zwischen den Gesellschaftern und der Stadt eine gütliche Einigung: der Schwellweiher konnte unterhalb der Stadt neben dem Armenhaus auf der „Hagenmatte“ in der „Oberen Champagnie“ angelegt werden. In der Folgezeit konnte die Flößerei zumindest periodisch betrieben werden. Letztmalig war 1849 vom Flößen auf der Wutach die Rede. (Quellen: diverse Originalakten des Kreisarchiv Titisee-Neustadt; Detlef Herbner: *Titisee-Neustadt – eine Stadtgeschichte*, 1995) Die kurze Geschichte der Flößerei mit Neustadt als gewerbliches Zentrum verdeutlicht, wie eine Kommune Einfluss auf die gewerbliche Entwicklung nehmen konnte – und wohl auch nehmen musste. Denn die Mahlmühlen, so genannte „Kunstmühlen“, vereinigten das Kapital von verschiedenen Geldgebern, darunter zahlreichen Schweizern. Die Absatzgebiete (1840: 42.000 fl) waren Baden und die Schweiz. Nur vier Arbeiter bewältigten diese umfangreiche Arbeit. Zur vorindustriellen Betriebsweise gehörte ferner ein Kupferhammer, den 1816 ein Johann Hofmeister in Betrieb nahm.

Aufgrund eines Beschlusses des Abts von St. Blasien, der beiden Landgrafen von Sulz und Stühlingen, wird in Eberfingen 1624 ein „Eisen- und Eisenhüttenwerk“ errichtet. Denn, es zeichnet sich bereits der 1618 begonnene Krieg ab, der dreißig Jahre dauern sollte und nahezu alle Teile des Schwarzwaldes mehr oder minder verheerend einbeziehen wird, bei unterschiedlichen Intensität an Grausamkeit und Verwüstung. Steigender Bedarf an Eisen ist ein deutliches Zeichen. Der Fürst von Fürstenberg übernahm 1680 allein dieses Eisenwerk, um es 1709 einem Schweizer Pächter zu übergeben. Der jährliche Bedarf an Kohlholz umfasste 7000 Klafter = 29.000 cbm.



78 Flossbach mit Stellfalle, jedoch ohne Schwellteich: Fürstenbergisches kultiviertes Waldgebiet bei Friedenweiler. Deutlich erkennbar sind „Flossbach“, links davon eine „Stellfalle“. Ein Schwellweiher, der auf einer etwas älteren Karte noch vorhanden ist, fehlt hier. Dieser befand sich an der Kreuzung mit der „Weier Allee“ im „Weierholz“. (Quelle: Privatbesitz, leider ohne genauere Angaben)

Mit der **Glauchach** und dem **Krähenbach** befinden wir uns im Herrschaftsbereich derer von Fürstenberg. Anfang des 19. Jahrhunderts wird ein „Domänen- und Brennholzmagazin“ eingerichtet. Damit soll der Bedarf für Hof, Beamte, Diener, Brauerei, Ziegelhütte und den Siedlungen befriedigt werden. Denn die anderen Holzmagazine in Hüfingen und Donaueschingen reichen nicht mehr aus. Zu diesem Zweck muss eine neue Wasserstraße errichtet werden. Das „Schlitteln“ diente dazu, um die „Frühjahr, Sommer- und Herbstfloß“ zu versorgen.

St. Blasien als bedeutendstes Kloster im Südschwarzwald ist verständlicherweise stets sehr an der wirtschaftlichen Entwicklung seines eigenen Herrschaftsbereichs interessiert und auch daran beteiligt. Bei

Erwerb von Holz ist es das Holzregal, welches dem Kloster gutes Geld einbrachte. Eisenwerke benötigten Unmengen an Kohlholz, um den „Kohl“ für das Schmelzen und das Drahtwerk verfügbar zu haben. Die „Hämmer“ waren vereinigt zum „Laufenburger Hammerschmiedebund“. Dass Lauffenburg mit seinen vielen qualmenden Schloten einst ein Zentrum der Eisenindustrie war, sich von der primitiven Erzschnmelze systematisch entwickelte, ist längst Vergangenheit und heute kaum mehr vorstellbar.

In Verbindung mit der (u. a. südlichen!) **Alb** finden sich weitere Eisenwerke. So solche in Albbruck, Kutterau und Tiefenstein. Handwerk, diverse Nagelschmieden, entwickelten sich hier ebenfalls. St. Blasien unterstützte auch hier die wirtschaftliche Entwicklung.

Brennholz für Basel wurde in so großer Menge nachgefragt, dass es heftige Einsprüche der Bevölkerung gab, erfolgreich – unter anderem gegen das Bankhaus Paravicini.

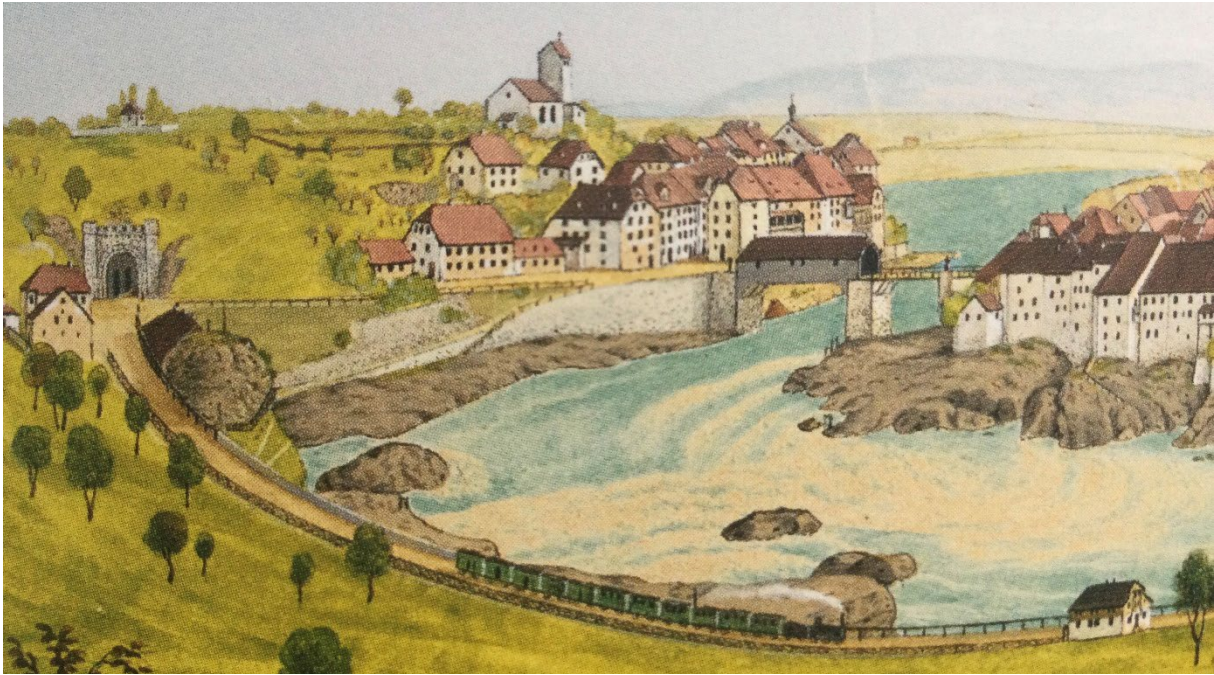
Die **Wehra** als zeitweiser Grenzfluss zwischen Baden und Württemberg hatte ebenfalls ein Eisenwerk zu versorgen. Für Todtmoos ist eine Holzhauer-Siedlung zu erwähnen, die als Standort für seine Glas- hütten bedeutsam wurde.

*Der Schmied
Metz und Umsichtigkeit bräucht zur rechter Zeit.*



*Der Zeit hoch schätzbares Gewinn,
will, daß man bald zum Ambos hinnt
das Glut beröthet Eisen führe:
Derk, sämmenticht ir dem was gütt,
zur Zeit der besten Lebens Glut,
daß keine NACH Neü dich berühre.*

79 Der Schmied: Dank des nahezu unerschöpflichen, weil nachwachsenden Holzvorrats einerseits, der abzubauenen Erzvorkommen andererseits, konnten sich neben verschiedenen Holzverarbeitenden Berufen (so die Schnefler: sie fertigten aus Holz alles denkbare für die Haushalte und für andere Berufe) immer anspruchsvoller werdende metallverarbeitende Berufe (z. B. der Drahtzieher, der Nagelschmied, Gold- und Silberschmiede) entwickeln. (Quelle: Handwerksberufe, Reprint 1650)



80 Lauffenburg: Johann Georg Morat malte und zeichnete seine südbadische Landschaft überaus frisch, fröhlich und farbenfreudig – sowie besonders realistisch. Auf diesem Bild ist bereits die Eisenbahn (1856) eingezeichnet; auf einem wenige Jahre davor erstellten Gemälde fehlt diese noch, ebenso der Tunnel. Oberhalb der Lokomotive sind zwei Felsblöcke im Lauffen zu erkennen; einer davon ist die „Rote Fluh“. Ihre Sprengung bedurfte eines langen, da strittigen Prozesses (Quelle: Ausstellungskatalog Augustinermuseum Freiburg/Br. 2019)

Damit die damalige Situation der Schiffer und Flötzer verständlich wird, ist es notwendig, sich den einstigen Rhein „in seinem Bett“ am Oberlauf vorzustellen, in einem einstmals überaus unruhigen, ungemütlichen „Bett“ zudem. Die beruhigenden Stauwehre mit ihren Kraftwerken oberhalb und unterhalb des Rheinfalls bei Schaffhausen waren noch längst nicht errichtet. Die von Holzhandelsgesellschaften wiederholt angestrenzte Sprengung der Felsen des Rheinfalls, ebenfalls des Lauffens, verhinderte die Obrigkeit – glücklicherweise, erfreulicherweise. Eine belgische (!) Handelsgesellschaft war es, welche bereits im Jahr 1609 Bestrebungen unternahm, durch eben diese Sprengung der Rheinfälle bei Schaffhausen, Lauffen und Beuggen den Rhein vom Bodensee bis zum Meer ungehindert und durchgehend schiffbar oder zumindest flößbar zu machen. 1827 kam es zu einer gleichartigen Initiative durch die Holzhändler Graß und Genossen in Säckingen. Aus Schiltach kam 1833 die Holzhandelsgesellschaft Wolber, Vaihinger und Compagnie mit gleichem Ansinnen.



81 Der Lauffen: Einem „Galgen“ ähnlich sehen wir auf den diversen Ansichten Fischfangnetze. Offenkundig war es ein Leichtes, die überaus zahlreichen Lachse / Salme an solchen Stellen aus dem Wasser zu holen. Das Fuhrwerk auf Schweizer Brückenseite lässt die Höhe zum (Niedrig-)Wasser erahnen. (Quelle: Stahlstich, Privatbesitz)

1850 war es der Schweizer Bundesrat – veranlasst durch einige Schweizer Holzhändler – der eine Untersuchung des Flussbettes von Konstanz bis Basel in Auftrag gab. Mit dem Ergebnis, dass eine ungehinderte Floßbarmachung zwar möglich wäre, jedoch zu unverhältnismäßig hohen Kosten einerseits, ferner zur weitestgehenden Zerstörung der betroffenen Orte andererseits führen würde. Es wurde daher als nicht vertretbar angesehen und abgelehnt – glücklicherweise, erfreulicherweise auch dies.

Zudem wären angestammte alte Rechte vieler geopfert worden, zum Profit einiger Weniger.

Die Rheingenossenschaft selbst hatte ebenfalls wiederholt Vorstöße unternommen, durch Beseitigung gefährlicher Stellen den Fluss befahrbarer zu machen. Erst 1858 ist dies durch die Beseitigung einiger solcher gefährlichen Stellen für einen kleinen Teilbereich gelungen. Von Rheinfelden ab bereitet das Fahrwasser des Rheins keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Die damals noch „unruhigen“ Phasen mit den zahlreichen immer wieder wandernden Inseln und Sandbänken nicht nur bis Breisach konnten weitgehend ohne Probleme und mit Hilfe von Breisacher Lotsen und ihrer Familien überwunden werden.

Aar, Limat, Reuss und der Rhein selbst waren die Schweizer Flüsse, über die Personen- und Lastschiffe – auch beides in Kombination – bis nach Straßburg und weiter „hinaus ins Land“ fahren konnten. Eine Kupfertafel in Straßburg, angebracht im Stadtteil Kruttenau, beweist, dass man in der Lage war, einen Kessel mit Hirsebrei warm von Zürich zu Wasser bis ins Zentrum von Straßburg zu bringen. An den gefährlichen Stromschnellen wurde das wertvolle Frachtgut umgetragen.



82 Hirsebrei: Wetten, Wettbewerbe gab es zu allen Zeiten. Dazu gehörte auch diese besondere Schifffahrt von Zürich bis Straßburg im Jahr 1565. Es galt, einen Kessel mit Hirsebrei auf dem Rhein von Zürich bis Strasbourg zu bringen. An den Wasserfällen musste auf andere Schiffe umgetragen werden. Der dorthin zu bringende warme Hirsebrei kam so auch an. Grund für eine festliche Feier. (Foto Verfasser)

Die folgende Übersicht zeigt, dass weit mehr Flöße aus der Schweiz nach Basel fuhren als badische. Dies war in den Jahrhunderten davor ähnlich.

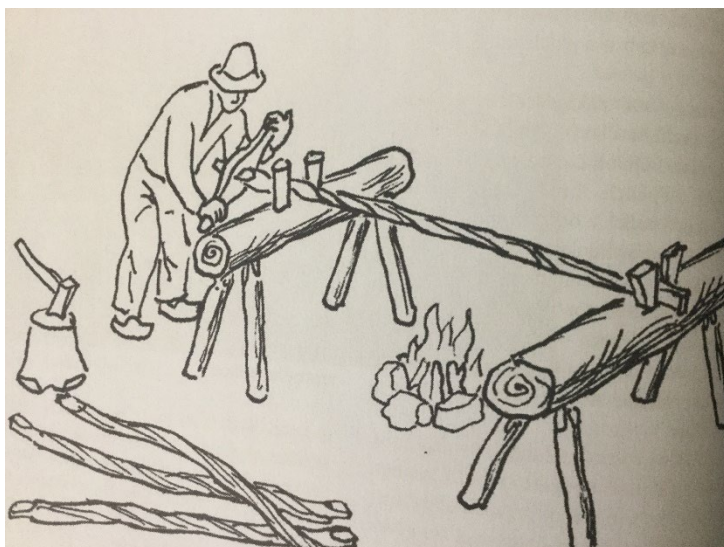
Quelle: Dr. Mohne: Urgeschichte des bad. Landes in: „Oberrhein. Zeitschrift“

	<u>SCHWEIZ</u>	<u>BADEN</u>
1852	1360	260
1853	2533	244
1854	3358	395
1855	2463	308
1856	3810	401
1857	2039	200
1858	1578	176
<u>1859</u>	<u>1299</u>	<u>174</u>
	<u>18.440</u>	<u>2.164</u>

Doch nun zu den besonderen Rechten und Pflichten der „Lauffenknechte“:

Alle Schiffe und Flösse, die den Rhein nach Lauffenburg herunterkamen, mussten einen ersten Anlandungsplatz ansteuern, dem oberhalb der Stadt linksrheinisch liegenden „Gießen“. Von dort aus mussten die Schiffe, Waidlinge (= Nachen) und die Flöße gleichermaßen, eineinhalb Kilometer nach unterhalb Lauffenburgs „verbracht“ werden, dem „Schäffigen“.

Dies geschah auf sehr einfache, mitunter ja brutale Weise: Die Flöße ließ man ganz einfach, ohne Flößer und ohne Oblast, wild auf der Floßstraße den Lauffen gezielt „weiterfahren“. Man wird sie sicherlich aufgebunden haben. Ein ungebundenes Floß zerbarst im Regelfall durch das wilde Wasser des Rheins, hier Lauffen genannt. Nach gut 200 Meter „freier Fahrt“ waren die Flösse, ob aufgebunden oder eingebunden, als Einzelstämme zum Auffangen durch die Lauffenknechte unten beim Schäffigen angelangt. Dort mussten sie wieder eingebunden werden. In Floßordnungen ist wiederholt und generell aufgeführt, dass genügend Ersatzwieden mitgeführt werden müssen. Hier zeigte sich die Notwendigkeit sehr drastisch.



83 Wieden: Wieden, auch Weiden und Witten genannt, waren das unverzichtbare Verbindungsmaterial für die Flöße. Haselnuss erwies sich als das beste Material, lange bevor Stahlseile, Kunststoffe erfunden und eingesetzt wurden. Die hier wiedergegebene Zeichnung des Wiedendrehens (Wiedeners) entstammt, wie die beiden Triftphotos einem Buch, welches ich anlässlich einer Ski-Langlauftour im Bähmerwald in der Jägerhütte bei Bucina entdeckt hatte. Durch Erhitzen und Drehen des Holzes verdampfte der Saft. Bei späteren Benutzung mussten die Wieden wieder durch Wässern geschmeidig gemacht werden. Wenn also Flöße über den Lauffen gebracht werden sollten, wurden sie oben am Giessen aufgebunden, als Einzelstämme

dem Wasser überlassen. Unten wurden sie wieder eingefangen und erneut zum Floß zusammengebunden.

Das Flößen von Schaffhausen bis Lauffenburg stand jedermann frei. Das Auffangen der Floßhölzer war dagegen ausschließliches Recht der Lauffenknechte. Das Einbinden wiederum konnte auch unter Mitwirkung weiterer Personen geschehen. Das Floß auf dem Rhein weiterzufahren, war wiederum alleiniges Recht der Lauffenknechte. Eine Ausnahme gab es für die Konstanzer Schiffferschaft. Sie hatte das Recht, schriftlich verbrieft, bis zu ihrem Zielort bis Basel zu fahren.

Die Schifffschaften zu Lauffenburg und der sogenannten Rheingenossenschaft auf Schweizer Seite hatten für die Strecke zwischen Säckingen und Hüningen die ausschließliche Berechtigung.

Die sehr spezielle und gefährliche Tätigkeit der Lauffenknechte wurde gut entlohnt. Sie hatten zudem noch weitere Rechte: sie konnten selbst Schiffe / Flöße erwerben, nutzen, auch wieder verkaufen. Und sie konnten Holzhandel betreiben. Von besonderem Vorteil war zudem, dass sich der Oberrhein überwiegend in Privatbesitz befand, Zoll somit keine oder eine eher nachrangige Rolle spielte.

In den Zeiten davor war es üblich, Schiffe und deren Lasten auf Karren auf der Straße „nach unten“ zu bringen. Für Schiffe gab es als weitere Alternative, bei niedrigem Wasserstand, die Technik des „Sailens“. Bis zu fünfzehn Lauffenknechte je Uferseite, mitunter auch mehr, befestigten das jeweilige Schiff an Seilen und ließen es an beiden Ufern des Lauffen bis zum unteren Anlandeplatz gleiten. Diese Aktion verlief längst nicht immer reibungslos.

Als ein Beispiel ist nachfolgend im Originaltext ein Fall wiedergegeben, der bereits in die Endzeit des „hölzernen Jahrtausend“ fällt.



84 Farblithographie: Lauffenburg am Hochrhein: Willkommenes Schauspiel für die Einheimischen wie auch für Fremde war das Absailen von Schiffen durch die Lauffenknechte. Deutlich erahnbar, wenngleich nicht sichtbar, zwei Felsblöcke, die gesprengt wurden – rechts neben den vornehmen Beobachtern. Noch keine Kraftwerke, keine Schleusen prägten bis in das 19. JH. hinein den ungezähmten Hochrhein. Felsen wurden gesprengt. Auch die Felsen des Wasserfalls bei Schaffhausen wollte ein belgischer Unternehmer (!) sprengen. Damit wollte man eine durchgehende Floßstraße vom Bodensee bis zur Nordsee gestalten. Dankbarerweise kam es nicht dazu. Die Basler Regierung stellte sich erfolgreich dagegen. (Quelle: Gefahr am Fluss, Museum Schiff Lauffenburg/CH) Die Lauffenknechte waren darüber hinaus nicht als Flößer tätig; so eine Aussage von dem wohl besten Kenner, Herrn Martin Blümcke, Journalist.

„Im Sommer 1862 kamen von einem Schweizersee zwei mit Eisen beschlagene Schiffe, sogenannte Dampfschiffe, den Rhein herunter, um nach Holland verkauft zu werden. Der Eigentümer, die Kosten scheuend, ließ dieselben, mit Zustimmung der Lauffener Schiffer, mit eigenen Leuten, den Lauffen hinunter, wobei das eine starke Beschädigung erlitt, das andere wurde ganz zertrümmert und sank.“ Einer weiteren Quelle zufolge waren ein paar Lauffenknechte assistierend beteiligt – ohne dass sie jedoch am Ergebnis etwas bewirken konnten.

Diese Episode belegt zweierlei: ohne starke, geübte Männer mit zudem genauer Kenntnis der Örtlichkeit und ihren Widrigkeiten war ein Transport durch Lauffenburg (wie generalisierend ebenso auf anderen Floßstraßen) hindurch nicht möglich. Selbst eisern beschlagene Schiffe konnten der Macht des Wassers (und der „sturen“ = starren Felsen) nicht standhalten. Die besondere Tücke und Gefährlichkeit dieses Rheinabschnitts ergab sich aus Schnee- und Gletscherschmelze der Alpen. Diese fehlt mittlerweile, in der Gegenwart zunehmend.

Die Beendigung des Schifftransports erfolgte hier gleichfalls durch den neuen Straßenbau, die Eisenbahn und die unverminderte Gefährlichkeit des Stroms Rhein. Der (noch) unbeeinflussbare Wasserstand kam hinzu. Es gab in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt Jahre, in denen der Rhein einem Rinnsal glich. Holzflößerei und Fischerei blieben in ihrer alten Bedeutung und ihrem alten Umfang bestehen. Flößer hatten des Öfteren, lebende Fische in angehängten Körben zum Verkauf auf den Märkten mitgeführt. Klug, sehr klug sogar. Andernorts ein unvorstellbares Unterfangen, bedingt durch die klare Trennung der Berufe sowie der recht geringen Tiefen der Floßstraßen (z. B. Kinzig, Neckar).

Hier zum Ausklang „**Der Feurige am Laufenburger Rheinufer**“: **Sagenbuch**

Ein Laufenburger Schiffer fuhr eines Abends spät mit seinem Weidling (kleines Boot = Nachen) von Säckingen aus heimwärts. Als er an dem sogenannten Schöffigen (Landungsplatz) angekommen war, sah er am jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen. Der näherte sich dem Ufer und winkte fortwährend mit den Händen, gerade als wollte er andeuten, man solle ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer überlegte, dass er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, und fuhr hinüber. Ohne alle Umstände nahm er den ungebetenen Rufer auf den Vorderteil des Weidlings und ruderte mit ihm nach dem anderen Ufer zurück. Als man dort angekommen war, wollte der Feurige zum Dank ihm die Hand reichen. Allein der Schiffer wusste, dass es auf diese Weise um ihn geschehen wäre, und reichte dem Feuermännlein statt der Hand das Ruder hin. Darauf hat er dann auch deutlich alle fünf Finger eingebrannt, und selbst dem Boden des Schiffchens, wo der Feurige gesessen hatte, hat er den Sitzteil eingebrannt. Diese Geschichte erzählen noch viele Laufenburger Schiffer, wie sie sie von ihren Vätern und Großvätern gehört haben. (Quelle: Wilhelm Straub, Sagen des Schwarzwaldes, 1963)

Persönliches: *Eine Paddelwanderung von Radolfzell bis Waldshut-Tiengen Es liegt nun bereits gute 15 Jahre zurück, dass ich mit meinem „eingestörigen Floß“ (Sit-on-Top-Kayak) eine Wasser-Wanderung von Radolfzell aus, mit Umrundung der Insel Reichenau, bis nach Waldshut-Tiengen unternommen hatte. Dank diverser Schleusen wurde es eine schöne, abwechslungsreiche Fahrt ohne die spektakulären und gefährlichen Besonderheiten, denen die Flößer einst ausgesetzt waren. Mit dem elektrischen Aufzug sind die Schleusen sehr bequem zu überwinden. Nach dem Wasserfall von Schaffhausen war es eine Zeitlang eine sehr „nervöse“ Fahrt. Es dauerte seine geraume Zeit bis sich das schäumende Wasser beruhigt hatte.*

6.5 Große Wiesen entlang der Wiese

Pfarrer Christian Ernst Zandt war Pfarrer in Tegernau mit seinen bergauf-bergab gelegenen 17 Filialen. Seine Behausung war ein verlottertes Pfarrhaus, von dem nicht nur er selbst sagte, „man könnte unter freiem Himmel schlafen, der Schutz wäre derselbe.“ Seine umfangreiche Bibliothek trug man auf die Bühne, wo sich die Mäuse daran gütlich tun konnten. Seinem Wunsch, eine weiter westlich gelegene, zur Rheinebene hin gelegene Pfarrei zu erhalten, wollten seine Vorgesetzten nicht nachkommen. Dort hätten größere Aufgaben und auch ein größeres Einkommen auf ihn gewartet. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“ Also setzte er seine Tatkraft, seine Schlagfertigkeit sowie seinen Geschäftssinn ein und wurde Holzhändler, eine für einen Pfarrer nicht nur in der Mitte des 18. Jahrhunderts völlig ungewöhnliche Tätigkeit. Ihm weniger wohl gesonnene Pfarrkinder wollten dies verhindern. Doch Zandt berief sich auf den Grundsatz der Gleichberechtigung. Die Grundherrschaft, der Markgraf von Baden-Durlach, musste ihn wohl oder übel gewähren lassen. Ein Verbot gegenüber dem unbotmäßigen Pfarrer hätte den Holzhandel ansonsten zum Erliegen gebracht. 1756 wies er 96 Eichen zum Fällen an, dazu weitere 36 nicht genehmigte. Die 10 Reichstaler Strafe ließ er über sich ergehen. Eichenholz und Kohl ließ er außer Landes führen, das heißt nach Basel. Denn dort wurden nicht nur gute, sondern deutlich bessere Preise erzielt. Diese kamen seinen Waldbauern zugute, ebenso ihm selbst für seine Pfarrei. Denn aus den Pfarrwäldern wanderten weiterhin Eichen in das südliche Basel. 1764 konnte ein neues Pfarrhaus erstellt werden, welches bis in die Gegenwart herein seinen Dienst versieht. 100 fl, die er der Grundherrschaft für die Holzhandels-Tätigkeit gleich zu Beginn anbot, sparte er sich für eigene Zwecke. (Quelle: unbekannt)

In der Mitte des 15. Jahrhunderts war die Stadt Basel nicht nur eine reiche Stadt. Für ihre zu dieser Zeit circa 10.000 Einwohner bestand auch eine entsprechend große Holznachfrage. Ab 1442 wurde Holz auf der Wiese in die Stadt transportiert. Vor dem Riehener Tor befand sich der städtische Holz(lager)platz, versehen mit einem Holzrechen sowie einem Teich. Später wurde der Holzplatz beim heutigen Badischen Bahnhof angelegt.

85 a Tulla Kopien: Johann Gottfried Tulla ist der Namensgeber des gewaltigen Bauvorhabens der Rheinbegradigung. Er verstarb jedoch bereits 1831, also schon wenige Jahre nach Beginn der Arbeiten. Das erwähnte Riehener Tor ist in der Bildmitte gut erkennbar.



Der Holzhandel erfolgte auch in diesem Gebiet überwiegend durch private Händler. Wiederum treffen wir auf die aus Italien stammenden Familie Litschgi. Sie begann in Krozingen mit einer bescheiden zu nennenden Gastwirtschaft. Die reiche Stadt Basel übernahm selbst den Holzhandel, als 1613 der Holzvertrag mangels Holz nicht realisierbar war. Wegen des 30-jährigen Krieges wurde der Wassertransport für Holz wiederholt und für längere Zeit unterbrochen. Verschiedentlich musste Holz per Fuhrwerk nach Basel gebracht werden.

Der immer wieder zu recht sehr beklagte Raubbau führte ebenso dazu, dass die Wildbestände dezimiert wurden und der Wald sich über lange Zeit nicht erholen konnten.

Breisach tritt ebenfalls als Holznachfrager auf. So wurden 1622/25 Flecklinge und Dielen per Schiff, nicht per Floß geliefert.



85 b Hünigen war mit seiner Festung, wie alle anderen Festungen entlang des Rheins, ein Großverbraucher an Bau-, Feuer- und Brennholz. Denn innerhalb der dicken Festungsmauern war es stets feuchtkalt. Im Raum Straßburg befinden sich bis heute noch sehr viele der zum einstigen Festungsring gehörenden zwölf Einzelfestungen (zwischen 1880 und 1885 errichtet). Eine davon, exakt westlich von Strasbourg gelegen, wenngleich heute Stadtrandgebiet, ist den Besuch wert – bei Voranmeldung! (Quelle: Tulla Kartenwerk, Reprint)

Johann Peter Hebel, Das Eisenwerk Hausen

**„Jez brennt er in der schönsten Art,
und's Wasser rusch, de Bloosbalg gahrt,
und bis aß d'Nacht vom Himmel fällt,
se wird die ersti Maßli chalt.
Und's Berchwerk soll im Sege stoh!
S'het menge Burger's Brot dervo,
De Herr Inspektor lengt in Trog.
Und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.“**

Johann Peter Hebel, Sohn Hausens, „Mir wisse, wie ma's Ise macht“. Denn es waren fundierte technische und gewerbliche Kenntnisse und Erfahrungen notwendig, erforderlich, um aus Eisenerz Eisen werden zu lassen, später um aus Eisen Stahl zu fertigen. Bereits 1680 wurde in einem Hauptvertrag das markgräfliche Eisenwerk mit einer Eisenschmelze gegründet. Vertragspartner waren Markgraf Friedrich Magnus und sein Schutzbürger, der Jude Löwel. Dieser erhielt kostenlos Erz aus den Erzgruben vom Waldplatz bei Kandern sowie Kohlholz aus herrschaftlichen Wäldern, zu holen „um drei Stunden Fahrzeit“ mit dem Fuhrwerk. Rötteler Beamte übten Aufsicht und somit Kontrolle aus. Für kurze Zeit traten zwei Gesellschafter aus Basel und Mömpelgard (= Belfort) in das Geschäft ein. Die Weiterverarbeitung der Eisenklumpen, geformt zu Roheisenbarren, erfolgte in der Hammerschmiede. Die Schlacke andererseits wurde von Schlackenbrechern in der Schlackenpoche zur Weiterverwendung aufbereitet. Ab 1775 gab es eine eigene Köhlerei. In der Folge siedelten sich Huf-, Nagel-, Ketten-, Spangen-, Rohrschmieden an, in denen das Stabeisen zu höher wertigen Produkten veredelt wurden. Sogar ein Blechhammer, vom Wasser der Wiese in Tätigkeit gebracht, kam hinzu. Neue, bislang unbekannte Berufe entstanden und entwickelten sich durch die fortschreitende Arbeitsteilung. Schmelzmeister, Ofenknechte, Stundenrufer, Nachtwächter waren erforderlich. Auch ein Zimmermann war dauerhaft beschäftigt. Sehr früh bereits wurde für die Arbeiter und deren Familien ein nahe der Eisenschmelze und dem Eisenwerk gelegene Siedlung errichtet. Eine Art Kantine wurde eingerichtet. Und den Arbeitern war das Recht gegeben, verbilligt Lebensmittel zu erwerben. Holzkohle, der Kohl, war unverzichtbar, um diesen stetig anwachsenden, vielseitigen Industriezweig zu entwickeln. Basel war und blieb holzhungrigster Abnehmer südbadischen Holzes. Die von Kelten und Römern erbrachten „Vorleistungen“ sollten nicht vergessen werden. Archäologische Funde gab es in früheren Zeiten bereits.

Das 19. Jahrhundert brachte eine Vielzahl von Umwälzungen mit sich. Davon blieben Waldbauern wie Flößer im Schwarzwald nicht verschont – in positiver wie negativer Auswirkung. Die doch recht zahlreichen napoleonischen Kriege brachten Tod und Verwüstung mit sich; wirtschaftliche Tätigkeit erlitt Störungen, kam regional wiederholt völlig zum Erliegen. Dagegen standen ein wachsendes Nationalbewusstsein, welches einherging mit der Befreiung von napoleonischer sowie anderer Unterdrückung, allmählichem Abbau der deutschen Vielstaaterei und hin zu einem Deutschen Bund. Die Bildung eines Deutschen Zollvereins (1834) sowie die Einführung der Gewerbefreiheit verbunden mit der Aufhebung der Zünfte (also auch der organisierten Flößer) führte für die Waldbauern und Waldflößer für etliche Jahrzehnte zu deutlich verbesserten Verdienstmöglichkeiten. Die 48er Revolution, welche gerade für Baden mit den Offenburgern Hecker und Struwe an ihrer Spitze besondere Bedeutung erlangte, darf nicht unerwähnt bleiben. Flößer waren nicht nur stark und freiheitsliebend, ihrem Auftrag und Gott

verpflichtet; sie waren mitunter auch renitent. Denn sie waren sich ihrer Bedeutung von Beginn der „Lieferkette“ bis zu deren Ende wohl bewusst. Zu Recht.

Beispiel: Eine Reinerzauer Floßstatistik aus dem Jahre 1805, von Karl Martin Hummel zufällig in den Akten des Klosteramts Alpirsbach entdeckt und aus der „Consignatio der in dem Jahrgang 1805 auf dem Reinerzauer Bach verflözten Flöze, so Accis und Wasserlaub zu zahlen schuldig“ übernommen, verdeutlicht verschiedenes:

- ***Die Marktpreise für geflöztes Buchenholz auf dem staatlichen Holzhof in Stuttgart verdoppelten sich zwischen 1785 und 1805, fast Ausdruck einer Energiekrise. Für die staatliche und private Forstwirtschaft war sie gewinnreich Die Flößerei war am guten Geschäft beteiligt.***
- ***Die Anfänge einer modernen Wirtschaftsgesellschaft konnten sich offenkundig in so vermeintlich abgelegenen Räumen wie der Reinerzau entwickeln. Denn die Geschäftstätigkeit zwischen den einzelnen Waldbauern ist auffällig. Gehörten doch zu ihren Klosterlehnhöfen in etwa gleich große Waldbestände.***
- ***Der Wagemut des Tagelöhners, des Schusters, selbst des Schulmeisters – sie alle zählten damals zur Unterschicht und besaßen keinen eigenen Wald – war erstaunlich: sie mussten bei ihren Gemeindegossen Holz gekauft und in Eigenregie verflösst haben.***
- ***1775 wurde Michael Armbruster als Sohn des Tagelöhners und Totengräbers Christian Armbruster geboren. 1799 war dieser Sohn zum Schulmeister von Reinerzau bestellt worden. Sein Auskommen war so gering, dass er sich „nebenbei mit Flozholzarbeit nähren“ musste. So der Visitationsbericht des Sulzer Dekans von 1805. Mit seiner 18-jährigen Frau, der geborenen Christina Heintelmann, übernahm er das „Heiligenberger Gütlein“ zwecks weiterer Verbesserung seiner Lebensverhältnisse.***

Mit der Gründung des Deutschen Zollvereins im Jahr 1834 (bis 1919) kam nach und nach billiges englisches Steinkohleneisen nicht nur auf den deutschen Markt. Die Schweizer Kunden, bislang neben Baden guter Absatzmarkt der Produkte, orientierten sich ebenfalls um. Bereits 1810 bildete Württemberg einen einheitlichen Wirtschaftsraum; Baden folgte ein Jahr später. Waren um 1790 noch ca. 1800 Zollgrenzen auf deutschem Gebiet verzeichnet, fielen diese im Laufe von wenigen Jahrzehnten. Die Grundherrschaft musste andere Einnahmequellen erschließen. Waldbauern, Floßherren und Holzhändler und deren Kunden konnten sich freuen. Parallel zu dieser Entwicklung hin zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum kam es ab 1810 zum Abbau des Zunftwesens und Zunahme der Gewerbefreiheit. Wald- und Wildflößer konnten sich nun ungehindert entfalten und „hinaus in Land“ fahren.

Am 11. November 1607 wurde von Kaiser Leopold für seine vorderösterreichischen Lande eine Forstordnung gegeben. Der anhaltenden Verwüstung der Waldungen durch die Bevölkerung und die Soldaten sollte dadurch Einhalt geboten werden. Er stellte deshalb einen Jägermeister sowie Forstknechte ein. Deren Pflicht war es unter anderem, jede Waldung allvierteljährlich zu besichtigen, „Ungehöriges abstellen“ und zu melden. Ähnliche Forstordnungen wurden zu unterschiedlichen Zeiten ebenso von anderen Grundherrschaften verfügt.

- 1. Wer in obrigkeitlichen verbotenen Wäldern Holz schlägt, zahlt für den Stamm, ob jung oder alt, 1 Kronen, wenn fruchtbarer Baum, 2 Kronen.**
- 2. Wer ein junges Reis in den „verhackten“ Schlägen abbricht oder ausreißt, zahlt ebenso 2 Kronen 12 Batzen.**
- 3. Wer beim Baumfällen Äste oder Dolder (Baumkronen) nicht verarbeitet, zahlt 12 Batzen.**
- 4. Wer mehr als 1 Werkschuh vom Boden den Stamm abhaut, zahlt 12 Batzen.**
- 5. Niemand darf Holz nach außerhalb verkaufen; Übertretung: 2 Batzen pro Stamm.**
- 6. Wer mit Erlaubnis Bauholz für sich gefällt hat, muß es in Jahresfrist verwenden. Wenn im folgenden Jahr es nicht verwendet ist, so muß er 2 Kronen für einen Stamm Strafe zahlen, und das Holz wird vom Holzknecht zugunsten der Kammer versteigert.**
- 7. „Brand und Gereut“ in und bei Waldungen ohne Recht wird mit 5 Kronen und bei größerem Schaden mit entsprechender Buße bestraft.**
- 8. Fruchtbare Bäume und die Eckericht tragen dürfen nicht gestümpelt oder ausgeschnitten werden, bei Strafe von 12 Batzen.**
- 9. Geißen und Schafe dürfen nicht in die verbotenen Wälder getrieben werden, bei Strafe von 2 Kronen 12 Batzen.**
- 10. Wer einen jungen Zaun aufrichtet und ihn mit jungen Reisern flicht, soll dem Schaden entsprechend bestraft werden.**
- 11. Grasmähen in den Wäldern ist verboten. Strafe nach Ausmaß des Schadens.**
- 12. Kohlenbrennen im Wald ist verboten. Strafe für einen unfruchtbaren Baum 1 Kronen, für einen fruchtbaren 2 Kronen.**
- 13. Bei oder in dem Wald darf bei Strafe kein Einfang (.....) gemacht werden.**
- 14. Nur so viele Schweine, als man ins Haus braucht oder aufzieht, dürfen in den Eckericht getrieben werden.**
- 15. 2 Kronen 12 Batzen Strafe zahlt, wer vor dem Heimtrieb der Schweine Eckericht aufliest oder vom Baume schlägt. Nachher ist es nicht verboten.**
- 16. Die Strafe für den Frevel eines Knechts zahlt dessen Meister.**
- 17. Die Frevel sollen genau gemeldet und die Strafen an die vorderösterreichische Kammer abgeliefert werden.**
- 18. Auch andere Beschädigungen des Waldes sollen verhütet und bestraft werden.**

Verfügt wurde diese Forstordnung im österreichischen Innsbruck, Überwachung, Kontrolle dieser 18 Strafbestimmungen erfolgten von der vorderösterreichischen Verwaltung in Ensisheim und Freiburg.

Erneut: Der nur wenige Jahre später alles verheerende Dreißigjährige Krieg brachte auch den Schwarzwald in Not und Verderben. Wirtschaftliche Tätigkeit kam zwangsläufig und über längere Zeit wiederholt weitestgehend zum Erliegen.

Basel – stets holz hungrig, auch geschäftstüchtig

Dass Basel als stetig wachsende Stadt dauerhaft Bau-, Brenn- und Feuerholz in Unmengen benötigte – ähnlich wie Strasbourg – ist nur zu verständlich. Dennoch gab es Basler Flößer, die Holz bis hinauf nach Holland verflössten. Sie zogen es jedoch vor, die Stämme aufzusägen, zu Bretterschiffen zusammenzubauen und so an die Zielorte zu bringen. Der Erlös war deutlich höher als wenn das grobe Stammholz auf den Weg gebracht worden wäre. (Ähnlich wurde dies an anderer Stelle für Schiltach hervorgehoben, zu einer Zeit, als Holland als Absatzmarkt noch keine Rolle spielte. Siehe also auch dort. Die Fürstenberger waren auch ökonomisch denkende und handelnde Personen. Nicht nur sie betrieben das Errichten und Betreiben von Sägemühlen)

86 a, b, Isteiner Klotz: Sandbänke, Inseln, Ufer, die sich bei den Hochwassern nicht selten veränderten – trotz der fähigen Faschinenbauer und -reparateure – erschwerten das Flößen auf dem Rhein nicht nur hinter Basel zusätzlich. Wo exakt die Floßstraße hier ihren Verlauf hatte, ist bestenfalls zu erahnen. Basel dürfen wir im Hintergrund vermuten (Quelle: Diverse). Die nachfolgende farblose Darstellung dieses „Klotzes“ mit eingebautem Wohnhaus (?) entstammt dem klassischen Schwarzwaldbuch von W. Jensen (Privatbesitz)





87 Treideln auf dem Rhein bei Breisach (Quelle: *Der Schwarzwald*, W. Jensen, Privatbesitz)



6.6 Freiburg, Elz und das Elztal; Yach

Die Schwarzwälder aus dem Breisgau hatten nicht das ferne Holland als Ziel. Sie begnügten sich damit, nur nach Breisach zu flößen. Die dazu gehörige Garnison versprach dauerhaft Holznachfrage. Während des 18. Jahrhunderts herrschte daher reger Floßbetrieb. Die vorderösterreichische Regierung verfügte, die Garnison in Breisach mit Brennholz und später mit Kriegsmaterial zu versorgen. Neumagen und Möhlin als landesfürstliche Holzfloßkanäle wurden von „Admodiatoren“ (Pächtern) – dies waren auch hier selbständige Unternehmer - betrieben. Es kam daher sogar zu Enteignungen von Waldbesitzern, so in St. Ulrich.

Als „Hauptstadt“ an der Dreisam war das rasch wachsende Freiburg mit einer markanten Festung, darin eine starke Garnison. (Diese geht nicht auf die Römerzeit zurück.) Entsprechend war auch hier der Bedarf an Brenn- und Bauholz. Für die Dreisam unterhalb von Freiburg ist keine dauerhafte Flößerei

überliefert. Es fehlte der entsprechende Markt. Die Dreisam war zudem in früherer Zeit ein sehr stark mäandernder Fluß, der durch sumpfiges Gebiet führte. Ab 1585 wird auf dem Bohrerbach Brennholz (Scheitholz, Schnittholz) getriftet; nur zeitweise bis zu circa zehn Prozent wurde Langholz in gebundenen Flößen nachgefragt. Die Stadt betrieb diesen Holz-Handel in Eigenregie und konnte dadurch sicherstellen, dass in Notzeiten auch die ärmeren Bevölkerungsschichten nicht frieren mussten und „ihr Essen kochen konnten“. Hervorzuheben ist ferner der hohe Anteil an gehandeltem „Buchen- und Schneflerholz“, welches für die Herstellung von Holzwaren eine besondere Eignung aufwies – und den Holz-Handwerkern gut Lohn und Arbeit brachte.

Wiederholt „kaufte“ sich die Stadt Freiburg im 16. Jahrhundert die Sachkunde auswärtiger Spezialisten ein; so zwei Floßmeister 1567 aus Schaffhausen, einen weiteren 1573 aus Waldkirch. 1543 wurde ein Salzburger Floßmeister angestellt. 1545 kamen zwei Wolfacher Floßmeister nach Freiburg, um den Bohrerbach herzurichten; 1547 nochmals zwei Meister und 1548 wurde ein eigener Holzfloßmeister bestellt. Seine Aufgabe bestand darin, den Triftbetrieb aufzubauen und dauerhaft zu gestalten sowie den Holzverkauf vorzunehmen. In einem Gesuch an die Stadt Straßburg bat man 1543, „den Christman Steiger aus dem Kinzigtal nach Freiburg zu beurlauben“. Zeitweise gab es bis zu 360 Flößer, davon 16 beständige. Die besondere und umfassende Kompetenz der Krozinger Litschgis war auch in Freiburg gefragt. 1716 übertrug man ihnen die Errichtung eines Floßkanals von St. Ulrich bis nach Breisach. Selbst in Yach taucht der Name Litschgi auf.

Die Oberaufsicht über das Holzgeschäft hatten die „Holzherren“. Dies war eine Kommission, bestehend aus einem Ratsmitglied, einem Zunftmeister und einem zünftigen Bürger. Für die Abrechnung der Holzgeschäfte wurde ein „Holzfloßbuch“ geführt, kontrolliert von eben dieser Kommission.

1601 erfolgte der Ausbau der Dreisam zur „Holztriftstraße“. Denn Freiburg hatte zu dieser Zeit bereits etwas über 10.000 Einwohner. Für das Jahr 1627 wird festgestellt, dass insgesamt 400 Personen in dieser Holztrift beschäftigt wurden: 16 selbständige Flößer, 303 „gemeine“ Flößer. Entgeltlich werden 102 Frauen wiederholt zum Wassertragen benötigt, um die Floßstraße bei Wasserknappheit „am Laufen zu halten“. Frondienste konnten mit Entgelt in Form von Geld abgelöst werden. So bezahlte die Universität dieses Entgelt in Form von Holz (100 Klafter)! Am heutigen Nägelesee wurde der Freiburger Holzlagerplatz eingerichtet, der durch einen Kanal von Kirchzarten ausgehend, dorthin verbunden war.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert kam es in der Folge des großen Holzverbrauchs wiederholt zu Kahlschlägen, danach zu intensiver Beweidung. Wiederum ist von Energiekrise, Devastierung im Schwarzwald die Rede.

Gewinnsucht führte um 1700 dazu, dass im Klosterwald Oberried im weit entfernten Feldberggebiet auch Tiroler Holzknechte eingesetzt wurden. Und das Kloster trat selbst als „Admodiator“, also Pächter und Unternehmer auf.

Eine „Besonderheit“ anderer Art wird über die Holzwirtschaft in Verbindung mit Freiburg festgehalten: zeitweise gab es Unterschiede zwischen „Waldklafter“ und „Stadtklafter“. So wurden aus sechs Waldklaftern auf wundersame Weise acht Stadtklafter; ein zusätzlicher Profit von einem „guten“ Drittel. Vermutlich wurde diese seltsame Holzvermehrung nicht nur in der Universitätsstadt (!) Freiburg mit fragwürdigem Erfolg versucht.



88 a Holzaufmaß: Vor Ort, also im Wald, wurde die gestapelte Holzmenge gemessen. Verständlich, wenn am Ort des weiteren Verkaufs erneut (nach-)gemessen wurde – und sich Differenzen ergeben konnten. Wer selbst diese Tätigkeit des Aufsetzens wiederholt erlebt hat, weiß wie man Luft in den Holzstapel bringen konnte. Denn: so ein Stück Stammholz wurde meist gevierteilt. So gab es vier (oder mehr) Rundungen und vier (oder mehr) Spitzen (Quelle v. Fleming, Vollkommenen Deutschen Jäger; Dr. Max Scheifele)

Die Verästelungen, das mäandern der Dreisam, sowie wiederholter Wassermangel führten dazu, dass das „Holz-Floß-Werk“,

Holzernte und Transport sowie die Unterhaltung der Trifteinrichtungen sich zu aufwendig gestalteten. Die Dreisam war ab 1707 nicht mehr Floßstraße. Man entschloss sich zum Bau eines 15 km langen Floßkanals. Dieser führte von Oberried bis zum neuen, stadtnäheren Holzplatz am Schwabentor. Einbezogen in diesen Kanal war auch ein Kähnerwerk; das Wassertragen blieb dennoch weiterhin notwendig.



88 b: Die heute übliche Aufschichtung des Brennholzes wird sich von früherer kaum unterschieden haben, wenngleich letztere oben sehr vereinfacht dargestellt ist. Wie man die Holzscheite „luftig“ aufschichten konnte, somit für den Verkäufer gut gewinnbringend, lässt sich mit wenig Phantasie nachvollziehen. Zuhause wird der eher platzsparende Aufbau vorgezogen worden sein. Die Länge der Scheite mit ca. einem Meter wird ebenfalls eine sehr lange Tradition haben. (Foto: Verfasser)

89 Freiburg spielte als Flößerstadt eine bescheidene Rolle. Es hatte einen großen Eigenbedarf an Bau-, Feuer- und Brennholz. Die Dreisam und die Ebene hinaus zum Rhein war für die Flößerei nicht gut geeignet. Diese Zeichnung (ca. 1650) der Universitätsstadt ist noch ohne die Holz verschlingende Festung und ohne den parallel zur Dreisam in die Stadt hinein geleiteten Bach. (Quelle: Privatbesitz)



Im Zuge der Säkularisation (1803-1806) übernahm die Stadt bis 1848 umfangreiche Wäldereien, den Stadtwald bis 1837. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass mit der Stadt Freiburg und seiner oberhalb errichteten Garnison von beträchtlicher Größe riesige Holzmengen über die Jahrhunderte notwendig waren. Dazu war dauerhaft ein beträchtlicher technischer, organisatorischer und finanzieller Aufwand zu erbringen. Holzhandels-gesellschaften, Schifferschaften, Fernholzhandel mit gebundenen Flößen spielten in und für Freiburg keine Rolle.

Exkurs: „Jedes Handwerk hat einst seine eigenen professionellen Physiognomien herausgebildet“ (Walter Benjamin) Die wiederholte Erwähnung der Köhler nehme ich zum Anlass, einen Artikel von Johannes Werner (erschienen 1995 in der Jahresschrift Die Ortenau, S. 334 ff.) über „Köhler und Flößer: Ein physiognomischer Versuch“ hier in gekürzter Form auszugsweise wiedergegeben.

Wilhelm Hauff hat in seinem Märchen „Das kalte Herz (1826 erschienen; nicht nur den

württembergischen Schwarzwald betreffend) den Kontrast ...schon scharf herausgebildet. Da gibt es zum einen den Köhler, der, „schwarz und berußt und den Menschen ein Abscheu“, damit beschäftigt war, „die ganze Woche über dem rauchenden Meiler zu sitzen“, wobei er „viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere“ hatte; und dabei „stimmten die dunklen Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Tränen und unbewusster Sehnsucht“. Und da gibt es zum anderen die, die in diesen Tagen und Nächten zum „Gegenstand seines Neides“ wurden, nämlich die stolzen Flößer, diese „Holzherren“ und „Waldriesen“, die an ein „rauhes, wanderndes Leben gewöhnt“ waren. „Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln.“ Es ist ein Kontrast zwischen zwei alten Gewerben, die, jedes auf seine Art, vom Wald lebten und vom Holz, das in ihm wuchs. Und dieser Kontrast fängt, schon bei Hauff, damit an, dass es den Köhler in der Einzahl und die Flößer in der Mehrzahl gibt; in der Tat war das eine ein mehr einsames und das andere ein gemeinsames, geselliges Gewerbe. Schon der Ort, an dem der Köhler seiner Arbeit nachging, lag in des Waldes tiefsten Gründen, fern von menschlichen Siedlungen, Straßen und Wegen: nämlich dort, wo das Holz nicht weggeschafft werden und mit größerem Gewinn verkauft, sondern allenfalls in Holzkohle verwandelt werden konnte, deren Wegschaffung immer noch genug Schwierigkeiten machte. Dagegen holten die Flößer das Holz aus dem Wald und waren auf die Wasserwege angewiesen, und sie fuhren auf ihnen von den badischen und württembergischen Städtchen bis nach Holland hinab. Während sie so unterwegs waren, wurden sie weltläufig und weltgewandt, während die Zeitgenossen über ihren Wohnort nicht hinaus kamen – und der Köhler ganz allein auf seinem Meiler saß....

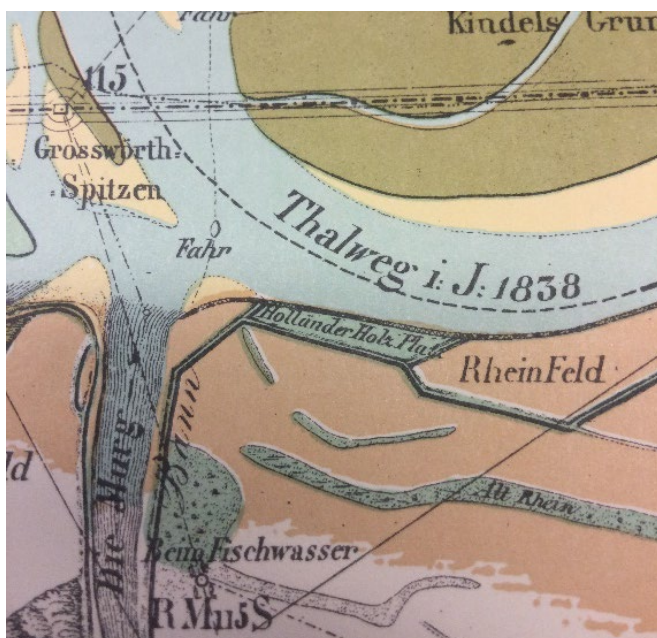
Köhler und Flößer sind freilich nur Beispiele. So galt, jeweils aus gutem Grund, der Weber als Sinnierer und Sektierer; der Schuster darüber hinaus als Politisierer und unbotmäßiger Untertan; der Schneider als Aufschneider und Angeber; der Müller als Dieb, dem auch sonst alles zuzutrauen war; der Lehrer als

ruhmsüchtiger, schwindsüchtiger Hungerleider; die Waschfrau als Schwatzbase und Lästermaul Der Köhler kommt in der Literatur eher sehr selten vor – bei seinem leisen, weltabgewandten Wesen. Man musste sich schon verirren, wenn man einen treffen wollte. Man ging ihm dann doch lieber aus dem Weg, sah er doch wie „Des Teufels rußiger Bruder“ aus (siehe auch Grimms Märchen).

Von dem Essen, welches die Flößer am Ende ihrer Fahrt erwartete, konnten die Köhler nicht einmal träumen zu einem richtigen Flößeressen gehörten: **Nudelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettich; Schinken oder / und Schweinebraten mit Sauerkraut, Saueressen mit Kühle; eingemachtes Kalbfleisch mit Kuglhupf; Kalbsbraten mit Salat, dazu reichlich Wein, Bier und Schnaps kamen hinzu – auf der Hinfahrt ebenso wie auf dem Rückweg auf Schusters Rappen. Die Wirte zeigten sich stets großzügig, ob entlang der Kinzig, der Murg oder des Neckar. Waren sie nicht selten zugleich die Financiers, die Entrepreneure des Holzhandels.**

Die Arbeit des Köhlers war und ist auch heute noch stets gleichartig, ob im Schwarzwald, ob in Nordvietnam, auf Cuba oder auf einer philippinischen Insel, wo ich zusehen konnte, wie die ohnehin schon trockenen und gut brennbaren harten Schalen der Kokosnüsse noch weiter „entdampft“ wurden. Unseren steigenden Bedarf an Holzkohle, dem einstigen „Kohl“, Produkt des Kohlholzes, können wir längst nur noch per Importe sichern – unser Paradies Schwarzwald dankt es.

Ähnlich dem modernen „Fischgräte-Muster“ an den industriellen Fließbändern wuchsen die Flösse von Bach zum Fluss, vom Fluss zum Meer, mehr und mehr an. Waren sie auf den Floßstraßen noch als eintafelig, oder auch mehrgestörig mit relativ wenigen Floßknechten unterwegs, so waren ab Steinmauern („Holländer Holzplatz“) etwa 35, ab Mannheim etwa 250 und ab Koblenz über 500 Männer erforderlich. Der Rückweg dauerte und kostete. So manches im Schwarzwald unbekanntes Produkt fand seinen Weg von Köln, Dordrecht, Amsterdam nach hierher in den Schwarzwald. Jakob Kast aus Gernsbach darf als bestes Beispiel für allumfassendes Unternehmertum angesehen werden. (siehe dort)



90 Holländer Holzplatz: Für die überaus langen „Holländer Tannen“ (mindestens 18 m, bis zu 33 m) brauchte man geeignet große, vor allem lange Lagerplätze, parallel zum Wasser angelegt. Diese waren so wichtig, dass sie auf Karten besonders eingetragen wurden. Hier zu erkennen an der Einmündung der Murg in den Rhein, wo die speziellen nach und nach entstehenden Holländerflöße (Kapitalflöße) mit den Stämmen von Kinzig und Murg verbunden wurden (Quelle: Tulla Karte, Blatt 15).

Elzach – Elztal - Yach

„11. August 1770 wird der Riß- und Schlitterweg vom Farnwald durch die Yach und auch die Flößung, nämlich der Yacher Bach, besichtigt. Das Stamm- und Scheiterholz wurde zu Tal geschlittert oder in Rissen befördert. Das Scheiterholz

wurde anschließend auf dem Yacher Bach bis an die Elz befördert.“

Tätig war hier eine „Flozkompanie“, oft bis zu 100 Personen und unter Leitung eines Floßmeisters. Auch Frauen wurden beschäftigt. Gefloßt wurde „bei der Schneeschmelze“, wenn genügend Wasser vorhanden war. Auch Esel (!) wurden beim Holzschlittern eingesetzt. Die Entlohnung je „Eselstärke“ betrug 24 Kreuzer je Tag. 1822 betrug der Taglohn im Durchschnitt 30 Kreuzer je Person. Zu Beginn wurde eine hl. Messe gelesen, „auf dass kein Unglück geschehe“.

1773 kam es zum Verkauf des größten Teils des Farnwaldes durch die Stadt Elzach. Zu hoch waren die Unkosten, zu viel Mühe bereiteten die umfangreichen Tätigkeiten rund um die Flößerei. Zudem: der Holländerhandel hatte zu dieser Zeit seine Hochphase bereits überschritten.

Die Stadt Elzach erbaut ein Hirtenhaus für das „Farnwaldgut“. Mangels einer eigenen Wohnung wird dieses Haus und Gut mit Matten und Weiden sowie Holz für die Haushaltung dem früheren Hirten Thomas Scherzinger „mit seiner Familie, Kuh, Geiß und Schwein“ auf ein Jahr im Sinne der Duldung überlassen. Der Dung soll auf dem Pachtgrundstück Verwendung finden als Düngung. Geringe Reparaturen sind selbst auszuführen.

Bereits 1567 kam es zu einem ersten Vertrag, der die Holzflößerei als Scheiterholzflößerei ermöglichte. Auch hierher wurden Holzhauer aus dem katholischen Tirol angeworben. 1840 genehmigte der Fürst von Fürstenberg den Transport von gebundenen Flößen. Im Simonswälder Tal bestand im 16. Jahrhundert bis 1638 ein Hammerwerk; in Kollnau wurde ein Eisenwerk errichtet mit entsprechendem Bedarf an Kohlholz.

Im Jahr 2018 unternahmen einige Yacher den erfolgreichen Versuch, zu Demonstrationszwecken Scheiterholz auf dem Bach talwärts zu flößen (Quelle: Klaus Bürkle: Drei Yacher Geschichten).

6.7 „Oh du mein Schuttertal – dich grüß ich Tausendmal“

Das geringe Gefälle in der Ebene, ihr mäandernde Verlauf führte dazu, dass bei Hochwasser die Schutter leicht und oft verschlammte. „Mächtige Bündel“ Scheitholz wurden ab Reichenbach, hin und wieder bereits ab Seelbach in die Stauweiher geworfen. Gebundene Flößerei gab es erst ab Hugsweiher, obwohl ein Herr von Schaal für Lahr einen Antrag hierzu stellte – offensichtlich vergeblich. Flößer, Holzfäller und Kohlebrenner wurden aus Österreich ins Schuttertal geholt. (Ernst Stoll: Die Schutter – Mosaik einer Flusslandschaft, 2001) Scheitholzflößerei gab es offiziell bereits ab 1439, entsprechend der Schutterordnung; unterzeichnet wurde diese von den sich zu diesem Zweck vereinigenden Grundherrschaften von Lahr, Geroldseck, Staufenberg, Lichtenberg, Offenburg und Straßburg sowie Graf Eberhard zu Eberstein. Hauptabnehmer des Holzes war die Stadt Straßburg. Der Holzeinwurf erfolgte bei Seelbach und bei Reichenbach. Wie allgemein kam es hier ebenso wiederholt zum Stilllegen von Mühlen (z. B. der Rohrburg), andererseits zum Einbau von Floßgassen als Lösung dieses leidigen Problems. Für die jährliche Bachschau waren acht Schuttermeister bestellt. Sie überwachten unter anderem den Bach(aus)bau sowie den Teichbau. In diesem Zusammenhang sollte es sich lohnen, des besseren örtlichen Verständnisses wegen auf die Kupferstichkarte von Senges (1680) zu sehen.

Aus dem Jahr 2005 stammt der Artikel „L’approvisionnement de Strasbourg en bois de Costruction (1262 – 1681)“, verfasst von Celine Angeli unter der Direction von Jean-Jaques Schwien der Universität Strasbourg. Darin wird dargelegt, dass in der genannten Zeit wiederholt Flößerei auf der Schutter ab Reichenbach betrieben wurde. Es ist davon auszugehen, dass es sich überwiegend oder ausschließlich um Scheitholz und Sägeklötze gehandelt hat. Denn aus dem Laubwald von Schutterwald wurde Bauholz per Achse zum Rhein transportiert, von dort dann zu Wasser an den Bestimmungsort Strasbourg geflößt. Bei Grabungsarbeiten durch das Denkmalamt Freiburg (Leitung Frau Dr. Gertrud Kuhnle) in Mülten wurden in unmittelbarer Nachbarschaft der Schutter diverse Objekte sowie Fundamentreste mit römischer Zuordnung entdeckt. Diese lassen den Schluss zu, dass die Schutter in Verbindung mit Holztransporten nach Strasbourg genutzt wurde. Eichene Holländer- Stämme gehörten ebenfalls dazu. Mit der Inbetriebnahme der Eisenbahnlinie Karlsruhe – Freiburg 1845 endete hier die Flößertätigkeit.

Aus Freudenstädtischen			
Stocklohn . . .	8 fl.	20 fr.	
Hauerlohn . . .	1 "	12 "	
Fuhrlohn an die „Riffen“ . . .	4 "	30 "	
Rifferkosten . . .	— "	30 "	
„auseinand zu führen“ . . .	— "	30 "	
Flößen n. Schen- fenzell . . .	2 "	— "	bis
bis Wolfach . . .	1 "	08 "	
bis Kehl . . .	2 "	40 "	
Bachkosten . . .	1 "	— "	
Ackognition . . .	— "	30 "	
	<hr/>		
	22 fl.	20 fr.	

91 22 florentiner Gulden und 20 kreuzer kostete ein normaler Holzstamm bis er in Kehl ankam, ausgehend von Wäldern bei Freudenstadt. Der Preis für ein Ei lag bei 30 Kreuzer, eine Kuh kostete um die 23 Gulden

Persönliches: (Schwarz-)Wald, Wiesen, Wein – so lassen sich gute vierzig Jahre Familienleben in Hohberg wiedergeben. Das Wasser kam hinzu, mit Schwimmbad, Baggerseen, Rhein und Rheinauwälder. So manche familiäre Paddelwanderung in der Familie oder mit Freunden in der urwaldähnlichen Auwälder-Landschaft der noch verbliebenen Reste des einstigen mäandrierenden Rheins mit seinen Inseln, Sandbänken und zahllosen Zuflüssen wird unvergesslich bleiben. Ein- und Ausstieg war wiederholt beim Ichenheimer Anglerheim – die gebackene Forelle dort ist auch heute noch zu empfehlen. Konnten wir doch von dort aus flussaufwärts und auch flussabwärts paddeln, später auch in den türkisgrünen Baggersee einmünden. Flussaufwärts ging es in einem großen halbrunden Bogen vorbei an der Einmündung des Mühlbachs, genannt „Holländer Graben“ und „Holländer Rhein“. Vor den zahlreicher werdenden Schwänen sollte man sich in Acht nehmen,

besonders im Frühjahr.

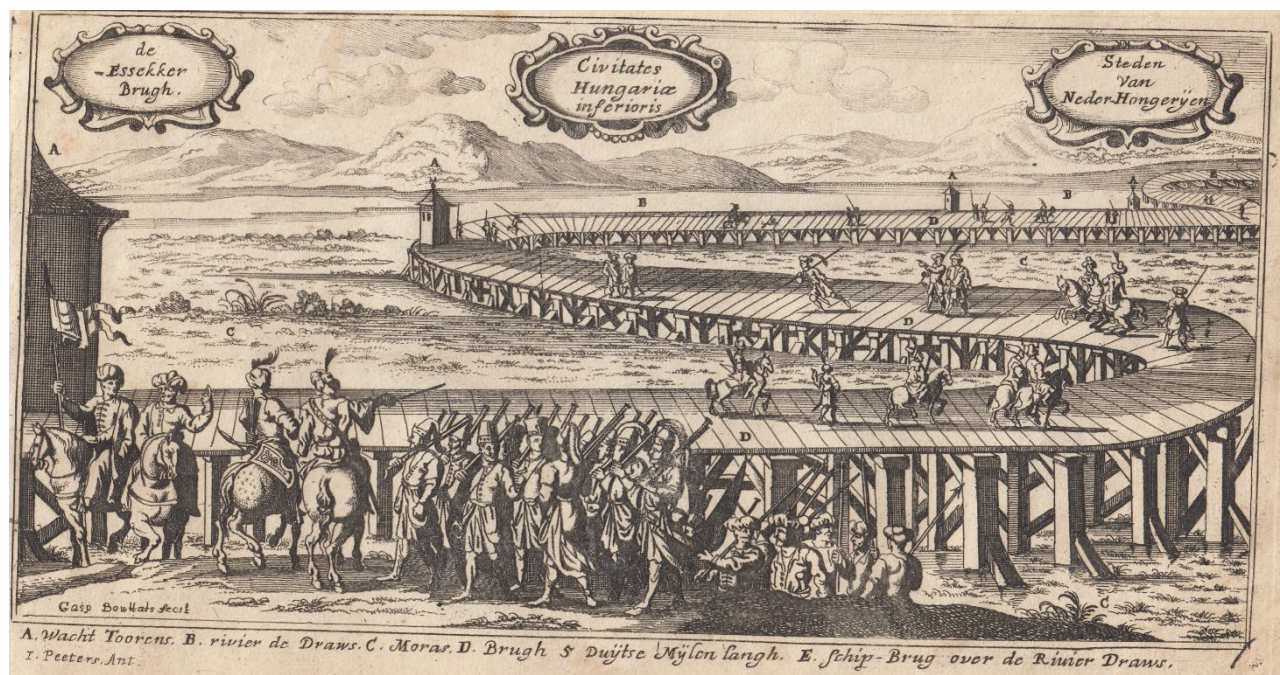
Exkurs: „Holländer“ waren sehr gefragt. Hier sind einmal nicht die Tannen und Fichten gemeint, die nach langer Reise und entsprechender Bearbeitung als Segelmasten Kriegs-, Handels- und Sklavenschiffe zierten. Die hier kurz angesprochenen Holländer waren als Entwässerungsspezialisten in sumpfige Gebiete eingeladen worden. Melioration, wo sie Gräben aushoben und auf diese Weise große Flächen landwirtschaftlich nutzbar werden ließen. Eines der bedeutendsten Gebiete dieser Art erstreckt sich östlich von Danzig, im Mündungsgebiet von Weichsel und Nogat. Wunderschöne Häuser dieser Holländer zieren dort bis heute die flache Landschaft.

Doch zurück: Möglich, dass der Ichenheimer „Holländer Graben“ einst der Entwässerung diente. In der Tulla Karte von 1831 taucht dieser Begriff noch nicht auf. Sicher ist, dass in der ersten Hälfte des 19. Jh. „Holländer Eichen“, vermutlich bereits früher, Unmengen dieser Hölzer versteigert wurden. In den Zeitungen und Amtsblättern waren allein in den Jahren von 1800 bis 1840 wohl an die hundert Versteigerungen von „Holländer Eichen“ durchgeführt worden. So zu entnehmen in Karlsruher Zeitung, Badisches Amtsblatt Karlsruhe, u. a. für das Kinzigtal und weitere Gebiete in der Rheinebene. Große Flächen an Mischwäldern erstrecken sich auch heute noch dort – und sind es wert, durchwandert zu werden, per pedes, paddelnd oder per Fahrrad. (Siehe hierzu auch das Kapitel über Achern und die Kückhsche Compagnie.) Die „Holländer Eiche“ war folglich ebenso ein Qualitätsbegriff wie die „Holländer Tanne“, ohne dass deren Qualitätsmerkmale ähnlich letzterer genauer beschrieben ist. Verkäufer, Käufer, kannten sich aus.

Da der Bau der Eisenbahn in der Rheinebene erst ab den 1840er Jahren etappenweise seine Entwicklung aufnahm, der Bau der (Fern-)Straßen ebenfalls noch in den Kinderschuhen steckte, blieb nur der Rhein als Transportstraße – die nicht schwimmfähigen Eichenstämme mussten eingebunden oder als Oblast mitgeführt werden. Die Tulla'sche Rheinbegradigung begann 1831 und fand Jahrzehnte später sein erfolgreiches Ende.



92 Johann Gottfried Tulla (21. März 1770 – 27. März 1828): (Quelle: Wasserwirtschaftsamt Offenburg)



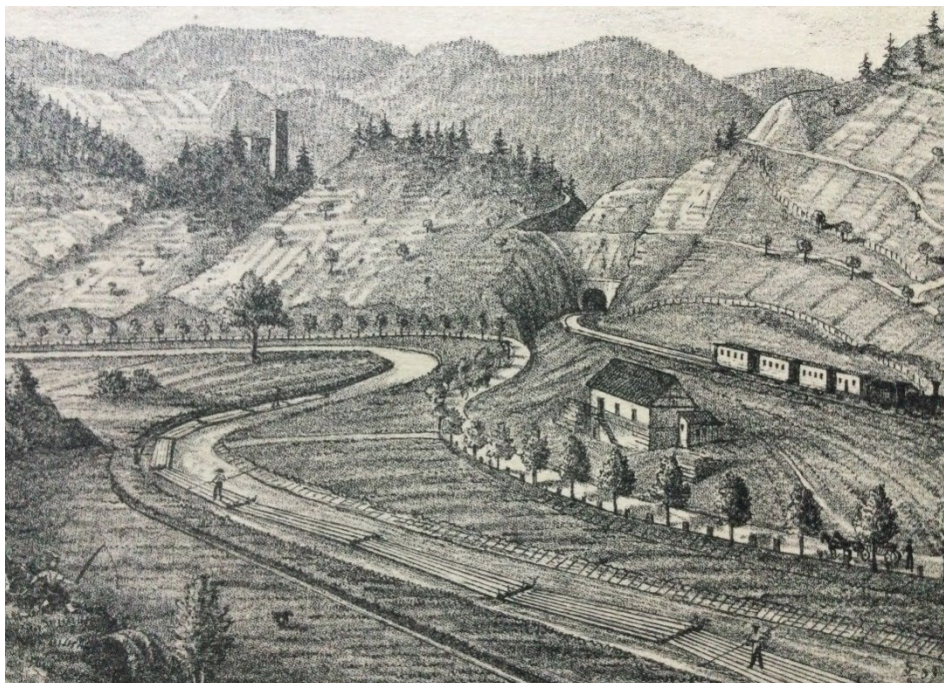
93 Ein Brücken-Beispiel aus dem an „Morasten“ überaus reichen, an Bau- und Feuerholz eher armen ungarischen Königreich: Dass die Osmanen dort gute 150 Jahre lang herrschten, ist ebenfalls Bestandteil europäischer Geschichte wie die diversen Belagerungen vor Wien. Wer verstehen will, weshalb sowohl Ungarn als ebenso Rumänien bestimmte Flüchtlinge ablehnen, sollte diesen Teil europäischer Geschichte ein wenig erforschen, gerne auch vor den Orten dort. Moscheen und Minarette gehören dort durchaus noch zum Landschaftsbild. So manche Ortschaft konnte nach dem vollständigen Rückzug der Osmanen nicht wieder aufgebaut werden. Es fehlte die Bevölkerung. Aus dem schwäbischen Ditzingen zogen Familien auf Einladung des Barons von Haurucken in das Komitat (= Landkreis) Bekesczaba im heutigen Südungarn. (Privatbesitz)

7. Die Kinzig und ihre Quellbäche



94 „HIGH TEC“ FLOSS?: Dieses Aquarell eines Londoner Urlaubsgasts aus dem Jahr 1881 könnte man in Verbindung mit „High-Tec“-Flößerei bringen. Flößerlos fährt das Floss hier zwischen Schiltach und Wolfach die Kinzig flussabwärts. Aufgrund des markantes Berges in der Mitte dürfte es kein Problem darstellen, diese Örtlichkeit heute noch ausfindig zu machen. Zur Floß Straße Kinzig kommt neben der normalen, geteerten Straße inzwischen die Eisenbahnlinie hinzu. (Privatbesitz)

7.1 Die „Spannstatt“ an der Schenkenburg



95 a Von Alpirsbach zur Schenkenburg: Drei Transportwege nebeneinander – und ein mindestens 10-gestöriges Floß mit drei Flößern drauf. Doch wo ist der Flößer an der „Bremse“, dem Sperrstümmel? Sehr mutig wäre es, ohne eine solche Versicherung diese Strecke zu befahren. Wir dürfen also getrost noch mindestens ein weiteres Gestör hinzurechnen. (Quelle: J. Naeher, Privatbesitz)

In der Ortsmitte von Schenkenzell mündet die

Kleine Kinzig (einst Reinerzau) in die Kinzig. Gut einen Kilometer Kinzig abwärts gelegen, befindet sich die Ruine der Schenkenburg. Die Lithographie von F. Engelmann verdeutlicht sehr realitäts- und lebensnah, wie hier, am Fuße des Burgbergs, wo die Kinzig in einem weiten Bogen eine Allmend Fläche umschließt, der Fluss zu einem flachen Weiher gestaut wurde. Deutlich erkennbar ist die Schleuse, durch die Scheitholz, einzelne Baumstämme, auch relativ schmale Flöße mit bis zu fünf, sechs Stämmen

hindurchgelassen werden konnten. Im flachen, sehr frischen bis eisig kalten Wasser stehend, wurden von den Flößern die Stämme zu „Gestören“ zusammengebunden. Auf diversen Zeichnungen, alten Fotografien ist zu sehen, nicht nur auf die Kinzig bezogen, dass je nach Breite der Schleuse, 5-6 Baumstämme ein Gestör, eine Floßtafel ergaben. Ausgehend von dieser Floßgröße als kleinster Einheit wurden die Flöße, die von hier aus ihre Fahrt nach Willstätt, nach Straßburg zum Fischertor, oder noch viel weiter nach Steinmauern, Mannheim, Koblenz, Köln oder gar Holland antraten, zu zunehmend mächtiger, kilometerlang und mehrlagig werdenden Gestören zusammengebunden. Vergessen wir nicht: auf der Kinzig waren ab Wolfach 600 m lange Gestöre keine Seltenheit. Den Rekord brachten Flöße mit 750 m Länge. Die letzte Floßordnung aus dem Jahr 1867 für Baden und Württemberg, erlassen vom Handelsministerium in Karlsruhe, legte als maximale Länge 600 m fest – Ausnahmen gab es weiterhin.

Persönliches: Wer heute die Strecke zwischen Schiltach und Schenkenzell befährt, sei es per Zug, mit dem Auto, dem Fahrrad, oder zu Fuß bewandert, der kann diese historische Örtlichkeit, den einstigen „Einbindeplatz“ – hier wie auch anderswo eine Allmend Wiese – noch immer sehr gut erkennen. Nur: die Kinzig hat sich ihr Flussbett im Laufe der Zeit wohl gut ein bis zwei Meter tiefer „gegraben“, gespült, wenn nicht gar mehr. Es ist auch möglich, dass das Flussbett sich verschoben hat oder etwas verlegt wurde. Denn einige Minuten auf dem Wanderweg dahinter befindet ein Gewässer, das ein Teil der früheren Kinzig gewesen sein könnte. Und: nicht weit davon gelangen wir auf den Brandsteig, die offizielle einstige Römerstraße von Straßburg nach Rottweil.

Beinahe einer Photographie entsprechend, zeigt die Lithographie durch die Genauigkeit in der Wiedergabe diese Flößer-Tätigkeit. Dass die Flößer trotz ihrer in Fett getränkten, weit über die Knie reichenden Lederstiefel, vermutlich ausnahmslos alle früher oder später an rheumatischen Beschwerden oder anderen berufstypischen Beschwerden litten, soll hier nicht unerwähnt bleiben.



95 b Einbindestelle unterhalb der Schenkenburg: Diese sehr häufig gezeigte Engelmann-Lithographie zeigt die Örtlichkeit unterhalb der Schenkenburg, wo die Kinzig so gestaltet wurde, dass die Baumstämme zu größeren Flößen zusammengebunden werden konnte. Von hier ab trat die Schiltacher Gilde (12 Schiltacher, je 4 Schenkenzeller und Lehengerichter Flößer). Bis hierhin waren die 6 vom Alpirsbacher Abt bestimmten Flößer zuständig. (Privatbesitz)



96 Flößerstiefel: An den verschiedenen Einbindestellen war die Arbeit eine überaus nasse und kalte, eher eiskalte Angelegenheit. Stiefel, welche bis über die Knie reichten, waren zweifelsohne eine nützliche Hilfe. Gelenkprobleme konnten langfristig dennoch nicht verhindert werden. Für die Schuh- und Stiefelmacher waren diese genagelten Riesen sicher eine willkommene Herausforderung an ihre handwerklichen Fähigkeiten. (Quelle: Sammlung des Wasserwirtschaftsamts in Offenburg)

97 Mühlrad: Im gesamten Schwarzwald lassen sich noch immer wieder – mehr oder minder versteckt – Objekte aus früherer Zeit entdecken. An der Abzweigung von Schenkenzell hinauf nach Reinerzau gelangt man kurz hinter dem einstigen Kloster Wittichen an dieses noch fest mit dem Boden verbundene Mühlrad. Es könnte so manche Geschichte vom Leben und Arbeiten seiner Zeit erzählen. (Foto: Verfasser)



Geographisch logisch wäre als nächstes das romantische Schwarzwaldstädtchen Schiltach an der Reihe. Doch will ich Wolfach, der „Metropole der alten Kinzig Flößerei“ (so Otto Schrempf anlässlich der Eröffnung der Wolfacher Flößerwochen in seinem Vortrag am 19. Juni 1987, gehalten im „blauen Salon“ des Wolfacher Schlosses), deshalb den Vorzug geben. Nur so viel ist bereits hierzu anzumerken: die Schiltacher hatten offensichtlich wiederholt Grund, mit der Einbindearbeit ihrer Schenkenzeller Kollegen, den Floßknechten dort, nicht so recht zufrieden zu sein. Denn diese banden die Flöße nicht nur nicht stabil genug ein, sondern mitunter breiter als die Breite der „Fahrlöcher“ an den Schleusen dies zuließ. Also kamen die Schiltacher selbst zum Schenkenzeller Weiher, um dort die Flöße verkehrsgerecht abzuholen. (**Heinrich Hansjakob in „Waldleute“: „Die durstigsten Flößer waren die von Wolfach, die derbsten die von Schiltach.“** Hermann Fautz, Die Ortenau 1941, liefert als Ergänzung: **„Die Floßknechte von Schenkenzell aber fielen besonders durch ihre Unbotmäßigkeit auf.“** Ob mein Urgroßvater mit seinen vier Söhnen auch dazu gehörte? Rodt bei Loßburg war deren Wohnort)

Nochmals Heinrich Hansjakob, ein tiefer Kenner der Menschen dieser Region des Schwarzwaldes:

„Mir ist ein derber, grober, ehrlicher Flößer lieber als ein hohlköpfiger, faulenzender Gigerl und Komplimentenmacher.“

98 a und b: Zwei Wolfacher Flößer: und doch: irgendetwas fehlt hier! Schwarzwald-Holz und Schwarzwald-Technologie fand seinen bzw. ihren Weg in die damals weite europäische Welt, Länder der KuK-Monarchie gehörten dazu. Interessante Objekte kamen mit den "Entwicklungshelfern" in unsere Heimat. Hier sind es die etwas seltsam-malerischen Kopfbedeckungen vom Balkan. Doch wo ist der unverzichtbare Schnurrbart beim rechten Flößer, wo er doch wie aus dem Gesicht geschnitten dem linken ähnlich sieht?



Die Kappe: Gottesdienste, Gebete, das Vaterunser, gehörten lange Zeit zum Selbstverständnis der Flößer und ihrer gefährlichen Tätigkeit, bevor sie auf Fahrt gingen. Eine große Kerze wurde in der Kirche angezündet. Übrig blieb schließlich nur noch das Wedeln mit ihrer Kappe.

7.2 Die historische „Flößerhauptstadt“ Wolfach

Auszug aus der „cosmographia universalis“ 1544 von Sebastian Münster.

Schwarzwald, (cap. cclvin.)

**Das Volk so bei der Kinzig wohnt / besonders umb Wolfach /
ernähret sich mit den großen Bauhölzern / die sie durch das Wasser /
Kintzig gen Straßburg in den Rhein flötzen und groß Geld /jährlich erobern.**

(Ich verweise auf das Blatt mit dem gesamten Eingangstext zum Kapitel über den Schwarzwald, entnommen einer Faksimile-Ausgabe des genannten Werkes.)

Das wichtigste, einträglichste und daher auch angesehenste Gewerbe in Wolfach war von frühester Zeit an der Holzhandel. Im Flussgebiet der Kinzig lagen von jeher ausgedehnte Waldungen. Diese gehörten teils den Fürstenbergern, teils den Klöstern Alpirsbach, Wittichen und Rippoldsau. Weiterer Besitz befand sich in Gemeinde- und Privatbesitz.

Dieser Wald- und Holzreichtum bot den Waldbauern, den Waldarbeitern (den Holzknechten), Harzern, Köhlern und vielen anderen Gewerken Arbeit und somit lohnenden Verdienst. Nicht zu vergessen sind die zunehmend auftretenden Holzhändler, die den Hauptgewinn erzielten, besser: durch ihre Marktmacht den Profit abschöpfen konnten. Denn sie konnten durch ein im Vergleich geringes „Recognitionsgeld“, „Stockflow“ oder „Stockgeld“, auch Stammgeld oder Stammlosung genannt, aus den herrschaftlichen Waldungen Holz fällen lassen. Straßburg war der Hauptabsatzmarkt – von Beginn an und

über Jahrhunderte hinweg - wo sich Bürger bereits im 13. Jahrhundert auf den Holzhandel verlegt hatten. Die Beförderung des Holzes war äußerst schwierig. Auf den Gedanken, die einst so stabile Römerstraße „wiederzubeleben“, kam leider (oder glücklicherweise?) niemand. Prügelhölzer bildeten bis ins 18. Jahrhundert das Fundament der bei schlechter Witterung unbrauchbaren Straßen. So kam für den Holztransport nur der Wasserweg in Betracht. Auch flussaufwärts wurde Ware transportiert. „1590 ist den Salzmeistern ein Salzschiß bewilligt worden.“ Der Salzhandel war „von undenklichen Zeiten her“ ein Vorrecht der Stadt Wolfach bzw. ihrer Bürger. Auch Pulver wurde die Kinzig „heraufgeführt“. Treideln heißt die Technik, die dabei Anwendung fand, und von alters her gebräuchlich war, nicht erst bei den Römern. Bei dem weichen Uferstrand musste Menschenkraft dienen, bei festem konnte man Pferde einsetzen. Sechs bis acht Männer konnten ein Pferd ersetzen.

Wie bereits ausführlich dargelegt, waren zur Beförderung von Baumstämmen besondere Fluss- und Bachbauten erforderlich: Wehre, Deiche, Floßkanäle mit Schleusen, Einbindeplätze, Lagerplätze (Polterplätze) etc. Diese waren auch „hier unten“ in Wolfach sehr kosten- und arbeitsintensiv und konnten daher nur durch Vereinigung der Interessenten hergerichtet werden. Damit bildete sich das „Schifferthumb“ oder die „Schifferschaft“ in Form einer Genossenschaft. Bereits im Jahr 1470 findet sich eine „vorbildliche Floß- und Zollordnung“ Diese ist geschrieben von Michel Schryber auf einem Blatt, welches eingehftet ist in dessen „Kinzigthaler Ökonomieprotokoll“ von 1471. Der Wortlaut: „**Item wenn man mit den Schiffsherrn zu Wolfach rechnet den Floßholz, so würt diese Ordnung gehalten: Item als wenig Floß geführt hat, so zücht man in jedem eins ab. Darnach gebend**“ Es folgen die Gebühren, welche flussabwärts für ein Floß zu bezahlen waren. Einheitlichkeit war bei Kauf und Verkauf, bei der Lieferung der bestimmten Hölzer, der Lieferungszeit, der Besoldung der Flößerknechte, die Benutzung der Sägen gefordert, unter anderem deshalb, um ein gegenseitiges Unterbieten („schädliches Stümpeln“) zu verhindern.

1484 beschwerten sich Straßburger Holzhändler darüber, **dass die Wolfacher „ettlich bünntnisse und satzung unter einander gemacht“**. Straßburg war schließlich lange Zeit Hauptabsatzmarkt für das Holz aus dem Kinzigtal. Bereits bei dem Bau des Münsters wurde 1060 „geflößtes“ Holz aus dem Schwarzwald verbaut. Straßburger Bürger waren es zudem, die große Waldgebiete im Schwarzwald erwarben. Sie finanzierten auch die ersten kostspieligen Floßbauten, welche die lukrative Langholzflößerei im Vergleich zur scheinbar einfacheren Scheitholzflößerei ergänzten. Es ist jedoch davon auszugehen, dass das näher gelegene und ebenfalls walddreiche Gengenbach, als dem Bistum Straßburg zugehörig, bereits früher mit Holzlieferungen dran war.

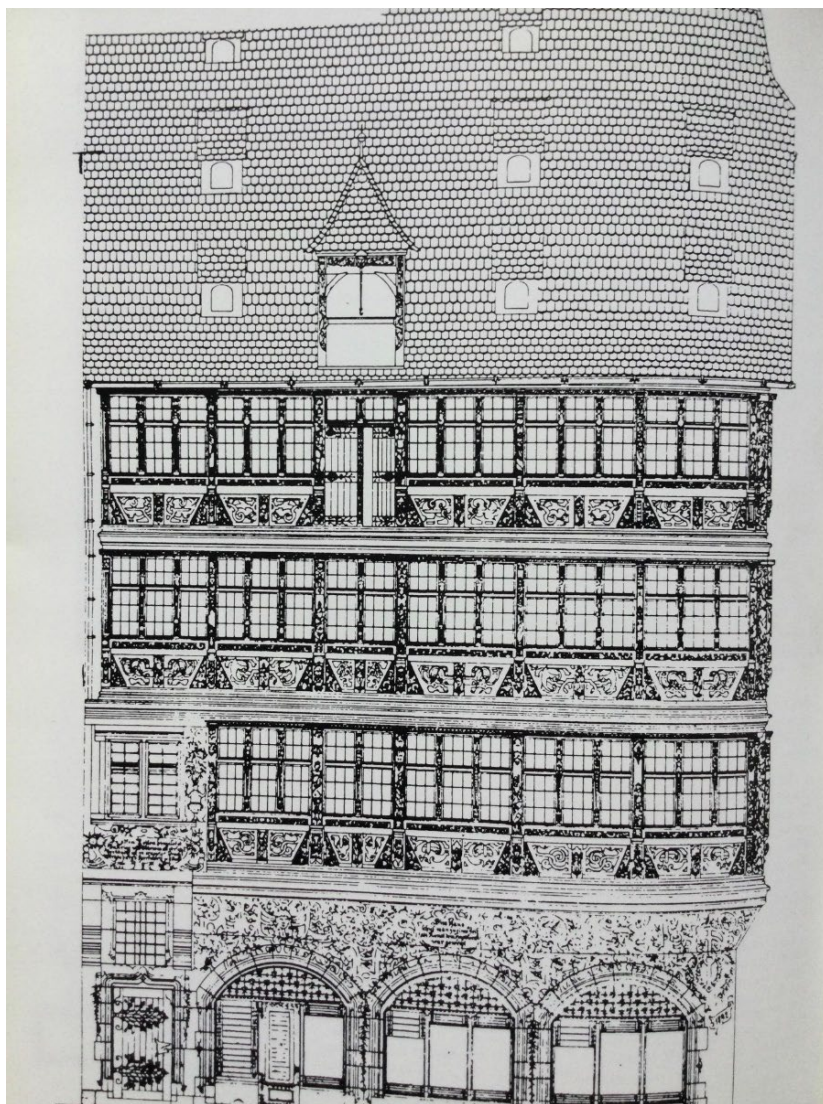
Um das Jahr 1500 bestand das – über Jahrhunderte von den Waldbauern wiederholt angegriffene – „Holzhandels-Privilegium“. Es beinhaltete die ausschließliche Berechtigung der Wolfacher und Schiltacher Bürger zum auswärtigen Holzhandel, unter Ausschluss der bäuerlichen Waldinhaber. Dadurch sollte zur leichteren Abwicklung der Holzhandel auf die Stadt konzentriert werden. Durch strikte Trennung der Berufe – hier die Holzhändler, die Schiffsherrn, dort die Waldbauern – sollte jedem eine Existenzmöglichkeit geschaffen werden. Gegeben wurde dieses Holzhandels-Privileg von den fürstenbergischen Grundherrn. Der Herzog von Württemberg andererseits hatte „seinen“ Waldbauern die Fahrt „hinaus ins Land“ zugesichert. Ein sich immer wieder einstellender Streit.

Wann genau die „moderne“ Kinzig Flößerei, die Gestör Flößerei, ihren Anfang nahm, ist nach wie vor unbestimmt, letztlich wohl auch unbestimmbar; sicher auch von untergeordneter Bedeutung. Urkundlich erwähnt ist sie für Wolfach im 14. Jahrhundert (1366). Denkbar ist durchaus, dass wir auf Julius Gajus Caesar und seinen „Kriegsarchitekten“ Vitruvius und seinen ersten gallischen Krieg, den gegen die Helvetier, zurückgreifen müssen: von „**zusammengebundenen Schiffen und Flößen**“ ist die Rede, von Gestören also? Oder kam die Pontontechnik zum Einsatz?

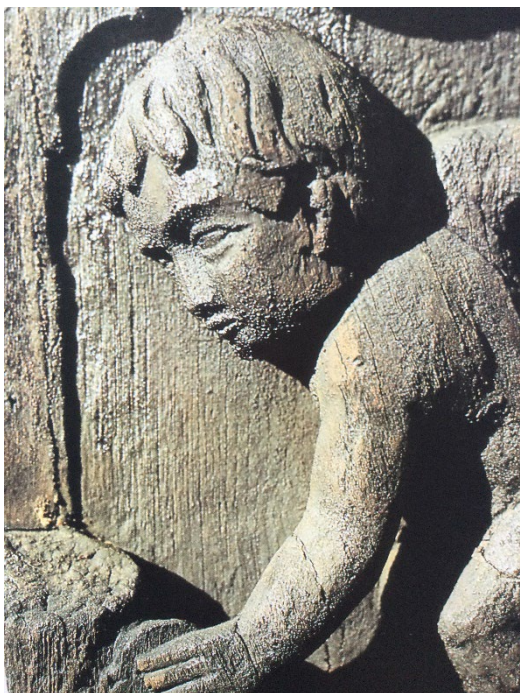
Die in den Straßburger Archiven ruhenden, überaus zahlreichen Urkunden und sonstigen Unterlagen könnten ältere und damit genauere Daten liefern. Diese zu erschließen, dazu bedarf es jedoch ganz besonderer Fähigkeiten und ungewöhnlicher Geduld. Denn die sehr saubere und exakte Schrift der Gotik werden nur noch wenige Spezialisten entziffern und somit in ihrem Gesamtzusammenhang lesen können.

Die Tatsache, dass sich in Straßburg in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends, dem Beginn des „Jahrtausend des Holzes“, eine Versechsfachung der Bevölkerung ergab, lässt Rückschlüsse auf die enorme Bautätigkeit zu. Von etwa 5000 Bewohnern um 1150 wuchs die Bevölkerung auf 30.000 um 1300 an. Entsprechend groß war der anhaltende Hunger nach Bauholz und dem alltäglich erforderlichen Brenn- und Feuerholz. Zur täglichen Essenszubereitung brauchte man Holz!

Beim Begriff des „Bauholzes“ sollten wir uns vergegenwärtigen, dass für den Bau von Gebäuden zu denen für Wohnzwecke weitere für die Errichtung der Infrastruktur kamen: Festungsbauwerke, Kirchen, Brücken; Bäche, Flüsse, Kanäle bedurften der Ufer-Befestigung durch unzählige Holzpfähle. Dank ausgeklügelter Fachwerk-Konstruktionen wurde es nach und nach möglich, auch mehrere Stockwerke und diese zudem auskragend und künstlerisch sehr vielfältig und bis heute stabil zu gestalten. Berufsdifferenzierungen – handwerklich wie künstlerisch – konnten sich nachhaltig, dauerhaft entwickeln.



99 a und b Maison Kammerzell: Zu den schönsten Fachwerkgebäuden Europas gehört das Maison Kammerzell in Straßburg am Münsterplatz. Die rein äußerlich sichtbare Technik ist die eine, ihre Statik eine weitere Besonderheit; die dekorativen geschnitzten Elemente übersieht man dabei nur allzu leicht. Das heute in diesem historisch bedeutsamen Gebäude untergebrachte Hotel lädt herzlich ein, allerdings zu Preisen, die man sich leisten können muss. Viel, sehr viel Holz aus unserem Schwarzwald ist darin sowie verbaut. Siehe hierzu ebenso die nachfolgende Aufnahme eines winzigen Details dieses Gebäudeschmucks. (Quelle: Maison Kammerzell, Diverse Autoren, Privatbesitz)



Um diesem unstillbaren Hunger gerecht zu werden, brauchte man von Straßburg aus den Blick nur nach Osten zu richten, hinein in das weite und lange Kinzigtal mit seinem mäandrierenden Fluss, seinen Quellbächen hinauf bis auf die nicht nur mit Tannen bewachsenen Höhen und seiner Mündung so direkt vor den Stadttoren Straßburgs und den Wasserverbindungen wie dem Rheingießen bis unmittelbar in die Stadt hinein. Allein aus den Wäldern der Vogesen ließ sich dieser Hunger nach Bauholz, Brennholz und Holz für viele Handwerker nicht befriedigen. Zudem sind die Vogesen mit ihren Flüssen, von Breusch und Ill abgesehen, stärker nach dem Westen hin ausgerichtet. Die Ill taucht als Floßstraße nicht auf, wohl deshalb, weil sie sehr lange und nahezu parallel zum Rhein verläuft und durch sumpfiges Gebiet führte.

Folgt man dieser Logik, so kann bzw. muss die intensive Flößerei auf der Kinzig bis Straßburg auf die Mitte des 12. Jahrhunderts gelegt werden. Das Benediktinerkloster Gengenbach, eine Gründung des Bistums Straßburg, mit seinen beträchtlichen Klosterwäldern und guten und engen kirchlichen Beziehungen über den Rhein hinweg dürfte zu dieser Zeit bereits Holzlieferant gewesen sein.

Persönliches: Eine mehrtägige Paddelwanderung von Colmar bis Strasbourg zeigt auch heute noch diese charakteristische Flusslandschaft der Ill mit nur wenigen und zudem relativ niedrigen Schleusen. Mehrere Gründe sprechen dafür, dass Flößerei auf der Ill nicht stattfand: sehr sumpfiges Gelände, die Entfernung von den Wäldern der Vogesen, der nahezu parallele Verlauf zum Rhein.

Dass Wolfach in den Mittelpunkt der Kinzig Flößerei trat, lag zum einen am Zusammenfluss von Wolfach (der Wolfach, dem Wolfbach, später der Wolf) und der Kinzig. Denn die Wolfach war die eigentliche Zulieferer-Floßstraße für das von Wolfach aus verflösste eigene Holz. Zum anderen lag es am Holzreichtum, der sich in unmittelbarer Umgebung der Stadt fand und auch heute noch bzw. wieder Stadt und Landschaft bereichert. Die wiederholt erfolgten Kahlhiebe können wir zum Glück heute nicht mehr erkennen, bestenfalls auf alten Bildern nachempfinden.

Ferner: Wolfach war über Jahrhunderte hinweg Sitz der Grund- und Standesherrschaft der Fürsten von Fürstenberg. Dazu gehörte das Schloss als Verwaltungssitz, von wo aus die obrigkeitlichen Entscheidungen an ihre Untertanen, an die Bevölkerung ergingen. Auch war es Sitz der Gerichtsbarkeit. Mit Graf Wolfgang von Fürstenberg herrschte von 1490 bis 1509 ein überaus kluger und weitsichtiger Vertreter des Fürstenhauses. Er war es auch, der den Wolfacher Bürgern das erwähnte und so wertvolle Holzhandels-Privileg verlieh und so den Holzhandel auf die Stadt konzentrierte – sehr zum Leidwesen der Waldbauern in den Seitentälern, denen ihrerseits das Privileg, Waldbauern, Flößer und Holzhändler des eigenen Holzes in einer Person zu sein, von ihrem Grundherrscher, dem Herzog von Württemberg, verliehen worden war. Wiederholter Anlass und Grund für heftigste Streitereien. Als Verwaltungssitz des Landkreises Wolfach war das Schloss bis zum Jahr 1974 genutzt, bevor der Landkreis Ortenau mit der Stadt Offenburg als Sitz gebildet, Wolfach eine der Außenstellen wurde. Heute beherbergt das Schloss neben anderem das mit typischen Exponaten gestaltete Flößermuseum sowie eine Flößerstube, zudem das lehrreiche städtische Museum.

7.3 Die Wolf mit Rippoldsau und Schapbach

Der Rippoldsauer Flößer, gezeichnet in seiner wunderschönen Tracht von dem elsässischen Künstler M. Silbermann, entnommen dem Buch von Charles Lallemand, gestützt auf eines seiner Arbeitsgeräte, den Grieshaken, vermittelt einen ersten Eindruck von der Flößerei in diesem ganz besonderen Kinzig-Seitentäl. (Dass ich diesem Flößer eine passende weibliche Person dazu gegenüberstelle, sei mir erlaubt. Denn auch damals war erfolgreiche Waldarbeit und Flößerei ohne die Frauen – diese nicht nur am Herd – nicht denkbar.)



100 Flößer-(Ehepaar?) Das wohl schönste Bild eines Flößers sei hier wiedergeben: ein Rippoldsauer Waldflößer, Arm und Hand auf seinen Kielhaken stützend. Wenn auch evtl. nicht so ganz korrekt, erlaube ich mir, ihm eine dazu passende (Wald-)Bauersfrau aus Rippoldsau gegenüber zu stellen. Denn, ob sie wirklich ein Paar waren, ist mir nicht bekannt. (Quelle: Lallemand; Privatbesitz)

Die Flößertätigkeit der Wolfacher Flößerschaft kann nicht ohne das Wolfstal mit seinen Bewohnern, den Schapbacher wie auch den Rippoldsauer Waldbauern und Flößern gesehen werden. Wann genau das Wolfstal für die Besiedlung erschlossen wurde, ist wegen fehlender Quellen nicht zweifelsfrei ermittelbar. Wir dürfen davon ausgehen, dass die Besiedlung in Verbindung mit der ersten Erschließung des hinteren Kinzigtales im 11. und 12. Jahrhundert, hier durch die Herren von Wolfach, erfolgte. Jedenfalls kam das Wolfstal Ende des 13. Jahrhunderts durch Heirat an die Fürstenberger, danach der mittlere Teil an die Herren von Geroldseck. 1499 schließlich kam dieses Gebiet dann endgültig an die Fürstenberger, als die „Herren des Tals“, bis es in der Folge der Säkularisation 1806 zur Mediatisierung kam. Ursprünglich waren alle Höfe Lehnsgüter. Ihre Besitzer, die Meier, erhielten diese in Erbpacht, wobei die Pacht in Geld und Naturalien zu entrichten war.

Holzerwerb in Verbindung mit Flößerei gab es bereits im 16. Jahrhundert. Die Walderwerber wurden im Kaufvertrag des Jahres 1562 insofern dazu aufgefordert, als die Waldzuteilung per Verleihungs-Urkunde diesen Aspekt des „Flotzholzes“ enthielt, sowie die Verpflichtung, **„den Bach gemeindlich aufzutun, zu rumen, auch Wege und Stege zu erhalten, damit man den Wald nießen und nutzen möge, auch der Holz und Floß Gewerb damit gebessert werde.“** Darin eingeschlossen war das Recht zum Selbstflößen, gegenüber der Wolfacher Schifferschaft und deren konflikträchtiges „Holzhandels-Privileg“. In Wolfach war der Ort, wo immer wieder die „Waldflöße“ und „Kinzigflöße“ bis zu 750 m langen Gestörflößen umgebunden wurden.



101 Wolfach: Nahe dem Wolfacher Schloss, an der Einmündung der Wolf, des Wolfbaches in die Kinzig war genügend Raum, um die Kinzig Flöße mit denen aus dem Wolftal zusammenzubinden. Hier konnten sie bereits eine Länge von bis zu 600 m erreichen. Das Ende der Flöße bildeten die „Holländer“. Hier, wie an der schwarzweiß Skizze zu Schiltach fallen die doch recht kahlen Hänge auf. Schließlich dauerte es Jahrzehnte bis selbst Tannen und Fichten wieder nachgewachsen waren. (Quelle: Wolfach, Geschichte der Stadt, Diverse Autoren, 2002)

Die Herrschaft des weitblickenden Grafen Wolfgang von Fürstenberg (1490 – 1509) brachte einen bedeutenden Aufschwung für den gesamten Herrschaftsbereich. So auch für die Flößerei, deren Regelung bis 1867 grundsätzlich, jedoch mit Unterbrechungen, Geltung behalten sollte. Er hat von Kaiser Maximilian das Recht erhalten, 200 Stämme ohne Zoll **„an zweien Flötzen und darauf soviel pretter, als sie in oblast tragen mögen, nach dem Niederland zu flötzen“**.

Anmerkungen zu diesen „Unterbrechungen“ des Wolfacher Holzhandels-Privilegs (heute nennen wir ein derartiges Privileg Monopol – und verbieten es per Gesetz wegen Wettbewerbsbeschränkung): Bereits in der Waldzuteilung von 1562/65 wurde von „Flotzholz“ gesprochen. 1582 bekamen die Wildschapbacher das Recht zum Selbstflößen, wenngleich nicht auf Dauer. Für die Wolftäler war das Flößen folglich kein gesichertes Gewerbe. Es kam daher nur bescheidener Wohlstand ins Tal. Weil das Recht auf Benutzung der Floßstraße privilegiert war und dies wiederholt – so auch 1828 bestätigt durch das badische Finanzministerium – half man sich im Wolftal durch die Errichtung von Sägewerken. Erst 1831, endgültig dann im Jahr 1867, wurde den Städten Schiltach und Wolfach das alte Gewerbeprivileg genommen. Die Flößer der kleineren Orte durften nun ihr Holz selbst auf der Kinzig nach Kehl bringen –

sehr zur Freude der Waldbauern und Waldflößer. Sicher ist so mancher „Holländer“ mit Rippoldsauer, Schapbacher, Reinerzauer, Schramberger Flößern „an Bord“ rheinabwärts gefahren. Denn wer als Flößer auf den Quellbächen „sein“ Floß beherrschte, war „draußen im Land“ auf Kinzig und Rhein ebenso geeignet – wenn nicht sogar besser.

Auch hierher, in dieses so abseits und unscheinbar gelegenen Kinzig-Seitental, war die Kunde gelangt, dass von Straßburg über Speyer bis hinauf nach Köln und Amsterdam bzw. Dordrecht interessante Holz-, Absatzmärkte „lauerten“. Auch deren Bedarf an dem so wertvollen Bauholz aus dem Schwarzwald wollte gedeckt werden. Das holzarme Holland – auch diese Kenntnis war in das Wolfachtal gedrungen – brauchte als aufstrebende Seemacht Unmengen an Holz für den Schiffsbau, für Handelsschiffe, Kriegsschiffe und auch für Sklavenschiffe, längst nicht nur die „Holländer-Tannen“. Ab 1500 begann im gesamten Kinzigtal eine Zeit wirtschaftlicher Blüte, unterbrochen bzw. eingeschränkt durch die leidvollen Kriegszeiten. Dazu verhalf zweifelsohne auch die Konkurrenz der einmalig organisierten Murgschifferschaft mit dem „Holzkönig“ Jakob Kast, dem badischen „Fugger“, Holzhändler und Bankier in einer Person, der dank seiner Fähigkeiten Herzöge, Städte, Bischöfe, auch Flößerkollegen zu seinen Schuldnern machen konnte.

In der vergleichsweise „kleinen Flößerwelt“ im hinteren Wolfachtal kamen alle Arbeiten auf überschaubare Weise zusammen: Auswählen und Kennzeichnen der zu fällenden Bäume, Entasten, Fällen, Schälen / Entrinden, der Riesbetrieb in den steilen Hängen, im Winter das Herstellen der Wieden aus Haselnußstecken durch „braten im Backofen“ und „drehen am Wiedenstock“. Für das Stauen des Wassers in den Floßweiern richtete man den Klausenweier und den Schoppenweier und weitere Weier. 1785 wurde für den Wolfbach eine Bachordnung erlassen, 1816 den Veränderungen gemäß angepasst. Für die einzelnen Abschnitte wurden Bachvögte als „Überwachungsorgan“ eingesetzt. Fünf Weiher wurden als gemeinschaftlich bestimmt, alle anderen waren von den Eigentümern selbst zu unterhalten.

Im Jahre 1810 (auch das Jahr 1833 wird genannt) gründeten die Schapbacher Waldbauern eine eigene „Schifferschaft“ unter dem Namen „Johannes Armbruster und Cie.“ Diese Schifferschaft kaufte Holz nicht nur im Wolfachtal, sondern auch im oberen Kinzigtal bis nach Haslach in großer Menge als „Klatterholz“, auch Scheiterholz, Scheuterholtz genannt. Dieses wurde in loser Form durch „Einwerfen“ und „Auswerfen“ auch bis nach Offenburg getriftet. Das letzte Floß ging 1887 von hier aus die Wolf hinunter. Als der Bahnbau Wolfach erreichte (im Jahr 1865), war die Flößerei dort nicht mehr rentabel. Es gab sogar Pläne für eine Bahn hinein ins Wolfachtal (1900/1905), also bereits nach Beendigung der Flößerei, als schmalspurige Straßenbahn von Wolfach bis Rippoldsau, die jedoch nicht realisiert wurden. Zu kostspielig war der Geländeerwerb, zu kostspielig zudem die Überwindung der sehr erheblichen Bauhindernisse. Auch eine Petition im Jahr 1914 konnte keinen Erfolg mehr bringen. Es ist lohnend, dieses Tal radelnd und / oder per pedes zu bewandern. Diese geologischen Widrigkeiten sind bis heute augenscheinlich.

Am 3. März 1813 kam es in Offenburg vor dem Großherzoglichen Badischen Direktorium des Kinzigkreises zu einem „Flozen-Prozeß“ gegen die Wolfacher Schifferschaft. Begründet wurde das Vorgehen unter anderem mit schlechten Ernten. Dieser Prozess richtete sich vorrangig gegen die Sägemühlenbesitzer Armbruster, Hermann und Consorten. Ergebnis war, dass die Schapbacher Flößer ihr Holz bis Offenburg und Willstätt flößen und an andere Holzhändler verkaufen durften. Für die Schapbacher Waldbauern und Flößer war damit der freie Zugang zum Holzmarkt gegeben. Für die Wolfacher dagegen bedeutete diese Entscheidung, Verlust des Holzhandels-Privilegs, somit spürbare finanzielle Nachteile. Die Wolfacher Kinzig-Schifferschafts-Statuten mussten daraufhin entsprechend abgeändert werden. 1815 folgte das Ende der Wolfacher Schifferschaft als „Kinzig-Flößer-Genossenschaft“ wegen Überschuldung, wie wir es heute nennen. Dies war ebenfalls das Ende des keineswegs so ruhmreichen napoleonischen Zeitalters. Es folgte ein vielfältiger Neu-Anfang.

Vor 1810 gab es bereits gemeinsame Sägemühlen der Waldbauern. Schnittware konnte somit unter anderem ins Renchtal transportiert werden. Auf Antrag erhielten die Schapbacher die Lizenz, Sägeware und Flozholz weiterhin ins Renchtal, nach Peterstal auf dem Karrenweg über den Freiensberg zu liefern. Die von Pferden gezogenen „Klotz- und Holländerwagen“ machten 1863 den Neubau der Straße erforderlich.

102 Schiltach, westlicher Ortsteil (Ausschnitt): Zu sehen ist ein mehrgestöriges Floß, die katholische Pfarrkirche



– nach einem Brand waren alle Ressourcen an Holz und Arbeitskräften lange Zeit gebunden, so auch die der Flößer. (Quelle: Geschichte der Stadt Schiltach, diverse Autoren)

Während die großen Waldbauern mit ihren Knechten ihre eigenen Flöße auf die Fahrt bringen konnten, mussten die kleineren Waldbesitzer sich zu einer „Gespannschaft“ zusammenschließen.

Der grenzkolorierte Kupferstich aus der Augsburger Werkstatt von Gabriel Bodenehr „Schiltach auf der Gegend um zwei Stund“ (ca. 1750) lässt verschiedenes sehr deutlich werden: da sind zum einen die drei hier maßgebenden Grundherrschaften erkennbar (Österreich, Fürstenberg, Württemberg); das Zisterzienserinnen-Kloster Witichen bedarf ebenfalls der Erwäh-

nung, weil es sehr früh Anteil an der Flößerei nahm. An jeder Grenze war Zoll fällig. Zum anderen zeigt die Karte deutlich die Straßenverläufe; mit dem „Brandsteig“ ist die vermutete einstige Römerstraße nach Rottweil erkennbar. Die zahlreichen Sägemühlen, von der Grundherrschaft verpflichtend gefordert oder auch auf eigene Initiative der Schifferschaften errichtet. Die zusätzliche Wertschöpfung erbrachte höheres Einkommen, zudem weitere Arbeitsplätze, auch höhere Zolleinnahmen für die Grundherrschaft.

Dass es - beginnend mit dem Jahr 1900 – Bemühungen gab, das Wolftal durch eine Eisenbahn zu erschließen, sei kurz und wiederholt erwähnt, wenngleich diese sich erst nach Ende der Flößerei abspielten. Eine schmalspurige Straßenbahn von Wolfach nach Rippoldsau wurde als Alternative zu einer normalspurigen Bahn diskutiert und verhandelt. Teurer Geländeerwerb und streckenweise erhebliche Bauhindernisse erwiesen sich letztendlich als zu kostspielig, sodass eine Petition im Januar 1914 (!) keinen Erfolg mehr bringen konnte.

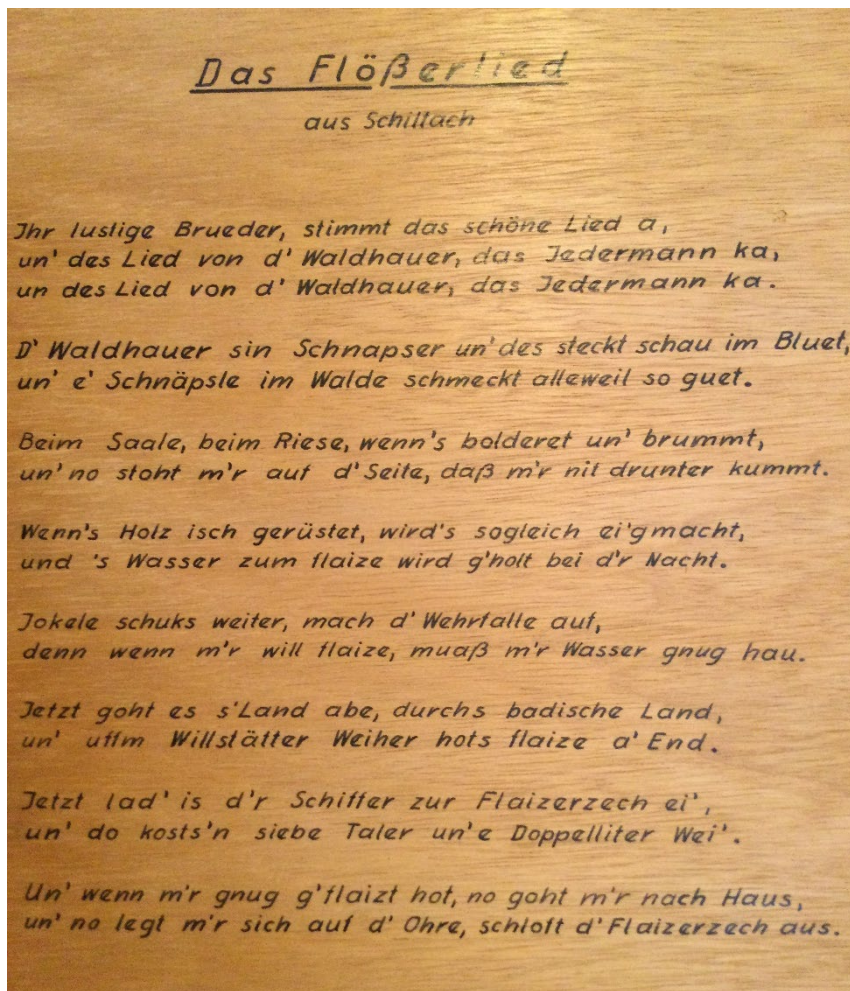
Exkurs: Auch Schramberg hatte seine Flößer – und welche!

Vorab gilt es jedoch festzuhalten und hervorzuheben, dass diese von der Schiltach durchflossenen „Fünftälerstadt“ ab dem Jahre 1583 für 222 Jahre als „Schwäbisch-Österreich“ bzw. Oberösterreich zu Österreich gehörte. Innsbruck war ihre Hauptstadt. Das Gewerbe der Waldflößer stand auch hier in einen ausbeutenden Wettbewerb zu den Waldbesitzern der Adelsherren. Mühlen, Köhler, Harzer;

Wirte hatten ihre Anteile an der florierenden Holzwirtschaft. Der Bergbau lieferte mit dem Eisenerz die Grundlagen für die Hammerwerke, die Stabeisen, Nägel, Hufeisen, Rechen, Schaufeln u. a. für die Märkte lieferten. Ferner entfalteten die Steingutproduktion (Majolikafabrik) sowie die Papiermacherei große Nachfrage nach Holz.

Leider gibt es wohl keine Beschreibung eines einzelnen Flößers, die detailliert aufzeigt, wie das Flößerleben sein konnte, wenn es individuell gestaltet wurde bzw. gestaltet werden musste. Zum einen gab es den Flößer und Talvogt von Schramberg, Martin Haas, der mehrere Male die unbeschreiblich lange und beschwerliche Reise bis hinauf nach Holland bewältigt hatte – die ebenso beschwerliche und gefährvolle Rückreise darf nicht vergessen werden. Zum anderen gab es den sehr fähigen und streitbaren Flößer Andreas Kunz (auch als Andree Kuontz vermerkt)

Damit die logische, geographische Reihenfolge so gut wie sinnvoll eingehalten wird, folgen die Ausführungen zu diesen besonderen Persönlichkeiten auf die Schilderungen zu Schiltach. (Übernommen von Lothar Späth und Alfred Kunz).



103 Schiltacher Flößerlied: Alle Flößerbergilden hatten ihr eigenes Flößerlied. Die Floßfahrten dauerten, je nach Bestimmungsort und Gewässersituation, Tage oder auch Wochen. Abwechslung bot dabei naheliegenderweise die eigene, zum Chor vereinte Gemeinschaft. Geschrien, geflucht, geschimpft werden musste ohnehin oft genug, (Quelle: Sammlung Wasserwirtschaftsamt Offenburg)

Dem wiederholt erwähnten Wolfachbuch kann man ebenfalls ein Flößerlied entnehmen – mit gleichem Text. Wer hat das Urheberrecht?

7.4 Die Schiltacher Schifferschaft



104 Schiltach: Der Kupferstich aus der Werkstatt Matthias Merian d. Ä. zeigt Schiltach von der Nordseite. Der „Schiltach Fluss“ hier ist in der Realität die Kinzig. Dem Zeichner sei sein Versehen nachgesehen. Denn die Schiltach mündet, dieser Zeichnung gemäß, erst weiter rechts in die Kinzig. (Quelle: Privatbesitz)

Schiltach mit seiner Umgebung war in seiner längsten Zeit fürstenbergisch und somit katholisch. Sein unmittelbar verfügbarer Waldreichtum war eher begrenzt. Die Wasserrechte der oberen Kinzig hatten die Herrschaften von Hohengeroldseck, die Herzöge von Teck, ab 1371 die Herzöge von Urslingen und nach 1381 die Grafen von Württemberg – 1488 fielen Schenkenzell und mit ihm Kaltbrunn / Wittichen durch Kauf von Geroldseck an Fürstenberg. Die Religionszugehörigkeit war und blieb katholisch.

Die „Schiltacher Schifferschaft“ bestand lange Zeit aus zwanzig Flößern, davon 12 aus Schiltach, zwei aus dem Schiltacher Lehengericht und sechs aus des „Closters Alpirsbachischen Orts- und Amthintersassen“. So die Floßordnung aus dem Jahr 1766. Die maximal zugelassene Anzahl wurde mit 20 Flößern festgesetzt, um zu starken Wettbewerb zu verhindern. Dass in der Endphase der Flößerei die Zahl auf 27 anstieg, war letzten Endes nicht weiter tragisch, weil sich Schiltacher Flößer vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Entwicklungshelfer“ (Erschließung der Gutach, der Wutach, Gebiete in Nieder-Österreich, und in Transsilvanien) mit unterschiedlichem Erfolg betätigten. Andere badische Flößer folgten der Einladung der KuK Monarchie Österreich-Ungarn nach Galizien, so die Kehler und die Steinmaurer. Man wusste sehr wohl, dass die Holznachfrage viel mehr an Flößern und Floßknechten nicht verfrug. Preisverfall war in der zurückliegenden Zeit immer wieder die Folge. Auch unverkäufliches Holz lag nicht selten in den Holzhöfen. Doch von der Flößerei wollten und konnten viele nicht lassen: Einmal Flößer – immer Flößer! Als Investition der ganz besonderen Art folgten Wald- und Holzkauf mit Flößerei am Bodensee (Bodman).

Die „ehrbaren geistlichen Frowen“ aus dem Zisterzienserinnen-Kloster Wittichen (gegründet als Beginen-Gemeinschaft) erhielten bereits im Jahre 1365 die Erlaubnis der zollfreien Durchfahrt des Schiltacher Zolles. Folglich war bereits zu dieser Zeit die kleine Kinzig als auch die Kinzig selbst flößbar gemacht, es waren Einrichtungen vorhanden, welche die Flößerei ermöglichten.

Exkurs: Die Herren von Geroldseck waren zuerst, später die Fürsten von Fürstenberg, Schirmherrn des von 50 Nonnen bewohnten Klosters. Es war nur dem Papst verpflichtet und durfte zollfrei durch das Reichsgebiet flößen. Schweden bezogen hier Quartier; Napoleonische Truppen marschierten ein. In den nahegelegenen Bergwerken wurden Kobalt und Silber gewonnen. Kobalt wurde Teil des Holländerhandels. Es diente dem Bleichen durch Blaufärben und Bemalen der Kacheln. In diesem Waldgebiet waren Holzriesen angelegt mit einer Gesamtlänge von gut 60 km. Ein Bergwerk (Kobalt) befindet sich noch heute in unmittelbarer Nachbarschaft, wenngleich nicht mehr in Betrieb.

Das Bestehen einer Flößer- / Schifferschaft in Schiltach für diese Zeit darf damit angenommen werden. Bis zur Säkularisation hatten die Klöster Wittichen, Rippoldsau und Alpirsbach riesigen Waldbesitz, der nach deren Aufhebung an die Fürstenberger fiel. Die Waldbauern, zum Beispiel in der weiten Reinerzau, stellten mit ihrem Waldbesitz für die Flößerei den größten Holzanfall. Ihre Höfe waren ursprünglich Erblehngüter, ihre Besitzer waren Lehenbauern. Sie konnten – mit herrschaftlicher Genehmigung – diese Güter vererben, verkaufen, tauschen. Sie durften Holzhandel treiben, „ins Land hinaus“ flößen, so die Floßordnung vom 23. Juni 1564 und ausführlich bekräftigt in der Floßordnung 1764/66. Dadurch wurden sie wohlhabend, sehr zum Leidwesen der Schiltacher. Denn auch diese hätten allzu gerne den Kauf des Holzes und den Transport sowie den Handel damit allein übernommen. Andauernde Streitigkeiten waren, ähnlich wie flussabwärts zwischen Wolfach und Schapbach, mit wechselnden Regelungen bis ins 19. Jahrhundert die Folge.

„Was ein Untertan außerhalb der Stadt Schiltach gesessen für aigen oder für Lehnwald hat“, daraus konnte dieser sein eigenes Holz selbst verflößen mit besonderer Erlaubnis der Amtleute (also der Forstbeamten und Stabsbeamten). Gleiches galt für die Untertanen des Klosters Alpirsbach. (Ludwig Barth vermutet in seiner Dissertation, verfasst 1895 und somit am Ende der Kinzig-Flößerei, dass es lange Zeit noch keine Schiltacher Flößer gegeben hat.)

Die Grund-, Stammesherrschaft hatte stets ein ganz besonderes, gesteigertes Interesse daran, dass sich die Flößerei in geordneten und friedlichen Bahnen bewegen konnte, sogar musste. Denn nur so konnten auch die Zolleinnahmen fließen, der eigene Reichtum und die nicht selten damit verbunden: die eigene Verschwendung auf Dauer gesichert werden. Der wiederholte Druck der Schiltacher (wie auch der Wolfacher), dieses überaus lukrative Holzhandels-Geschäft selbst zu durchzuführen, ist verständlich. Den Waldbauern blieb dann nichts anderes übrig, als ihr mühsam bereitetes Holz zu den festgesetzten Preisen an eben diese Schifferschaften zu verkaufen. Der Jahrhunderte lang wiederholte Streit prägte das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in diesen Tälern. Eine „weise Entscheidung“ der Obrigkeit, wie an anderer Stelle so bezeichnet, konnte es im Grunde genommen nicht wirklich geben. Dabei ist bislang von den Schramberger Flößern (sie brauchten die Schiltach, um auf die Kinzig zu gelangen) noch nicht die Rede gewesen. In Verbindung zum katholischen, fürstenbergischen Wolfach lag allein hier für die Flößerei, beginnend hoch oben in den Wäldern, den Holzriesen, dem Transport bis zur Kinzig ein nicht zu unterschätzendes Konfliktpotential. Schramberg gehörte zu Vorderösterreich (siehe Bodenehr-Karte).

Persönliches: Als langjähriger Dozent in der IHK-Weiterbildung gehörte das Fach „Organisation und Unternehmensführung“ zu meinen mit am liebsten unterrichteten betriebswirtschaftlichen Fächern in der Erwachsenenbildung. Es bedarf keiner besonderen Phantasie sich vorzustellen, welche psychologischen Probleme im Wald und auf den Flößen dauerhaft Gesprächs- und Streitstoff sein mussten – nicht allein in den Städten und sonstigen Siedlungen. Und dies bei der Gefährlichkeit, die allen anfallenden Tätigkeiten innewohnte. Schließlich ging es um Geld, viel Geld, mit dem das Leben, oft auch Überleben, mehr oder minder angenehm gestaltet, erleichtert werden konnte – je nachdem, wohin es floss. Viele Waldbauern und Waldflößer konnten und mussten Fähigkeiten entwickeln, die deutlich über die heute unseren Managern in Politik und Wirtschaft zugeschriebenen hinausgehen. Organisation und Menschenführung standen dabei zweifelsfrei im Mittelpunkt – alltäglich und allnächtlich.

Individuelle wie gesellschaftliche Verantwortlichkeit war dabei ein zusätzlicher, überaus wesentlicher Bereich. Körperliche Stärke dieser Männer darf man als die unverzichtbare Grund-Voraussetzung annehmen.

Bereits 1523 kam es zu einem ersten Floßvertrag zwischen Württemberg, Schramberg und Alpirsbach. Fürstenberg schlug 1524 eine gemeinsame Floßordnung vor. Zu dieser kam es schließlich durch die Amtsleute und Schultheißen von Wolfach und Schiltach am 23. Juni 1564.

Hier folgen nun einige der grundlegenden Auszüge:

- ***Für Schiltach wurde festgelegt, dass das Flößen von Holz aller Art nur den sesshaften Bürgern gestattet sei, also jemand der einen eigenen Hausstand besaß, „eigen Feuer und Rauch“, folglich Haus und Familie.***
- ***In die Schifferschaft konnten nur solche Leute aufgenommen werden, „so einer für tauglich gemacht, der soll sich mit ziemlichen Geld nach Erkenntnis einkaufen“, und zwar durfte dies in Schiltach und Wolfach nicht ohne den Schultheißen, des Rats und der Stadtherrn, in Alpirsbach nicht ohne des Klosters „Befehlshaber“ vorherige Kenntnisnahme und Genehmigung geschehen.***
- ***Holz durfte nicht an Fremde verkauft werden, sondern nur – gegen alle drei Jahre neu abgestimmte Richtpreise – an die Schiffer / Flößer von Schiltach, Alpirsbach oder Wolfach.***
- ***Diese drei Gruppen wiederum durften sich nicht unehrenhaft verhalten, indem sie Holzbauern einem anderen Flößer abspenstig machen, zum Beispiel durch „Trinkgelder“.***
- ***Die Flößer / Schiffer der drei Städte mussten das für das kommende Jahr vorgesehene Holz in Art und Menge im Rathaus in eine Liste eintragen. Diese Eintragungen waren verpflichtend und durften nicht überschritten werden. Übertragungen auf das Folgejahr waren nicht zulässig. Wohl aber zwischen den Schiffern, wenn die Gesamtmenge dabei nicht überschritten wurde. Vertraglich bereits zugesagtes Holz (= gefrörmtes Holz) fiel nicht darunter. Auch nicht „Oblast“ wie Schnittwaren aller Art, auch Rundholz.***
- ***Es durften stets nur die einzelnen Bäume („baumweise“) gefällt werden. Kahlhieb war nicht gestattet. Auf diese Weise konnte sowohl in der Mischung = Zusammensetzung der Baumarten als auch der Altersabstufung gesunder, stabiler Wald – der „Plänterwald“ (Plenterwald) – geschaffen werden.*** Wir sprechen heute hierbei von „Nachhaltigkeit“ (im hinteren und oberen Kinzigtal, im Bereich des „Kinzigtäler Flößerpfades“, ist dies sehr deutlich zu sehen und zudem ausführlich und anschaulich beschrieben.) Diese Art des mehrfach gemischten Waldes ist aktuell wieder im Gespräch
- ***Zum Herrichten der Flöße und des Transportes auf dem Wasser beschäftigten die Schiffer eine Anzahl von Floßknechten. Diesen wurde vorgeschrieben, dass sie zuerst den Schiffern zu Diensten sind, an deren Ort sie wohnen. Erst wenn sie dort keine Arbeit mehr erhalten konnten, durften sie sich auswärts verdingen, jedoch auch nur dann, wenn sie den dortigen Floßknechten die Arbeit nicht wegnahmen.***
- ***Es war Pflicht, dass in Schiltach einmal jährlich „ein gemein Jahrgericht“, der so bezeichnete „Schifferzunfttag“, die Rüge oder das Rügegericht, unter dem Vorsitz der Forst- und Stabsbeamten abgehalten wurde. Dort wurde „Bilanz gemacht“: aufgetretene Mängel und Vergehen gegen die Flößerordnung wurden geahndet. Floßknechte, die sich grober Pflichtverletzungen schuldig gemacht hatten, wurden von künftiger Flößerei ausgeschlossen. Schadensersatzregelungen standen an.***



105 Transilvanien (Ausschnitt): Bei diesem Kupferstich ist, wie all die Jahre danach, eine Bergwerkssiedlung Offenburg eingetragen. Dass eine historische Verbindung zu unserem badischen Offenburg besteht, konnte ich weder dort noch hier in Offenburg in Erfahrung bringen. (Privatbesitz)

Exkurs: Schiltacher Flößer als Entwicklungshelfer

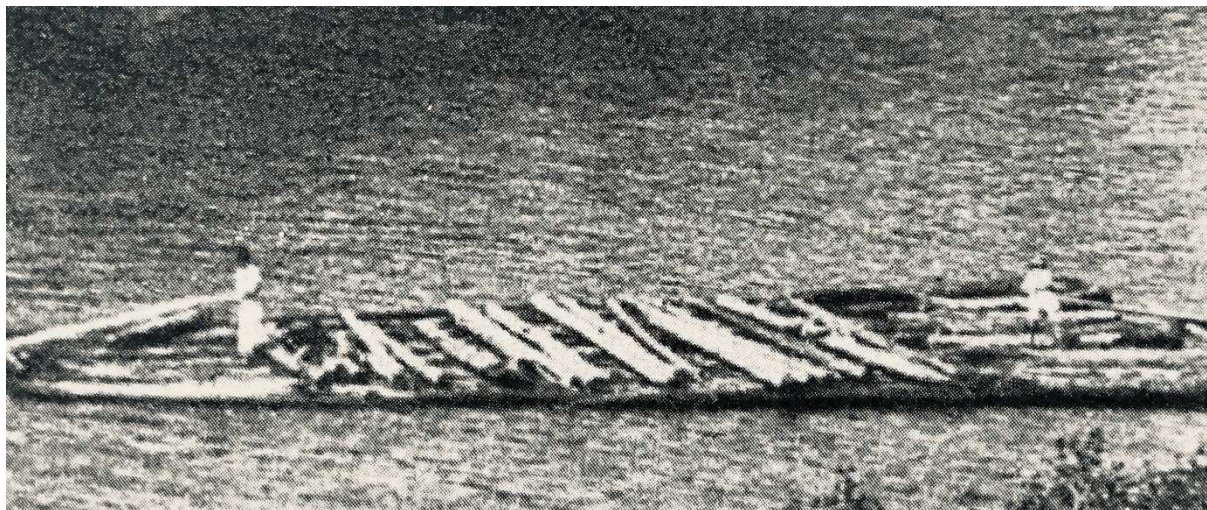
a) Die Floßbarmachung der Gutach

Lange Zeit galt die Gutach als für die Flößerei nicht nutzbar. Zu eng, zu felsereich an manchen der steilen Ufer; zu steinig, nicht wasserreich genug, zudem überhängende, herabfallende Bäume und Büsche sowie Felsbrocken an den steilen Felswänden. Belegt ist die Flößerei auf der Gutach um 1500, wenngleich nicht dauerhaft, vermutlich aus genau diesen Gründen. Wohl auch deshalb, weil eine andere Waldnutzung – Jagd, Waldweide, Brennholzbedarf – vorrangig war. Der „siedlungsnahe“ Bedarf und Verbrauch spielte auch hier seine wesentliche Rolle. Ferner: ein besonderes Motiv fehlte zu dieser Zeit noch: der im Kinzigtal erst ab 1715 formell wie auch materiell stark anwachsende „Holländer Holzhandel“, angeregt durch den Schiffsbau. Denn Holland entwickelte sich ab 1680 allmählich zu einer weltweit agierenden Handelsnation. Die East und West India Compagnie versprachen nach und nach über viele Jahre beträchtliche Gewinne.

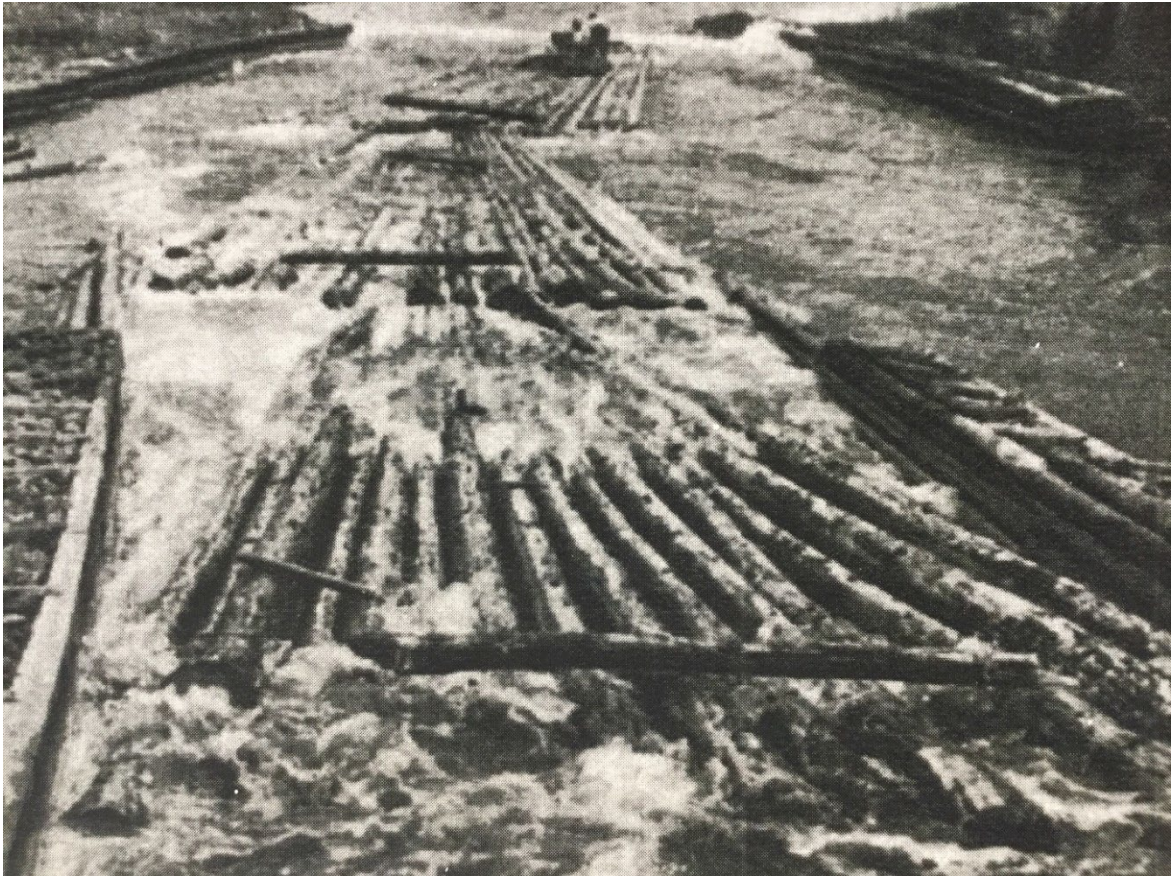
Persönliches: Wer heute, am besten in aller Gemütsruhe, mit dem Fahrrad von Hausach (Bahnhof) über Hornberg nach Triebach (Bahnhof) hochradelt, mit einer äußerst abwechslungsreichen und lehrreichen Unterbrechung in den Vogtsbauernhöfen, der kann diese naturgegebenen Widrigkeiten immer noch sehr gut nachempfinden. (Für den umgekehrten Trip, bergabwärts, gilt gleiches.)

Vermutlich lag gerade in diesen natürlichen Schwierigkeiten für Schiltacher Flößer der besondere Reiz, dieses Wagnis erst recht anzugehen. Schließlich konnte nur auf diesem Weg das sehr große Wald-Einzugsgebiet gewinnbringend erschließbar gemacht werden. Jedoch, warum kamen die bedeutend näher lebenden Wolfacher Flößer nicht und nicht schon früher auf diese Idee? Hatten sie „zu Hause“ genug zu tun, die Schiltacher nicht? Oder ist meine literarische Quelle zu einseitig? Denn: auch Wolfacher Flößer sollen bei diesem kurzlebigen Investment beteiligt gewesen sein, so mein häufiger und wertvoller Gesprächspartner Edgar Baur, ein überaus lang und vielseitig tätiger Wolfacher Flößer.

106 a Flößer auf dem Goldbach / Ariesch: (Quelle: Heimatmuseum Topanvalva – überlassen von Ovidiu Culda, Journalist und Lehrer in Alpac bei Topanvalva). In diesem Alpac befand sich der erste Einsatzort der badischen Flößer.



106 b Mönch im Kloster Lubscha: Wenn unsere Kinzigtäler Flößer den Goldbach talwärts flößten, konnten sie aus geringer Entfernung dieses Kloster aus dem 15. Jh. mit seiner Holzkirche erkennen. Im Bild links ein Mönch, der in Deutschland als Ingenieur gearbeitet hat, hier bei der Reparatur der Schamottverkleidung eines der Öfen im Kloster. (Fotos: Verfasser) Die beiden Klosterbrüder rechts erholen sich in einer Arbeitspause. Im Wohngebäude wird eine Hauskapelle eingebaut. Zur Zeit Maria Theresias und danach wurden Teile des Klosters „abgebaut“, Bibliothek und Archiv nach Wien verbracht.



106 c Gestörfloß auf dem Goldbach / Ariesch: Diese rationelle Gestaltung von mehrtafeligen Flößen wird den badischen Flößern zugerechnet. Denn hier war die Fluss-Situation mit ihrer geringen Wassertiefe, Flussbreite, Flussgeschwindigkeit auf ideale Weise und der Kinzig ähnlich gegeben, in Verbindung mit der Sperre. Sowohl im ungarischen wie auch im rumänischen Internet lassen sich zahlreiche Beiträge, aktuelle wie auch ältere, über die dortige Flößerei finden (Tudajos, Tudaj als einzugebende Begriffe. Die „KuK Monarchie in Wort und Bild“ liefert in seinen 24 Bänden zudem überaus zahlreiche textliche wie bildliche Beispiele zu dieser Thematik – sowie dem auch dort allmählichen Ende der Flößerei)

Am 8. Juni 1740 kam es zu einer Zusammenkunft im württembergischen Städtchen Schiltach. Ergebnis war ein „Flotz-Contract“, zur „Floßbarmachung des Flusses Gutach“, durchzuführen von den drei Schiltacher Flößern / Schiffern Ulrich und Abraham Trautwein und Johann Jakob Dorner, sowie dem einstigen Stadtschreiber Matthias Stähle. Die Grundherrschaft war vertreten durch die herzoglich-württembergischen „Expeditionsräte“ Hochstätter und Wachter aus Stuttgart. Das Amt Hornberg lag im Zuständigkeitsbereich des Oberamtes Freudenstadt, und war vertreten durch den Forstmeister und Kammerjunker Adolph Christoph von Schleppengreil. Ziel und Aufgaben des „Floß-Contracts“ waren klar und eindeutig formuliert: möglichst viel Holz auf die entfernten Märkte bringen; und dies sollte möglichst gewinnbringend erfolgen.

Doch, um dies zu erreichen, musste erst kräftig investiert werden. Aus der Gutach musste eine Floßstraße gestaltet werden, indem Felsblöcke und Steine aus dem Bachbett entfernt, die Ufer von Büschen und Bäumen gesäubert werden. Es mussten Wehre mit Schleusen und dem dazugehörigen Gamber eingebaut werden; für reichlich Schwallwasser war durch das Anlegen von Teichen zu sorgen. Die Einbindestelle war oberhalb von Hornberg vorgesehen. Nach der erstmaligen Einrichtung der Floßstraße, der „Errichtung der Infrastruktur“, war zudem die laufende Unterhaltung dieser Floßstraße Gutach von den Schiltacher Flößern als finanzielle Verpflichtung zu tragen.

Die Gutach als verhältnismäßig kleiner Fluss ist ein ideales Beispiel dafür, wie eine Investition mit einem detaillierten Vertrag, allen darin enthaltenen Rechten und Pflichten, gestaltet wurde. Es zeigt auf eindrückliche Weise, dass, anders als bei den Waldbauern an den entlegeneren Grundbächen, zunächst ein beträchtliches Kapital erforderlich war. Alle drei „Entrepreneure“ waren nicht nur Schiffsherrn. Sie waren in erster Linie und vor allen in den allermeisten Fällen Wirte – in diesem Fall in Schiltach – wo sie mit ihrem Gewerbe das Geld für derartige Investitionen verdienen konnten. Die Zusammensetzung der Floß-Mannschaften, auch hier Gespan(n)schaften genannt, erfolgte auch in deren Wirtschaften. Dabei wurde getrunken und gegessen, ...! Der Wirt verdiente; je länger die Verhandlungen dauerten, desto mehr. So ist es auch für Willstätt und andere Orte z. B. am Neckar wiederholt beschrieben.

Als Gegenleistung, als gewährte Privilegien, durften nur diese drei Schiffer allein auf der Gutach zwölf Jahre lang mit ihren „Gespanschaften“ flößen. Und: an sie allein konnten und mussten die Waldbesitzer ihr Holz verkaufen. Die Zahlung eines Konzessionsgeldes war ihnen erlassen. Dies bedeutete, dass das Recht das Wasser der Gutach zu nutzen, für sie frei war. Doch so richtig in Schwung kam die Gutach-Flößerei bedauerlicherweise nicht. Zum einen waren es die Schlesischen Kriege 1740–1743 und 1744–1745, welche mit ihren Auswirkungen bis ins Kinzigtal reichten (Kontributionszahlungen, Einquartierungen, Zwangsrekrutierungen waren zu ertragen), zum anderen wollte Österreich nicht, dass Holz aus ihrem Herrschaftsbereich ins „feindliche“ Straßburg geliefert wurde. Denn Teile des Schwarzwaldes waren über lange Zeit vorderösterreichisch. Hinzu kam, dass Abraham Trautwein bereits 1747 verstarb und ein weiterer Kompagnon des Trios, Hans Jakob Dornier, im gleichen Jahr in nicht zu überwindende finanzielle Schwierigkeiten geriet. Das für den großen Markt Straßburg vorgesehene „gemeine“ Holz wurde zum Teil bereits in Offenburg und Willstätt veräußert, das wertvollere und vertraglich gebundene, dagegen kam nach Mannheim und von dort bis hinauf nach Holland.

Dass die Flößerei auch später nicht fortgeführt worden ist, wird in den unverändert widrigen naturgegebenen Besonderheiten gesehen. Hochwasser verursachte hier durch die Enge des Tales in Minutenschnelle weitaus größere Probleme, Zerstörungen als in und an den anderen Quellbächen.

b) Die Floßbarmachung der Wutach

(Schwarzwald-)Holz brachte Wohlstand, mitunter sogar Reichtum. Diese Erkenntnis setzte sich nach und nach auch in den abgelegeneren Gegenden des südlichen Hochschwarzwaldes durch. Im Jahre 1829 sollten daher Wutach, Gauchach und der Steinabach als Floßstraßen hergerichtet werden. Denn erst, wenn das Holz auf die Märkte kam, wo die Käufer mit klingender Münze warteten, war das Holz aus dem Schwarzwald, wiederholt das „grüne Gold“ genannt, wertvoll. Folglich brauchte man Fachleute, die bereit waren, zudem über die Fähigkeiten verfügten – Wagemut war eine ganz wesentliche – unter Lebensgefahr diese Arbeiten zu verrichten, mit denen sie selbst ihren Lebensunterhalt verdienten, die anderen zu Wohlstand gelangen konnten. Die Schiltacher Flößer hatten einen sehr guten Ruf. Daher lag es nahe, sich an diese zu wenden.

Basel war hier die Stadt mit ihrer zunehmenden Bevölkerung, deren Holz hunger es zu stillen galt. Das Holz des südlichen Schwarzwalds reichte dauerhaft offensichtlich nicht aus. Am Beginn stand auch die mühevollen Arbeit, die Bäche und Flüsse so zu Floßstraßen herzurichten, dass die auf die Fahrt zu bringenden Flöße von Felsbrocken und Geröll, sowie hinderlichen Sandbänken und Inseln frei waren, die Flöße ungehindert ihre Fahrt machen konnten. Es mussten ebenfalls Teiche und Stuben angelegt werden, damit genügend Wasser unter die Flöße kam, das „Schwall- oder Schwellwasser“.

Schiltacher Flößer übernahmen und finanzierten diese Tätigkeiten und gründeten zu diesem Zweck die „Schiffercompagnie Wolber und Vaihinger“. Anfangs arbeitete die Gesellschaft mit zwei Gespan(n)schaften in beiden Gegenden, zum einen weiterhin auf der Kinzig, zum anderen auf der Wutach. Nach 1830 verlegte sich die Gesellschaft mit ihrer Tätigkeit schließlich ganz auf die Wutach. 1832 war der Floßweg von Neustadt an mit mehreren Weihern fertiggestellt. Die Tücke des porösen, wasserdurchlässigen Jurakalks musste mit einkalkuliert werden; daher das Anlegen besonders großer Sammelweiher bei Wellendingen, Ofterdingen und Grimmelshofen. Wer die überaus lohnende Rad- oder Fußwanderung von Donaueschingen zum Kloster Beuron unternimmt, wird diesem Phänomen – das Verschwinden der Donau und ihr Wiederauftauchen als Aachquelle – nachvollziehen können.



107 a und b Dendrologie: Die Jahresringe eines Baumes geben nicht nur sein Alter wieder. Sie geben noch sehr viel mehr preis: die Trockenheit eines Sommers mit geringem Wachstum der Bäume, die Stärke der Winde, der ein Baum ausgesetzt war. Dass diese Esche krank ist, ist am schwarzen Kern erkennbar. Sie trat, zusammen mit vielen anderen seiner Art, gefällt im Schutterwald und Gottswald 2021 eine lange Reise nach China an. Von dort erhalten wir ihn – zu Fournier, Parkett o. a. verarbeitet – wieder zurück. Die Wertschöpfungskette, die unsere früheren Grundherren – nicht ohne Eigennutz – im eigenen Land nutzen wollten, verbleibt heute größtenteils in China. (Fotos: Verfasser). Ein besonders interessantes Objekt (Fichte) gibt es im Lehrer Museum neben weiteren Gegenständen auch zur römischen Geschichte in der dortigen „Tonfabrik“ im Stadtzentrum zu studieren (Siehe unten).



Die Gesellschaft erwarb große Waldungen bei Neustadt, kaufte von den Gemeinden sowie von den fürstlich-fürstenbergischen Verwaltungen beträchtliche Holzmengen in guter Qualität zu sehr günstigen, also niedrigen Preisen. Bei Brandschachen am Rhein wurde ein Sägewerk erbaut, in welchem das Wutachholz weiterverarbeitet wurde. Dieses zusätzliche Wertschöpfungsglied in der gesamten Produktions- und Handelskette brachte auch hier für die Bevölkerung willkommene Arbeit und guten Lohn.

Ebenso folgte im Jahr 1832 die Fertigstellung des Floßwesens auf der Steinach. Die Herrschaftsbrauerei Rothaus bot das Quartier für diese Gespan(n)schaft. Bei Sommerau, eineinhalb Stunden entfernt, befand sich die Einbindestelle. Trotz aller dieser guten Vorarbeiten und idealen Rahmenbedingungen gedieh das Geschäft nicht. 1835 traten die Gebrüder Trautwein aus der Gesellschaft aus. An ihre Stelle trat 1838 die Wolfacher Schifferschafft. Es konnte damit begonnen werden, das Holz auf dem Rhein bis hinunter nach Basel zu flößen. Doch bereits ein Jahr später löste sich auch diese Gesellschaft auf. Unstimmigkeiten unter den Teilhabern, verfehlte Spekulationen und zweifelhafte Geldgeschäfte waren die Ursachen. Ein letzter Holzvorrat wurde in sechs Flößen noch von den Gebr. Trautwein nach Brandschachen verflösst. Damit war für die Schiltacher „Entwicklungshelfer“ die Wutach Flößerei erledigt und beendet.

Persönliches: Vor mehreren Jahren unternahm ich eine Paddelwanderung mit meinem „sit-on-top“ Kayak von Radolfzell nach Waldshut-Tiengen. Sie führte mich um die Insel Reichenau – mit Übernachtung auf dem luftgefüllten Boot an einem Villen-Grundstück - mit Duldung des einzig anwesenden Hausmeisters. Am nächsten Tag weiter auf dem durch Stauseen gezähmten Rhein. Den Rheinfluss konnte ich, wie die Flößer zur damaligen Zeit auch, durch „Umtragen“ d.h. hier per Bus hinunter an den unteren Bereich des Wasserfalls bewältigen. Der Rhein war sehr „unruhig“, „nervös“ von nun an und blieb es immer wieder, trotz Stauwehre für mit Paddler-freundlichen Aufzügen. Für Flößer war diese Strecke – und das, was noch folgte – eine ganz andere Art von Abenteuer. Dass auch nur ein Floß Kehl oder gar Straßburg, das angeblich eigentliche Ziel erreichte, muss ernsthaft bezweifelt werden – auch wegen diverser rechtlicher Hindernissen. Dabei war von den „Lauffenknechten“ hier noch nicht die Rede, und die hatten es in sich (also, bitte siehe dort!). Zudem: Basel ließ Flößer an sich nicht gerne, wenn überhaupt, vorbeiziehen.

Dennoch versuchten sich die Trautweins, der Vater mit seinen zwei Söhnen, weiterhin darin, Holz aus dem Süden Badens zum Rhein und so nach Straßburg zu bringen. Sie kauften Waldungen auf dem Bodanrück am Bodensee. Mit dem Dampfer ließen sie es nach Konstanz schleppen (in den

Vereinigten Staaten mit seinen gewaltigen Seen und Flüssen und den gewaltigen Holzmengen war und ist diese Transportart bis heute noch üblich).



108 Alba Julia / Weissenburg / Karlsburg / das römische Apulum: Holztransport zu Wasser war stets ein überregionales Unterfangen. Selbst dort, wo Landesgrenzen hinderlich schienen, löste man Probleme indem man Zölle erhob. Dieses Bild entstammt einem Museumskatalog dieser Stadt. Unsere Kinzigtäler Flößer haben mit Sicherheit diese Stadt auch kennengelernt. Denn von ihrem ersten Einsatzort bei Alpac im Oberlauf des Goldbach mussten sie zu ihrem anderen Einsatzort am Mühlbach bei Petersdorf durch diese Stadt. Die Römer hatten hier bereits eine Garnison mit der 8. Legion Gemini. Das Gelände dieser Garnison wurde unter Kaiserin Maria Theresia zugeschüttet, dank eines archäologisch interessierten Generals. Daher kann man heute freigelegte Teile der einstigen Garnison bestaunen. Im nahegelegenen Thorenburg wurde zur Zeit der Kinzigtäler Flößer ein Sägewerk errichtet, um die angefahrenen Baumstämme weiterzuverarbeiten. Dortige Salzvorkommen nutzten die Römer ebenfalls bereits. Auf dem Bild ist ein Salzlager neben der Kirche zu sehen. Vorkommen an „weißem Gold“ bestehen bis heute, mit die Gesundheit fördernden Einrichtungen, u. a. in Thorenburg.

Dort wurden sie bedarfsgerecht eingebunden und den Rhein hinuntergeflößt. Den Rheinfluss zu bewältigen hieß: oberhalb die Flöße aufbinden, von Fuhrleuten die Baumstämme nach unterhalb des Rheinflusses bringen, an geeigneter ruhiger Stelle unterhalb des Rheinflusses wieder einbinden. Dies kostete nicht nur wertvolle Zeit, sondern vor allem gutes Geld. Danach konnte und sollte es weitergehen, gen Straßburg. Der „kleine“ Wasserfall in Lauffenburg stellte offensichtlich kein „erwähnenswertes“ Hindernis dar. Er war es aber, sehr sogar. Denn: der Rhein war hier, im Hochrhein, Privatbesitz. Die genannten Lauffenknechte hatten Privilegien: sie führten die Flöße von oberhalb der Stadt bis unterhalb eineinhalb Kilometer lang durch den ganz und gar nicht so kleinen, gar harmlosen Wasserfall, auf den Felsen stehend, das Holz lenkend, Schiffe an Seilen führend, wo dies erforderlich war.

Es bedarf keiner besonderen Kenntnis betriebswirtschaftlicher Kalkulation, um sehr bald zu einem ernüchternden Ergebnis zu gelangen: Hoher Zeitaufwand mit Verpflegungskosten der Gespan-

schaft, Geldaufwand für fremde Dienste (Lotsen bei Breisach warteten ebenfalls), und immer wieder der vermaledeite Zoll, zudem die Gefahren und Risiken für die Floßmannschaft und ihr wertvolles Transportgut, Oblast genannt. Irgendwann hinter Breisach konnte die Floßfahrt recht flott rheinabwärts gehen. Die Gesamtbetrachtung jedoch zeigt: die Floßfahrt, egal wie viele Gestöre zusammengebunden waren, wurde zu risikoreich und zu teuer. Das so sehr preiswert, vermeintlich billig eingekaufte Holz wurde teurer und teurer und war der Konkurrenz schon bald nicht mehr gewachsen. Zudem: Auch Basel hatte seine Flößer. Diese lieferten bis hinauf nach Holland gesägtes Holz, also Bretter, die sie praktisch zu einem Schiff zusammenfügten. Die höhere Wertschöpfung blieb somit im eigenen Land.

Die Leidenschaft für die Flößerei, die den überaus zahlreichen Schiltacher Trautweins eigen war – und nicht nur diesen – konnte den sehr schmalen Gewinn, sofern es diesen überhaupt gab, nicht ausgleichen. Das Abenteuer „Bodensee – Straßburg“ war schon sehr bald wieder zu Ende. Dass überhaupt ein Floß, egal wie lang, diesen gefahrvollen, an Kurven, Felsen, Inseln und Sandbänken reichen Weg bis Straßburg bewältigt hat, ist nicht zweifelsfrei erwiesen bzw. überliefert. Berechtigte Zweifel drängen sich auf und seien daher erlaubt.

Zur Zeit der Römer waren Nachen auf dem Rhein aufwärts als Transportmittel für die aus der italienischen Heimat gebrachten Waren (die mediterrane) Trias Wein und Olivenöl, sowie die unverzichtbare Fischsoße, genannt Garum, in Amphoren und Fässern) bis in den Norden unterwegs. Kosten spielten damals eine untergeordnete Rolle. Schließlich war nicht Handel, sondern Versorgung der Legionen in ihren Garnisonen und Kastellen primäre Aufgabe. Arbeitskräfte und deren Entlohnung stellten ganz offenkundig kein ernsthaftes Problem dar. An Sklaven als billig verfügbare Arbeitskräfte herrschte offensichtlich kein Mangel. Zudem: das eigens geprägte „Soldatengeld“ der Römer gab es meist reichlich, gegen Ende des römischen Reiches sogar vermehrt in Gold. Die Germanen lernten wohl sehr schnell Wert und Nutzen römischen Geldes schätzen.

Exkurs: *Gönnen wir uns eine Verschnaufpause und halten kurz inne für eine Art Gedanken-Sortierung.*

Wir befinden uns in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das Jahr 1831 brachte mit einer neuen Floßordnung eine erste grundlegende Veränderung. Die bestehenden Schifferprivilegien (das Holzhandels-Privileg vor allem) der Städte Schiltach und Wolfach wurden aufgehoben. „Hinsichtlich der Verflößung von Langholz, Sägewaren und Scheitholz auf der Kinzig genossen die Waldbauern die gleiche Berechtigung wie die bisherigen Kinzigschiffer der privilegierten Städte“. Das Recht, ihr Holz „hinaus ins Land“ zu fahren, war den Waldbauern von der Grundherrschaft von Anfang zugesichert, jedoch wiederholt von Schiltach und Wolfach streitig gemacht worden – mit wechselndem Erfolg. Die Waldbauern waren es, die die Seitentäler mit ihren Hochwäldungen bewirtschafteten, die Reinerzau bis hinauf nach Schömberg, das lange Wolfstal bis hinauf zum Kniebis, das Gebiet um Schramberg. Nun konnten die Waldbauern ebenfalls als Flößer und Holzhändler tätig werden und „draußen im Land“ zu Wohlstand gelangen. Dort oben lassen sich auch heute noch bzw. wieder diese Baumriesen, als „Holländer“ bezeichnet, bestaunen. Heinrich Hansjakob beschreibt in seinen Erzählungen „Erzbauern“ und „Waldleute“ diese Entwicklung auf überaus drastische Weise. Kahlhiebe folgten und damit verbunden der Niedergang so mancher Höfe. Einzelne Waldbauern wurden leichtsinnig, leisteten sich einen luxuriösen, gar mondänen Lebensstil, der auf Dauer nicht zu halten war. Straßburg verführte. So führten Überschuldung zu Verlust des Eigentums und zum unaufhalt-samen Ende des einstigen „Bauernfürsten“ Jakob Harter. Das Recht, Mitgliedschaft in einer Schiffer-schaft zu erwerben, oblag von nun an dem Bezirksamt. Der Bewerber musste neben „kaufmännischer Bildung“ (lesen, schreiben, rechnen) insbesondere die praktischen Tätigkeiten beherrschen

– Einbinden der Flöße, das Anmähren und Führen (steuern, Betätigung der Sperre = Bremse). Notfalls hatte der Anwärter seine Kenntnisse durch eine Prüfung (praktisch wie auch theoretisch) zu belegen. Flößer war vielerorts im Schwarzwald, an Kinzig wie an Neckar, ein Lehrberuf.

Der Brand der Schiltacher Pfarrkirche 1833 und ihr Wiederaufbau von 1838 bis 1843 traf auch die Flößerei dort mit drastischen Einschränkungen. Materialien und menschliche Arbeitskraft waren auf Jahre hinaus für den Wiederaufbau gebunden.

Die Wolfacher Schifferschaft hatte zu dieser Zeit einen Schuldenberg in Höhe von 1 ½ Millionen Gulden als Passiva angehäuft. Dem gegenüber standen mit ¾ Millionen Gulden nur halb so viel an Aktiva. Sie brach aufgrund der damit verbundenen Zahlungsunfähigkeit zusammen.

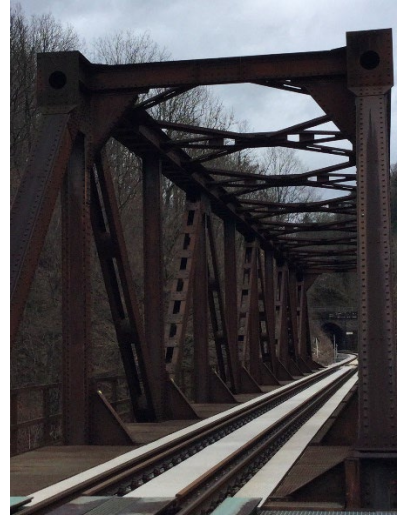
Die Unruhen der Revolutionsjahre 1848 und 1849 kündigten sich auch im Kinzigtal an. Isaak Jakob Trautwein war ein sehr fähiger Floßherr und zugleich Bürgermeister der Stadt. Und er war der Revolution zugeneigt. Nach Niederschlagung des Aufstandes musste er fliehen, wurde in Abwesenheit zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und acht Monaten verurteilt, die er letztlich auch absaß. Die Staatsbürgerrechte waren ihm aberkannt worden; in die Schifferschaft durfte er 1854 jedoch wieder eintreten, wohl weil man ihn mit seinen besonderen Fähigkeiten brauchte.

Zu dieser Zeit bestand die Schiltacher „Zunft“ nur noch aus acht Schiltachern und einem Alpirsbacher Flößer. Solange es ging, flößte bald jeder für sich.

Die Häufung von neuen Floßordnungen mit diversen Nachträgen in den 1850er Jahren verdeutlichten zunehmend den Niedergang des Genossenschaftsgedankens in der Flößerei. In anderen wirtschaftlichen Bereichen begann er sich gerade zu entwickeln (Raiffeisen im Kreditwesen, Schultze-Delitzsch in der Landwirtschaft). Als 1862 mit der Einführung der Gewerbefreiheit die alten Zunftordnungen aufgehoben wurden, waren die Schifferschaften noch nicht unmittelbar betroffen. So manche Grundherrschaft verbot noch immer die Organisation in Zünften. Zu mächtig waren ihnen diese „Gebilde“. (Die „Meistersinger von Nürnberg“ von Richard Wagner liefern ein sehr anschauliches, zugleich wohltuend-musikalisches Beispiel hierfür.).

Mit der letzten Floßordnung des Jahres 1867, erlassen vom Handelsministerium in Karlsruhe, war die „moderne Zeit“ auch hier nicht mehr aufzuhalten. Diese allerletzte Floßordnung, die für badische wie württembergische Flößer gleichermaßen Geltung hatte, ist daher im Anhang als Kopie auszugsweise wiedergegeben. Erst im Jahr 1873, etliche und zu viele Jahre danach, erließen die Flößer ihre eigene, interne Floßordnung.

109 Brücken: *Auf der Fahrt entlang der Kinzig sind mehrere historische Eisenbahnbrücken zu bestaunen – nicht nur einfach zu sehen – die, wie die beiden nachfolgenden Fotos verdeutlichen, aus der Anfangszeit der Eisenbahn im Schwarzwald stammen. Diese hier befinden sich zwischen Schenkenzell und Schiltach, bzw. Wolfach (Fotos: Verfasser).*



109 a, b, c, d Brücken: Zwei Gitter-Brücken: die einstige Offenburger Eisenbahnbrücke einerseits in der KuK-Monarchie andererseits. Beide im 19. Jh. in gleicher Technik errichtet. Brücken dieser Art wurden überall in Europa errichtet, so auch im Kinzigtal, bis heute in mehrfacher Ausfertigung erhalten - zwischen Schenkenzell und Schiltach. Das Ende der Flößerei zeichnet sich bereits ab. (Beide Stahlstiche Ende des 19. JH. – Privatbesitz). Unten die Eisenbahnbrücke von Semlin über die Drau nach Belgrad (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild).

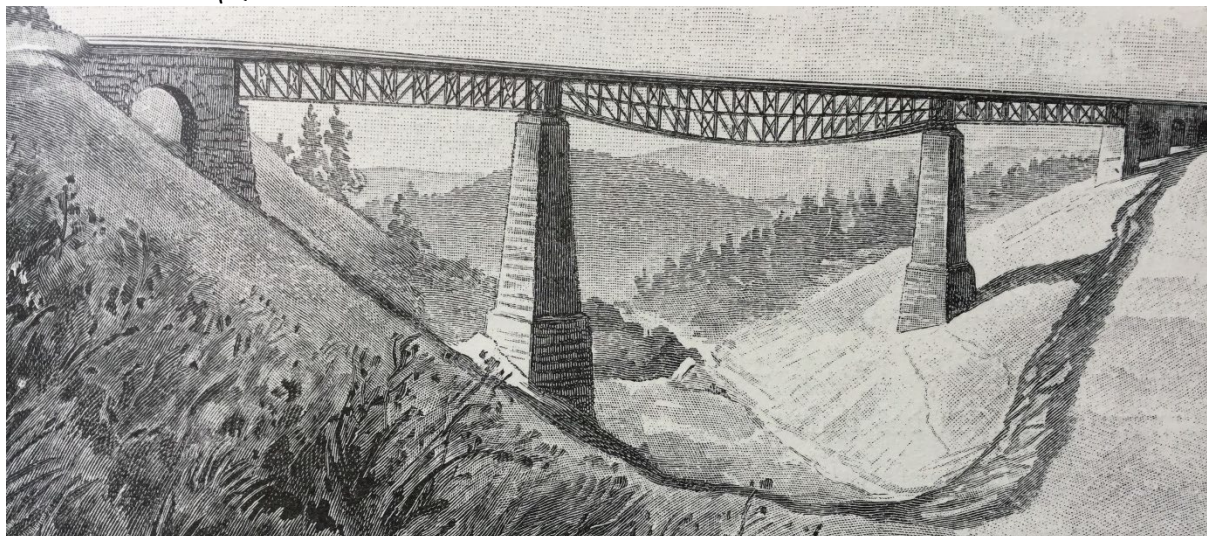


Holz wurde zunehmend durch andere Baustoffe ersetzt. Der stählerne Brückenbau konnte in anderen, größeren und stabileren Dimensionen erfolgen. Industriebetriebe siedelten sich entlang des Rheins, des Neckars, der Kinzig an; sie boten andere, weniger gefährliche, zudem besser bezahlte Arbeitsplätze. Schließlich: die Eisenbahn „fraß“ sich vom Rheintal allmählich und unaufhaltsam in die Flusstäler des Schwarzwaldes hinein, hinauf nach Konstanz und Freudenstadt, wo sie auf eine entgegenkommende Bahn trafen.

Die Kehler Rheinbrücke (Blickrichtung nach Straßburg. Nahezu alles was in Europa Rang und Namen hat(te), gab dieser Brücke die Ehre. So auch Marie Antoinette, Tochter Maria Theresias, im Kloster Schuttern umgekleidet und auf ihre künftige Aufgabe als Gattin Ludwig XIV bestens vorbereitet, wurde in der Brückenmitte „übergeben“ („Wenn sie kein Brot zum Essen haben, dann sollen sie doch Kuchen essen“. Die Revolutionäre haben ihr diesen Ausspruch 1789 gedankt.)



Wer eine nach unten gebogene Eisenbahnbrücke Brücke im Schwarzwald in aktivem Zustand erleben will, fährt von Stühlingen aus in Richtung Donaueschingen (im Bild hier die Brücke über das Karako-Tal. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild)



Beim Straßen- und Wegebau erinnerte man sich wieder an die sehr stabile Straßenbautechnik der Römer – deren (Militär-)Straßen waren immer noch vorhanden, häufig zugewachsen, überschwemmt und vielfach gedankenlos überbaut. Holz konnte folglich immer mehr, auch in den Seitentälern, „auf Achse“ transportiert werden. Der „Schnetz“, auch Schnautz / Schnauze genannt, musste nicht mehr gehauen werden. War er doch verlorenes Holz, somit meist nur noch als Abfallholz zu verkaufen. Nicht mehr Stammholz war gefragt – es war nicht selten durch den rauen, steinigen Transport auf den Floßstraßen zerschunden worden – sondern bereits bedarfsgerecht zugeschnittenes, gesägtes Holz. Solches kam zunehmend aus Bayern und Tirol, billiger und häufig zudem in besserer, weil astfreierer Qualität. So auch bis nach Straßburg, viele Jahrhunderte lang der Hauptabsatzmarkt für das Schwarzwaldholz. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen Kohle und Koks zunehmend als Feuer- und Brennmaterial in die Wohnhäuser und Fabriken.

1896 / 1898 hieß es in allen Flößerstädten entlang der Kinzig – andernorts bereits früher oder später: Ende der Flößerei. **„Nun flößen wir ein letztes Mal hinab das schöne ...tal“**



109 Holzschild: Ähnliche Schilder mit gleichem Text finden sich in den Museen – das Flusstal war natürlich stets ein anderes, entsprechend der Örtlichkeit (Quelle: Heimatmuseum Wolfach)

Nostalgiefahrten gab es auf allen geeigneten Flüssen des Schwarzwaldes, so 1923 auf der Kinzig von einigen in die Jahre gekommenen Alt-Flößern. Der Neckar war mit

seinen Zuflüssen noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts Floßstraße.

c) „Ausflug“ in die KuK österreichisch-ungarische Monarchie



110 Campani / Toppersdorf / Topanfalva: Der sich auch heute noch weitgehend selbst überlassene Ariesch = Goldfluss war eines der Arbeitsgebiete Kinzigtärer Flößer. Waldgebiet und Fluss hatten auf ideale Weise Ähnlichkeit mit deren Schwarzwälder Heimat – so auch heute noch gut erkennbar. (Foto: Verfasser)

111 Goldbach Golden leuchtet zwar der Goldfluß bei Topanfalva, doch hier ist es die Farbe des Abraums, abgeleitet aus den höher gelegenen Bergwerken, der bereits im Quellgebiet die Bäche und Flüsse belastet. Typisch für die Landschaft der Motzen sind die hölzernen und mit Schnitzereien versehenen Eingangsbögen in so manche Stadt. Die Eisenbahnbrücke im Hintergrund könnte ein Zwilling der heutigen Offenburger sein. (Foto: Verfasser)



Es waren die sich so nennenden „Siebenbürger Sachsen“, die vom ungarischen König Bela I. sowie anderen Herrschern zu unterschiedlichen Zeiten vom Niederrhein und anderen Gegenden vor 900 Jahren und danach nach Transsilvanien zur Besiedlung eingeladen wurden. Sie sollten die Grenzen nach Süden hin sichern, notfalls mit ihrem Leben verteidigen. Als Handwerker und Landwirte waren sie besonders geschätzt. Ihre „sieben“ Kirchenburgen waren reine Verteidigungsburgen. Aus Ungarn kamen auf die gleiche Weise die Szekler in das heute Szeklerland genannte Gebiet in den südöstlichen Karpaten. Beide Bevölkerungsgruppen sind auch heute noch in ihren historischen Gebieten – leider in schwindender Zahl.

d) Die Floßbarmachung der Ybbs in Nieder-Österreich

Im Jahr 1864 erteilten die Straßburger Holzhändler André und Götz Frère dem Schiltacher Floßmeister Abraham Koch den Auftrag zu prüfen, ob sich die Schwarzwälder Gestör-Flößerei auf die Ybbs, einem Fluss in Nieder-Österreich, übertragen ließe. Man kannte sich von der Kinzig-Flößerei her. Die Straßburger Holzhändler hatten die Absicht, die riesigen und bislang nicht genutzten Urwälder der kuk Domäne Waidhofen zu erwerben. Anstoß dazu gab ein Vertreter der österreich-

ungarischen Monarchie, der seinerseits den Auftrag hatte, die am Oberlauf des „Goldflusses“ gelegenen Urwälder dort und in weiteren Teilen Transsilvaniens nutzbar zu machen.



112 a und b Kraddl / „Krebse“: Steigeisen, nicht für Bergsteiger sind es, die hier im Museum von Topanfalva ausgestellt sind. Sie dienten der Arbeitserleichterung auf den steilen Hängen in den Apuseni Mountains gleichermaßen wie im Schwarzwald (Heimatmuseum Freudenstad, Freilichtmuseum Gutach, u. a.). Auch Herr Ernst Schmieder, Schmied in 7ter Generation, hatte diese Fußseisen in seinem reichhaltigen schmiedeeisernen Sortiment – (Siehe dort).



Dass derartige Fußseisen ebenfalls auf Flößen getragen wurde, darf, ja muss ausgeschlossen werden. Das Tragen solcher „Geräte“ bei der Arbeit auf den runden und glatten Stämmen dürfte sogar sehr hinderlich, ja lebensbedrohlich gewesen sein.

Zur weiteren Ergänzung und vorausgreifend: 1873 kamen „österreichisch-ungarische Staatsforst-

Ingenieure“ in den Schwarzwald, wie schon etliche Jahre davor, um die Holz-Transport-Möglichkeiten des Riesens sowie die Gestör Flößerei kennenzulernen – das Anfertigen von Kähnern dürfte ebenso dazu gehört haben – und die Möglichkeiten auszuloten, diese Technik in den „ärarischen Forsten“ Österreich- Ungarns anzuwenden.

Aus Steinmauern waren es insgesamt 70 junge Männer, allesamt Murgflößer, die diesem Ruf nach Galizien folgten. Christian Wilhelm Trautwein, Abraham Koch, Friedrich Bombis mit Familie gesellten sich dazu. Sie waren bereits in anderen Gegenden der kuk Monarchie erfolgreich tätig gewesen. Ihre Anwesenheit wird nachgewiesen um Skole, einem wichtigen Handelsplatz im West-Galizien, der heutigen Ukraine.

Nicht zu vergessen sind Kehler Flößer, die sich mit Familie, Kühen und Kindern nach West-Galizien auf den Weg machten, ebenfalls der heutigen Ukraine.

e) Wie der Schwarzwald nach Transsilvanien / Siebenbürgen kam



113 Transsilvanien (Ausschnitt): Der Landkreis Alba Julia würde sich hervorragend für eine Partnerschaft mit unserem Ortenaukreis eignen. Straßburg sollte man aus verschiedenen Gründen mit einbeziehen. (Mit einem entsprechenden Vorschlag kam ich bedauerlicherweise nur bis zum Landrats-Vorzimmer.) Die Bezirkshauptstadt ist als römische Garnison Castrum Apulum Zentrum der Region geworden und dies bis heute als Alba Julia, Weissenburg, Fejervar Utca, Karlsburg geblieben. (Ausschnitt Joh. Baptist Homan, ca. 1680, Privatbesitz)

Toppersdorf, das ungarische Topanvalva und rumänische Campani, war mit Alpac der erste Einsatzort der Schiltacher Flößermannschaft, am

Oberlauf des „Goldbach“, dem Ariesch gelegen. Weitere gute 20 km weiter flussaufwärts, am Großen Goldbach gelegen (ähnlich der Kinzig gibt es hier ebenfalls einen „Kleinen Goldbach; beide Quellbäche vereinigen sich in einem Stausee) war mit Allenbach / Albac ein weiterer Einsatzort, wo für die „Entwicklungshelfer“ einfache Holzhütten zur Verfügung gestellt wurden. Heute ist Albac mit seinem uralten rumänisch-orthodoxen Kloster ein beliebter ganzjähriger Urlaubs- und Erholungsort, unter anderem wegen seiner zahlreichen, hunderten Höhlen in den Apuseni Mountains. Unterhalb von Toppersdorf zweigt von Bistra ein gut 15 km tiefes Seitental ab, ein weiterer Einsatzort. Einheimische Helfer, „Wallachen“, waren ihnen zur Seite gestellt, die sich als „nützliche und auch lernwillige Kräfte“ erwiesen. Sie sollten die Schwarzwaldtechnik allmählich übernehmen und dauerhaft hier einführen. Bei Bistra ist bis heute noch die Bewaldungsgrenze mit den verschiedenen Baumarten deutlich erkennbar. Von den Höhen des Bergwaldes herab bis Bistra erstreckt sich nahezu ausnahmslos Nadelwald. Danach folgt, fast ebenso ausnahmslos und nur durch dunkelgrüne Nadelbauminseln unterbrochen, dichtester Laubwald in seiner wundervollen, kräftigen Herbstfärbung.

Ein überaus tragischer Unfall kostete vier der Schiltacher Flößer das Leben. In der rumänischen Literatur ist von 12 Personen die Rede. Man darf davon ausgehen, dass auch einheimische Helfer ums Leben kamen. Auf der Floßfahrt hinunter nach Turda, dem siebenbürgischen Thorenburg mit seinem speziell für das über den Goldbach angelieferten Holz errichteten Sägewerk, musste die Gespannschaft nächtigen. Ein Teil der Mannschaft setzte das Floß auf einer Insel fest und übernachtete auf dem Floß. Die übrigen begaben sich ans Ufer und verbrachten die Nacht in Zelten. Während der Nacht kam es in einem entfernteren Seitental zu einem heftigen Gewitter mit starkem Regen, von den Flößern nicht wahrnehmbar. Als die zeltenden Flößer am anderen Morgen aufwachten, war vom Floß und seiner Mannschaft nichts mehr zu sehen und auch nichts mehr aufzufinden. Meine Versuche, an Ort und Stelle mehr in Erfahrung zu bringen, scheiterte letztlich an Corona. Alle Muesen waren geschlossen.

Flößerei gab es seit Jahrtausenden. Dies gilt ebenfalls für den Ariesch = Goldfluß mit seinen Quellbächen und seiner atemberaubenden schönen Umgebung. An den alten Römern kommen wir hier, so „jenseits des großen Waldes“, in „Trans-Silvanien“, wiederum nicht vorbei. Die alten Römer hatten hier, dem späteren Alba Julia, danach Weissenburg, schließlich Karlsburg, ihre Garnison mit die Legion „VIII Gemina“. Gleich unterhalb, am Muresch / Mieresch / Maros, gelegen war der Hafen. Salz aus Turda, Gold und andere wertvolle Metalle aus den nahen Bergwerken, nahe des Goldbachs gelegen. Flöße waren sicher auch da und dort für Transporte im Gebrauch. Längst verfügten die

Römer hier über Nachen und andere, weitaus stabilere und praktischere Schiffe, mit und ohne Segel. Übrigens: die Halle mit dem Salzlager darin befand sich noch im 19. Jahrhundert an gleicher Stelle. (Siehe hierzu Bild Nr. 108)

Persönliches: Vom evangelischen Gästehaus in Sibiu / Hermannstadt aus radle ich westwärts, nach gut 20 km von der Hauptstraße auf der „Kleinen Transalpina“ hinauf in das gebirgige Poijana. Ich komme durch ein „Dorf“, nahezu menschenleer, sehr eng bebaut, kaum normale Häuser, keine Pension in der ich übernachten könnte. Ich fahre durch Poijana, dem Wintererholungsort der einstigen Nomenklatura. Wirtschaft finde ich keine, in der ich zu Abend essen könnte. Auch kein Geschäft, wo ich etwas kaufen hätte können. Mein Zelt und Schlafsack retten mich.



Flotteurs de la Kinzig.

Ohne Nummer: Kinzigflößer auf ihrem Heimweg Ganz rechts ist deutlich ein Willstätter Flößer, an seiner typischen Iltisfell-Kappe erkennbar (Privatbesitz)

7.5 Auch Schramberg hatte seine Flößer

Eigenständige Literatur über die Flößerei auf der Schiltach, dem „Schramberger Tal“ und somit Schramberg findet sich nur sehr wenig. Die Schramberger Flößerei wird bestenfalls als „Anhängsel“ der Schiltacher Flößerei vereinnahmt. Daher bedanke ich mich bei den Herren Lothar Späth (nein, dieser war nicht unser einstiger Ministerpräsident), Franz Flaig, Heinz Broghammer und Karl Kunz (einem Nachfahren des beschriebenen Flößers André Kunz) für deren wertvolle Arbeit, die ich hier zusammenfassend wieder- und weitergeben darf. Denn die Schramberger Flößerei wirft ein überaus kräftiges Licht auf die ganz und gar nicht so friedliche Kooperation von Flößern, insbesondere wenn sie aus den unterschiedlichen Herrschaftsbereichen kamen. Schramberg war vorderösterreichisch.

In dem „Urbar“ der Herrschaft Schramberg – dem Verzeichnis aller Rechte und Pflichten, Besitztümer, Bauernhöfe, Bauern mit Frauen und Kindern – aus dem Jahr 1515 findet sich bereits ein Hinweis für die Zollzahlung durch die Flößer, vergleichbar in der Höhe der Freiburger Währung, zu zahlen auf der Landstraße nach Aichhalden mit der zu überquerenden Brücke. In weiteren Urbaren ist auch die gründliche Aufzählung aller Floßzölle enthalten sowie die genaue Unterscheidung aller

Hölzer, Floßzollstrecken und Floßweiher. **„Sooft es die Notdurft erfordert“, sind diejenigen, „so sie sich des Flözens auf dem Wasser gebrauchen, schuldig, den Bach zu räumen“.** Der „Wasserzoller“ verpflichtet sich unter den über den normalen Untertaneneid hinausgehenden Eid, den Wasserzoll ohne Ausnahme von jedermann zu fordern, und zu empfangen und sofort in die „Zollbüchse“ zu tun. Die Holzstämme sind von ihm oder seinem Stellvertreter nachzuzählen; bei Verstößen der Flößer sind diese der Obrigkeit zur Rügung anzuzeigen. Kurz: der Wasserzöllner soll alles tun, **„was einem treuen Diener und Zöllner zusteht und gebührt“.**

Für Holz, welches auf der Sulger Staig an den Startplatz der Riese gebracht wurde, war der „Jochzoll“ zu entrichten. Der Heimatforscher Franz Flaig konnte insgesamt 23 Wasserbauwerke von der Mündung Kinzig aufwärts bis zum Fabrikwehr der Majolika ermitteln. Jesus Christus wird im Neuen Testament der Ausspruch „verlangt nicht mehr als festgesetzt ist“ zugeschrieben- ein Zeichen dafür, dass diese Berufsgruppe aufgrund der Selbstbedienungsmentalität in einem fragwürdigen, je negativen Ruf stand. (Zur Zeit der Römer wurde von den jeweiligen Statthaltern in den Provinzen der zu erwartende, somit zu erhebende Zoll von Rom (also dem Kaiser) gekauft, sodann vor Ort eingetrieben. Er, der Kaiser legte sehr großen Wert auf eine gute, das bedeutete hohe Schätzung der Beträge.)

Grenzüberschreitende Angelegenheiten der Flößerei führten immer wieder dazu, dass bei Verhandlungen und Vertragsabschließungen diese in Verbindung mit Württemberg, Fürstenberg und Alpirsbach getätigt werden mussten, wenngleich das „kleine“ Schramberg, welches vorderösterreichisch war, nicht immer in die Verhandlungen eingebunden war.

Bedauerlicher-, wenngleich verständlicherweise gibt es kaum detaillierte Beschreibungen von Flößern, die nicht innerhalb einer Organisation der Flößertätigkeit nachgingen, sondern dies als Individualisten mit ihren Knechten, gewissermaßen als Einzelkämpfer taten, mitunter tun mussten. Unter den Schramberger Flößern gab es zwei Flößer-Persönlichkeiten, die über viele Jahre hinweg um verbrieftes Recht kämpften – um schließlich und endlich – nach 15 Jahren einen bitteren Sieg verzeichnen zu können.

Es darf als unstrittig angesehen werden – entsprechend den diversen Quellen und daraus resultierenden Berichten - dass den Waldbauern in den Quellgebieten wie Reinerzau, Schramberg, Wolftal, Loßburg von der Grundherrschaft (Herzog von Württemberg) den angesiedelten Waldbauern das Recht zugestanden wurde, „hinaus ins Land“ zu flößen. Denn der Schwarzwald war insbesondere in den Quellgebieten ein sehr, sehr karges und klimatisch raues Gebiet; dies nicht nur in den Anfangszeiten der Besiedlung. Wir können uns dessen selbst heute noch bei unseren Wanderungen in den dortigen Gebieten vergewissern. Die Siedlungen entlang der Flüsse, die Kinzig als ein besonderes Beispiel, boten für ihre Bewohner vielfältigere und wohl auch bessere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten – zumal die Straßen dort allmählich stabiler ausgebaut waren.

Also, beginnen wir mit Hans Haas: Er war Sohn des Oswald Haas vom Cassierershof, dem Oswald Haasen-Gut, und der Magdalena Herzog. Eine Hälfte des elterlichen Hofes gehörte zunächst dem älteren Bruder, dem Metzger Martin Haas. Noch vor 1774 wurde Martin Haas alleiniger Eigentümer. Den Akten gemäß war er eine starke Persönlichkeit, selbstbewusst und wortgewaltig. Er galt als für seine und die damaligen Verhältnisse als gebildeter Mann, zumal er vielgereist war. Seinen beiden Söhnen, Andreas und Martin, ließ er jeweils ein teures Studium angedeihen. Andreas wurde Theologieprofessor in Freiburg, Martin Oberamtman im hl. Kreuztal.

Mit seinem Vater war er auf dem Holzfloß mehrfach bis Straßburg, auf andere Weise auch bis nach Holland gelangt. Und er wurde Talvogt von Schramberg, hatte folglich in doppelter Hinsicht Kompetenzen für einen Rechtsstreit der besonderen Güte, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts 15

Jahre lang Behörden und Gerichte beschäftigten sollte. Seine schriftlichen Äußerungen über die Flößerei auf Schiltach und Kinzig bildeten die Grundlage für ein entscheidendes Rechtsgutachten der Tübinger juristischen Fakultät.

Und da ist der vom Bühlhof stammende Andreas / André Kunz (Andrä Kuonz, 1723 – 1770) mit seinen Schramberger Flößern. Dieses Gutachten sollte ihm, dem Andreas Kunz bzw. seinen Erben, nach 15 Jahren das erhoffte, jedoch heftig umstrittene Recht zukommen lassen: auf Schiltach und Kinzig „hinaus ins Land“ zu flößen.

Zunächst wiederholt Martin Haas, der Talvogt, mit eigenen Worten die aus seiner Sicht wesentlichen Argumente der Wolfacher Flößer. Demnach sei die Sperrung der Kinzig für die Schramberger Flößer ab Wolfach rechtens, weil:

- 1. die Kinzig keine öffentliche Wasserstraße sei;**
- 2. es zwischen Schramberg und Wolfach in Sachen Flößerei keine Zusammenarbeit gebe;**
- 3. die Schramberger niemals einen Beitrag zur Unterhaltung der Floßfahrtstrasse geleistet hätten;**
- 4. nur Wolfacher (Fürstenberg!) und Schiltacher (Württemberg!) Flößer von ihren Landesherrn befugt seien, das Floßregal auf der Kinzig auszuüben;**
- 5. durch Schramberger Flößer Schäden an den Floßteichen verursacht würden;**
- 6. nach bisheriger Praxis noch kein Schramberger über Wolfach hinaus habe flößen dürfen – genannter Martin Haas ausgenommen.**

Um sodann diese Argumente, äußerst klug und geschickt, in seiner ausführlichen Gegendarstellung zu widerlegen. Doch zunächst bringt er seinen fundamentalen Ärger über die „ohnstandhaften Einstreuungen“ und „höchst strafbaren Wahrheitsverletzungen“ der Wolfacher zum Ausdruck. Denn schlussendlich sei die Schramberger Schiffferschaft „durch die Wolfacher Schiffferschaft factio nullo jure justificabili (durch keine Fakten gerechtfertigt) ... harth unterdrückt und ihres Stückes Brots bedrängt...“ Martin Haas kritisiert – verständlicherweise – die „kräftigste“ Unterstützung der Wolfacher durch ihre Grundherrschaft, die „hochfürstliche Regierung in Donaueschingen“, die Fürstenberger. Er hofft zugleich auf die kaiserlich-österreichische Unterstützung, welche ihren Verwaltungssitz in Konstanz hatte, und somit auf Beseitigung dieser Repressalien.

Da dieses Dokument von unvergleichbar singulärer / „einzigartiger“ Bedeutung ist, weit über die Kinzig hinaus, wird es nachfolgend in der von dem Nachfahren des Martin Haas in der erarbeiteten Form in ausführlicher Interpretation wiedergegeben.

ad 1) *Da diese Floßstraße von Schramberg aus durch acht Herrschaften als alte Floßstraße bis nach Kehl verläuft und durch wiederholte obrigkeitliche Bestätigungen und eidliche Aussagen anerkannt war, kann sie nicht als private Floßstraße behandelt werden. Er, Martin Haas, sei selbst 10 mahl mit eigenem und 4 mahl als Frachtführer für einen Holländer Martin ohne jegliche Beanstandungen durch Wolfach bis Kehl geflößt*

Ferner seien die Schramberger und Schiltacher Flößer lange vor den Wolfacher in diesem Gewerbe tätig gewesen und hätten die von den Wolfachern gehandelten Reiß-Stecken mit diesen verflößt. Schließlich hätten die Wolfacher von den beiden genannten das Flößen erst erlernt.

Auch spricht die Tatsache, dass die Floßstraße dem Zollrecht unterworfen ist, mit Verzollung an acht Orthen, gegen die alleinige Verfügung durch die Wolfacher Flößer.

ad 2) *Die Schramberger Flößer waren nie verpflichtet, den Wolfachern an den Räumungskosten etwas beizutragen. Zur Verrechnung der gemeinsamen Kosten seien die Schramberger alljährlich nach Schiltach berufen worden und haben mit den dortigen Schiffern entsprechende Regelungen getroffen.*

ad 3) *Schiltach und all anderer Orthen bis auf Kehl, welche Teiche haben, gedenken den Schrambergern nicht das mindeste in den Weg zu legen. Der den Wolfacher alleinig gehörende Pfitzteich dient ihnen auch zur alleinigen Beraithen und Wässern; die Schramberger haben von diesem keinen Gebrauch.*

Zudem sind viele der Teiche bis hinunter nach Kehl hauptsächlich wegen den Mahl- und Sägemühlen gemacht, und nicht wegen des Flözens.

ad 4) *Das Schramberger Urbar wird auch hier als das älteste für die Flößerrechtsame auf der Kinzig genannt, ohne dass es bis nun zu jemens Widerspruch gegeben hätte. Daher ist ungeachtet der Fürstenbergischen Concession die Schramberger Flözungsbefugnis urbarmäßig und mit Fug nicht zu verneinen.*

Dass nun Gewalt vor Recht gegen Andrä Kuenz angewandt wird, soll durch die hochansehnliche Kayserliche Repräsentation diese widerrechtliche Gewalt durch des Rechts erlaubten Gegengewalt erwidert und Kuenz solchermaßen entschädigt werden.

ad 5) *Geschieht ein Schaden von diesem oder jenem Schiffer muss solcher aller Orthen, wo er geschieht, bonificiert werden.*

Wie ich denn auch die Wolfacher Siechenbruck ordentlich gut gemacht habe. Dergleichen kann den Wolfachern wie auch jedem anderen geschehen.

ad 6) *Den Ausführungen Martin Haas` zufolge war es nie zweifelhaft gewesen, dass die Schramberger das Recht hatten, durch Wolfach bis auf Kehl zu flößen. Niemals sei jemand bei „tausendmahl“ zu Wolfach angehalten worden, außer diesmahl der Andrä Kuenz. Mithin haben es die Schramberger nie nötig gehabt, heimlich unter einem anderen Namen (dem der Schiltacher) durchzuschleichen. Zudem sei auf der Rückkehr von Kehl und auch von Holland bey dem Wolfacher Löwenwirth Bartholomä Glück eingekehret worden; von Gengenbach und Biberach habe man die Flößer per Kutschen abgeholt und heimgeführt. Wie sollte also so ein Trick ungeahndet bleiben?*

Das von der juristischen Fakultät Tübingen eingeholte Gutachten brachte späte Genugtuung für den streitbaren Schramberger Flößer Andreas Kunz. Sein inzwischen in Paris tätiger Bruder, der ihm bei der Flößerei zusammen mit dem weiteren Bruder zur Seite stand, wollte den Rechtsstreit fortführen und reiste zu diesem Zweck aus Paris nach Schramberg. Doch war bei seiner Ankunft der Rechtsstreit beendet. Er konnte den seinem Bruder zugesprochenen Betrag von 3.600 Gulden in Empfang nehmen.

7.6 Hausach – Haslach – Steinach – Biberach



Steinach (Kinzigtal), Gasthaus zum „Adler“

Kunzt. Ed. v. Wagenhardt, Baden-Bad

114 a Steinach „ADLER“: Auch wenn die Dörfer nach Wolfach, zum Beispiel entlang der Kinzig, keine eigenen Flößer hatten, so profitierten sie doch von diesem Gewerbe: So manches Floß, welches „auf Grund lief“, erzwang Pausen. Gaststätten gab es zur Genüge. So auch in Haslach, und Steinach, z. B. den Gasthof Adler. Per Pferdekraft des Wirtes wurden Flöße mitunter in tieferes Wasser gezogen. Die Floßmannschaft bekam dabei Hunger und Durst. Der Wirt freute sich.

Über eine eigenständige Flößerei, gar eine Schiffferschaft, ist im Archiv der **Stadt Hausach** nichts zu finden. Dies könnte naheliegenderweise daran liegen, dass die sicher erfolgten Untersuchungen stets negative Aussichten ergaben. Das „Investment“, welches die Schiltacher Flößer auf der Gutach von Hornberg bis Hausach tätigten – es

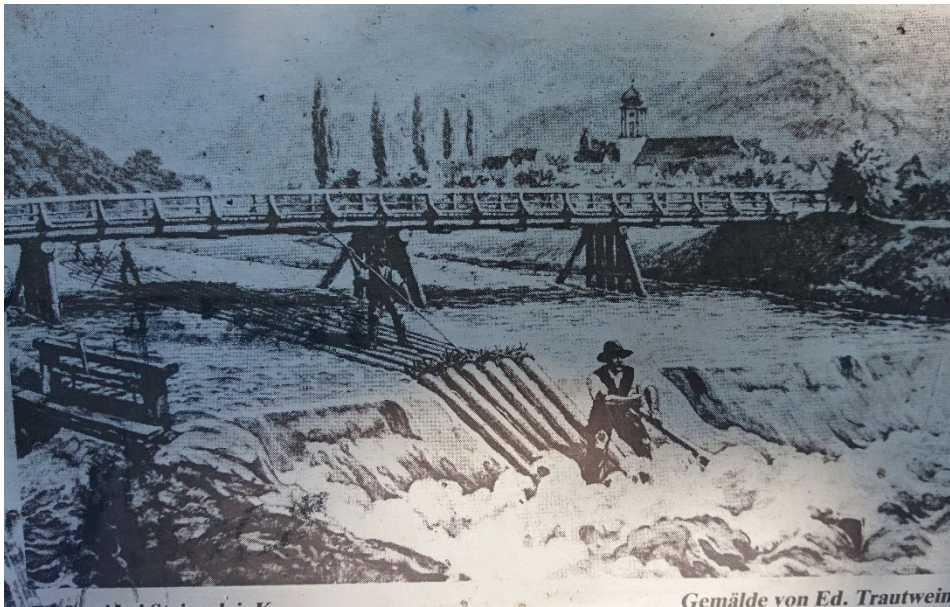
waren nicht die näher gelegenen Wolfacher – war zudem nur von kurzer Dauer.

Haslach hatte offenkundig keine für die Flößerei bedeutsamen Aufgaben wahrzunehmen.

Steinach selbst hatte ebenfalls keine Flößer, keine Flößergilde. Das erste Floß ging hier 1336, das letzte 1896 die Kinzig abwärts. Dennoch war das Städtchen mit seiner Bevölkerung für die Kinzig Flößerei bedeutsam. Steinach war Floßanlegestelle mit einer Floßlande beim oberen „Dich“, gegenüber dem Steinbruch. Das spätere Gasthaus „Schwarzer Adler“, erbaut 1715 / 1716, erstmals erwähnt im 16. Jahrhundert, diente als Unterkunft, Übernachtungs- und Verpflegungsstation. Bei Niedrigwasser zog der Adlerwirt das Floß mit seinem Pferdegespann, wenn notwendig, sogar bis Gengenbach!



114 b Fachwerkhaus in Steinach: einst der Gasthof Adler, heute ein China-Restaurant. Wiederholt konnte ich auf die Bedeutung der (wohlhabenden) Gastwirte verweisen. Dieses überaus stattliche Gastwirtschafts-Gebäude bestätigt auch heute noch dies auf überaus gut nachvollziehbare Weise. Das Gebäude kann auch betreten werden, nicht nur die Gaststätte. (Foto: Verfasser)



Gemälde von Ed. Trautwein

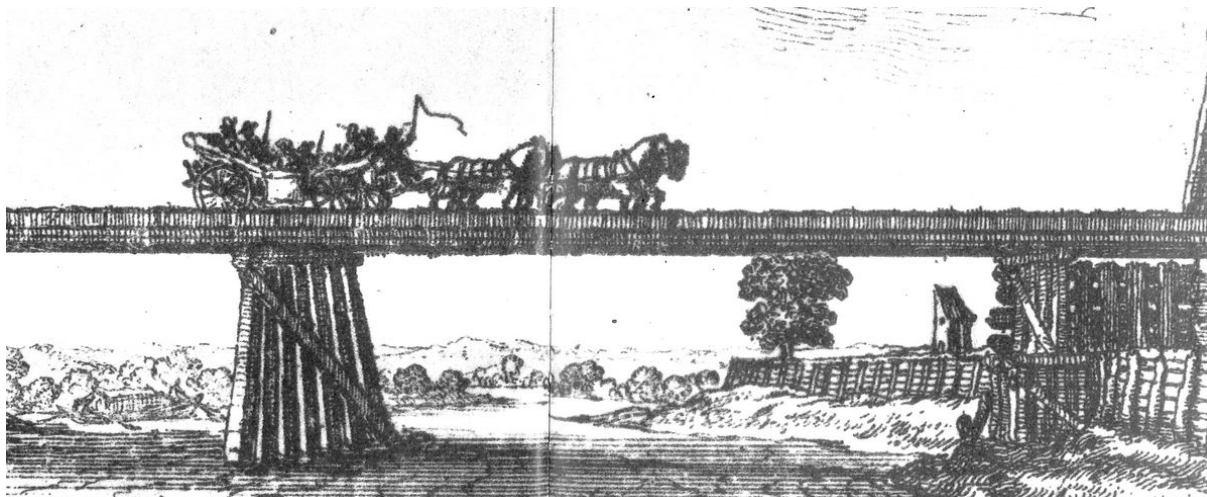
115 STEINACHER WEHR: (Info-Tafel am Offenburger Mühlbach, ca. 1860 (Foto: Verfasser)

Dies dauerte seine Zeit. Grund für so manchen der Flößer diese Zwangspause bei einer Vesper mit Bier oder Wein zu überbrücken. Auch dürfen wir annehmen, dass Steinacher Waldbauern u. a. so manches Stück Holz mit auf den Floßweg gegeben haben, um ebenfalls an diesem Geschäft Anteil zu haben.



116 BIBERACH: Vom Entersbach (Bildmitte) kamen die Baumstämme herunter nach Biberach. Kurz nach der Mündung kam der Einbindeplatz (länglich grüne Fläche). Um 1750 wurde eine erste Brücke errichtet. Doch kurz nach ihrer Fertigstellung ramnte sie ein Kinzig Floß. Schadensersatz war fällig – wie so häufig. (Quelle: Geschichte der Gemeinde Biberach, Diverse Autoren, 2010)

In **Biberach** gab es statt der Waldbauern die ganz normalen Bauern. Auch hatte Biberach keine Flößer. Dort, wo sich heute die in Richtung Offenburg gelegene Brücke befindet, wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (angedeutet wird die Zeit zwischen 1750 und 1760) die erste Holzbrücke errichtet. Das Schicksal wollte es, dass diese bereits kurz nach Fertigstellung von einem Schiltacher Floß gerammt und erheblich beschädigt wurde. Schadensersatz wurde gefordert und vom Schiffsherrn anstandslos geleistet.



117 Brückendetail: Die hölzernen Brückenkonstruktionen blieben über Jahrhunderte hinweg weitgehend unverändert, waren jedoch witterungsbedingt eher kurzlebig. Jährliche Eisgänge setzten diesen Holzbauwerken trotz ihrer Stabilität daher sehr zu. Dies wussten bereits die Römer und entwickelten sich zu Meistern des steinernen Brückenbaus. (Zeichnung: Vaclav Hollar, Kopie Privatbesitz)

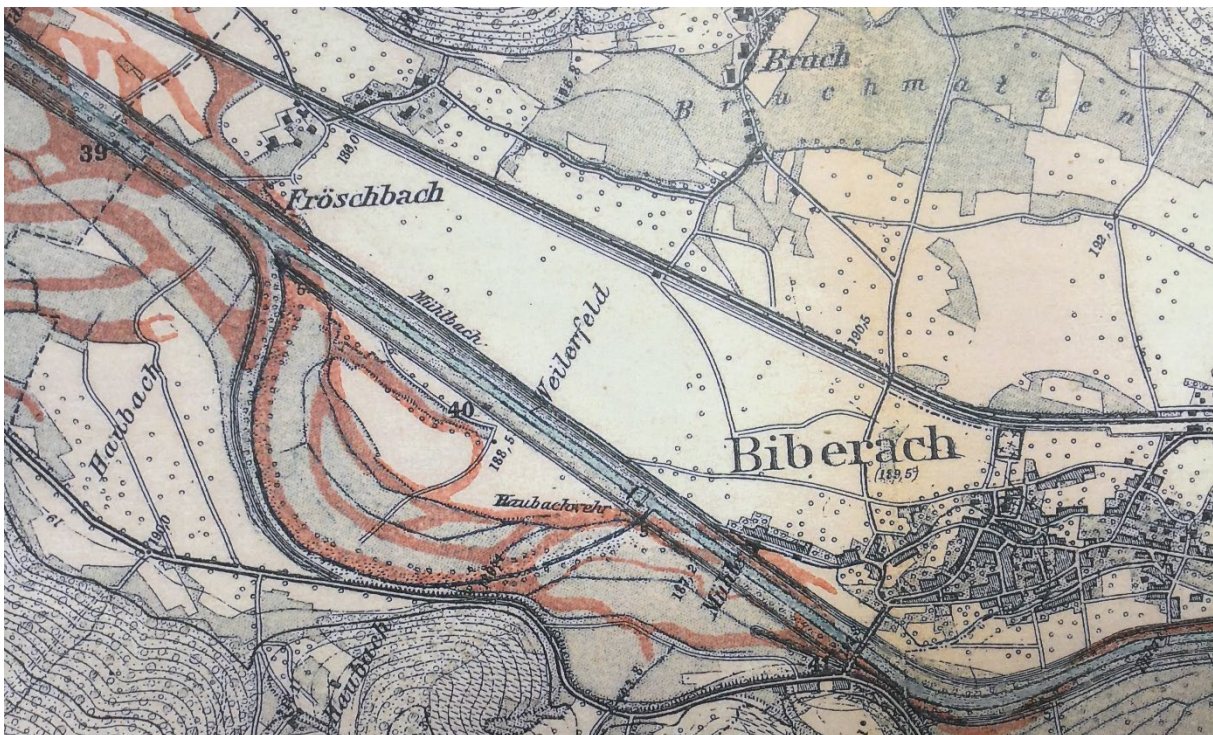


118 Steinbrücke: Diese recht unscheinbare Brücke befindet sich in Dinglingen, einst selbständig, doch längst eingemeindet in die Stadt Lahr. Sie überbrückte lange Zeit die Schutter. Diese wiederum führt vorbei am einstigen Kloster Schuttern (gegr. 604) und mündet schließlich in die Kinzig. Diese mündet in Sichtweite des nicht nur holzhungrigen Straßburgs in den Rhein. Dass die Schutter beflößt wurde, darf man aus rein sachlichen Gründen getrost festhalten. Da sich in diesem Dinglingen ein römischer Vicus befand – seit einigen Jahren ist dort ein Streifenhaus exemplarisch wiedererstellt und zugänglich. Die damaligen fünf Brennöfen werden kaum nur für den örtlichen bedarf Tonwaren gefertigt haben. Straßburg als Absatzmarkt liegt nahe, eventuell auch Brumath, die dazugehörige Siedlung (Foto: Verfasser)

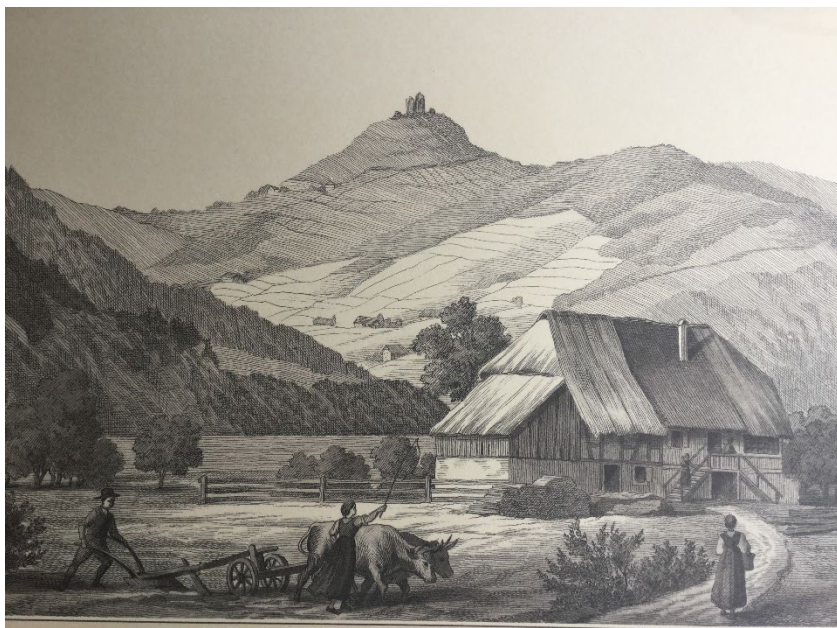
In den beiden Schwarzwaldgemeinden Nordrach und Zell (freie Reichsstadt) hatte man selbst einen hohen Eigenbedarf an Holz. Denn es gab in Nordrach, wenngleich nur für relativ kurze Zeit, Glasherstellung und eine Ziegelei; in Zell entwickelte sich die Keramikfertigung. Die Herstellung diese Produkte war sehr energieintensiv und daher mit einem hohen Holzverbrauch verbunden. Dieser konnte siedlungsnah gedeckt werden.

Hinzu kam: diese Produkte waren sehr gut geeignet für den Export. Glas und Keramik fanden Abnehmer bis hinauf nach Holland, zunächst als Oblast mitgeführt auf den Kinzig Flößen. Mit Harz gefüllte Fässer waren ein weiteres Exportgut. In Kehl, Steinmauern, Mannheim, auch Koblenz wurden diese Flöße sodann eingebunden in weitere Flöße, die von den anderen Flüssen kamen. „Kapitalflöße“ nannten man diese gewaltigen Holzmassen, die als Millionenwerte auf dem Rhein nach Norden fuhren.

Für Biberach bedeutsam war das heute relativ unscheinbar in einem sich ausbreitenden Seitental gelegene Prinzbach. Dort hatten die Herren von Geroldseck von der nahegelegenen Burg Geroldseck den Abbau von Gold und Silber betrieben. Für das Abstützen der Stollen benötigte man viel Holz, noch mehr für das Schmelzen des Erzes. Dass dies allein aus der unmittelbaren Umgebung, also „siedlungsnah“ beschafft werden konnte, ist eher unwahrscheinlich.



119 Kinzig zwischen Biberach und Fröschbach: Die roten mäandernden Teile der Kinzig lassen auch für Biberach erahnen, dass Hochwasser sehr häufig nicht nur Äcker und Felder überspülten. Der zurückbleibende rote und graue Sand als mineralischer Dünger dürfte die Schäden nicht aufgewogen haben. (Quelle: „Die Kinzig von Hausach bis nach Kehl am Rhein“)



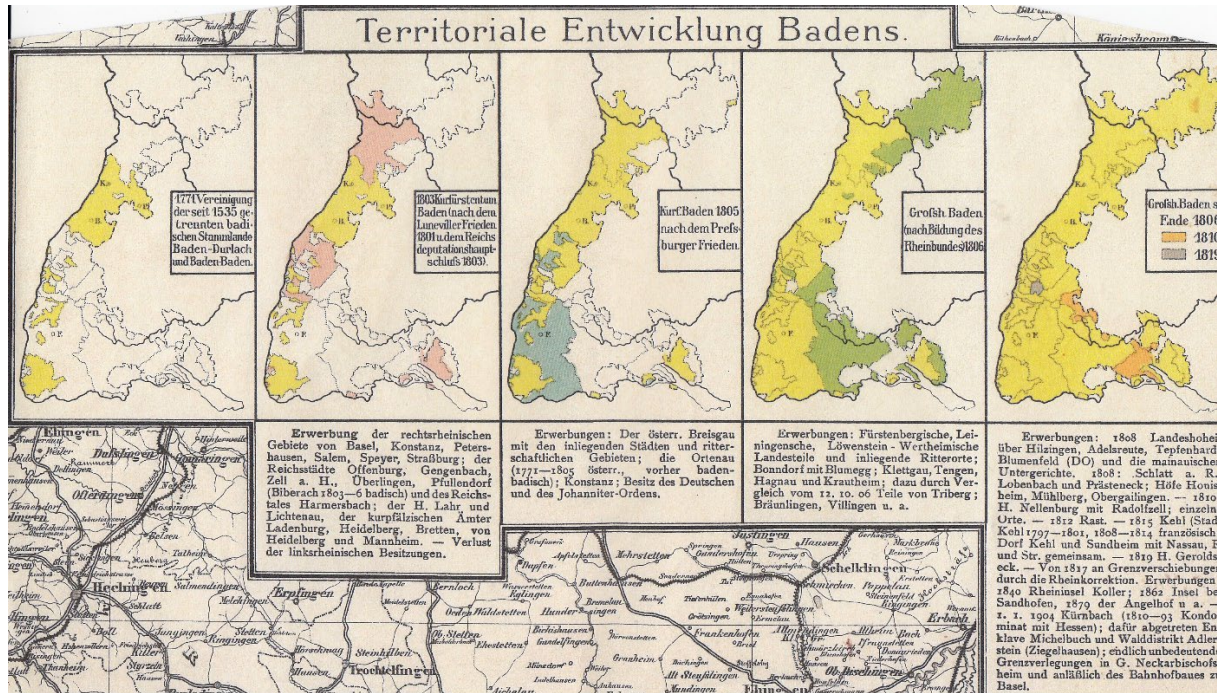
120 a Ruine Geroldseck: Erleichtert werden die Kinzigtäler Flößer schon gewesen sein, wenn sie während ihrer Vorbeifahrt an Biberach den Blick hinauf auf die Ruine der Geroldseck kurz schweifen lassen konnten. Kurvenreich blieb ihre Fahrt zwar weiterhin, aber sicher spürbar entspannter als bis hierher. Den Herren der Geroldseck gehörte auch das Bergwerk im nahen Prinzbach (Privatbesitz)

120 b Der Entersbach: In Zell a.H. vereinigen sich die Nordrach und der Harmersbach zum Entersbach, dieser mündet nach wenigen Kilometern in die Kinzig. (Reprint, ohne Verfasser)



7.7 Flößerei im Nordrach- und Harmersbachtal

Was hatten diese beiden Städte Zell und Nordrach mit der Kinzigflößerei zu tun? Lagen sie doch recht weit entfernt von der Kinzig, im Nordrachtal und dem Reichstal Harmersbach, auch wenn sie, vereinigt zum Entersbach, schließlich und endlich die Kinzig mit ihren Wassern bereichern.



121 Territoriale Entwicklung Badens: Mit dieser „dynamischen“ Baden-Karte (Reprint, Privatbesitz) wird auffällig, welchen Problemen längst nicht nur die Flößer ausgesetzt waren, bedingt durch die häufigen wechselnden Grenzverläufe, gleichbedeutend mit häufigem Wechsel der Grundherrschaft (Zoll!, Regale!) Privatbesitz

In der von Franz Disch im Jahr 1981 verfassten Chronik der Stadt Zell am Harmersbach wird gleich zu Beginn der Darlegung über die dortige Flößerei der katastrophale Zustand der Straßen beklagt. Dieser führte dazu, dass immer wieder transportierte Ware beschädigt oder gar zerstört wurde. Hier war es die Gemeinde Nordrach, die die Erstellung und Unterhaltung der Bachbauten übernahm. Dazu gehörten die Floßweiher und Deiche ebenso wie die Wehre, Schleußen, Kanäle und die Einbindeplätze. Als Gegenleistung wurde von den Flößern ein Weiher- und Floßgeld kassiert. Für die Wieden fanden Tannen, Fichten, Birken, Hainbuchen, Haselnuss, Eichen, Eschen und andere Bäumchen Verwendung. Haselnuss dürfte auch hier das am besten geeignete Holz gewesen sein. Es trat zudem nicht in Konkurrenz zu den Nadelhölzern und den Eichen, welche ja im geeigneten Alter als Floßholz auf die weite, gewinnbringende Reise gehen sollten. Buchen als sehr langsam wachsende Bäume waren ebenfalls zu wertvoll, um bereits in jungen Jahren geopfert zu werden. Wiedener, Waldbauern und Flößer hatten somit wiederkehrende Konflikte diesbezüglich auszutragen. Als Oblast mit „hinaus ins Land“ wurden auch hier sehr gefragte Sägewaren (Balken, Dielen, Latten), Stangen, Rebstecken, Reifen, Rinden, Schindeln, insbesondere zudem Harz genommen. Die auch hier üblichen Sperrern als Floßbremse wurden jedoch später wegen ihrer häufig zerstörerischen Wirkung an den Furten verboten.

Ständigen Hader verursachten die verschiedenen Münzarten sowie die unterschiedlichen Zollsätze an den zahlreichen Zollstellen (Schiltach, Wolfach, Biberach, Gengenbach, Ortenberg, Offenburg, Willstätt und Kehl). Die Württembergische und die Fürstenbergische lag hier vorne längst hinter ihnen; der Zoll blieb ihnen somit erspart, im wahrsten Sinne des Wortes. Disch verweist zudem darauf, dass in der Folge der Französischen Revolution wiederholt an Stelle klingender Münze mit französische Assignaten – dies waren Anweisungen auf die eingezogenen (Adels-)Güter – bezahlt wurde. Klingende Münze wurde jedoch vorgezogen – verständlicherweise.

Als die Eisenbahn 1868 das Tal erreichte war auch hier die Zeit für das letzte Floß gekommen.



122 ASSIGNATE: Die Französische Revolution hinterließ auch im Holzhandel ihre Spuren, wenngleich unwillkommener Art. Denn: das Holz wurde mit Assignaten bezahlt. Falls eine der Quellen zutrifft, soll so manches Holzgeschäft deshalb vorzugsweise anderswo geschlossen worden sein. Waldbauern wie die Waldflößer wussten also um den echten Wert ihrer Ware: hartes Holz gegen hartes Geld! (Privatbesitz)

Eine Genossenschaftliche Organisation oder ähnliche Kooperationsformen wie anderswo gab es hier nicht. Nicht nur diese Tatsache wird anhand der nun folgend dargelegten Rechtsfälle überaus deutlich. (Diese wurden mir von Herrn Dr. Petri, Zell a. H., zum Zwecke der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.)

Recht und Unrecht – wem es gebührt (II)

Nachfolgend werden diverse Streitigkeiten beispielhaft wiedergegeben. Sie wurden aus den Akten der Stadt Nordrach zusammengetragen von Herrn Dr. Dieter Petri. Hier werden sie mit seiner ausdrücklichen Genehmigung wortgetreu wiedergegeben. Die wenigen, geringfügigen Veränderungen bzw. Anmerkungen durch den Verfasser dienen dem besseren Verständnis für den Leser.

1. Ein Überraschungsangriff

1781 hat der Harmersbacher Gerichtsmann Franz Borho sein Haus durch einen Brand verloren. Zusammen mit Gabriel Breig, gleichfalls ein Harmersbacher Gerichtsmann, bat er den Zeller Rat um 300 Stämme Bauholz aus dem Nillwald. Der Rat genehmigte ihm 200 Stämme aus dem Nillwald und 100 Stämme aus dem Wald am Teschenkopf. Die Bittsteller wandten dagegen ein, am Teschenkopf gebe es kein Holz in der Stärke, wie es für Pfetten erforderlich ist. Ohne die Entscheidung des Zeller Rates abzuwarten, hat Gabriel Breig entsprechende Bäume selbst markiert. Als Breig an einem Sonntag den Gottesdienst in der Zeller Pfarrkirche besuchte, bat man ihn danach zu einem Gespräch aufs Rathaus. Was sich so harmlos anhörte, war in Wirklichkeit ein Überfall. Er wurde umgehend verhaftet und eingesperrt. An Fastnacht, als die Zeller begreiflicherweise nicht auf der Hut waren, wurde er von den Harmersbachern gewaltsam befreit. Es folgte eine Auseinandersetzung auf gerichtlicher Ebene. Die Stadt forderte bei der juristischen Fakultät Tübingen ein Gutachten über die Zuständigkeit im Niller Forst an. Dieses leitete sie 1788 an das Reichskammergericht in Wetzlar weiter, wo der Prozess anhängig war. Auf ausdrückliche Bitte des Gengenbacher Abtes zog die Stadt 1790 ihre Anzeige wegen Landfriedensbruchs zurück.

2. Vom Bäcker zum Förster

Zell leistete sich zwei Förster. Neben dem Bargeld hielten sie jedes Jahr ein Paar neue Schuhe, ein paar Ledersohlen zum nachbelegen und 100 Nägel. 1753 entschloss sich der Rat, den Lohn der Förster aufzubessern. Dadurch sollten die Förster gegen Bestechungsversuche mit Schinken und Brotlaiben immun werden.

Entsprechend ihrer hoheitlichen Aufgabe wurden die Förster vereidigt.

1780 machte der Kübelmacher Joseph Isenmann im Nillwald Scheiterholz und Kienspäne, obwohl er kein Forstgenosse war. Förster Treuer wurde nun vorgeworfen, er habe aus Liebe zum Branntwein über die Vorstöße hinweggesehen.

Damit die Förster alles mitbekamen, was im Wald ablief, durfte nach dem Betläuten (19 Uhr) kein Holz mehr gemacht werden. 1766 hielten sich einige Unterharmersbacher im Niller Wald nicht an diese zeitliche Begrenzung.

Sie wurden mit einer Strafe von 6 Gulden bestraft.

Eine regelrechte Ausbildung gab es für Förster noch nicht. Als 1781 zwei Förster bis zur Klärung von Vorwürfen ihres Amtes enthoben wurden, trat ein Weber die Stelle an. 1783 wurde ein Bäcker, Joseph Michel, mit der Aufgabe betraut.

1794 brachte ein Förster den überhöhten Holzeinschlag eines Unterentersbachers nicht zur Anzeige. Der Rat sperrte in daraufhin 24 Stunden in den Turm. Entlassen wurde er nicht.

3. Handel mit Holland

Als rühriger Holzhändler taucht 1748 Hanß Georg Öhler in Nordrach auf. Er beschwert sich beim Zeller Rat, dass die Offenburger auf sein dort gelagertes Holz eine Tax (Steuer) erheben und diese in Form von Holz einkassieren.

Offenburg bestätigt eine solche Lagerungs-Steuer. Sie betrage bei 100 Stück Bau- oder Brückenholz 20 Gulden, bei 100 langen Dielen 20 Gulden, bei 100 kurzen Dielen 16 Gulden, bei 100 langen Latten 6 Gulden, bei 100 kurzen Latten 5 Gulden. Grund für die Besteuerung sei, dass Öhler mit seinem Holzlager eine markbeherrschende Stellung einnehme und nach Willkür den Preis festsetze. Der Zeller Rat verbietet Öhler weiterhin in Offenburg ein Verkaufslager zu unterhalten. Vielmehr dürfe er nur noch bestelltes oder schon verkauftes („gefördert“) Holz nach Offenburg flößen.

(Anmerkung des Verfassers: durch ein solches auswärtig geführtes Lager kommt es zu einer Holzverknappung vor Ort, also in Zell, folglich zu erhöhten Preisen.)

- 1750 möchte die Biberacher Ortsverwaltung im Allmend Wald einige Eichen schlagen, die sich als „Holländer“ vermarkten lassen. Der Rat der Stadt lehnt dies ab, weil keine besondere finanzielle Notlage herrsche. In Holland waren Eichen gesucht. Städte wie Amsterdam waren auf Eichen-Pfählen errichtet.

(Anmerkung des Verfassers: auch für die Schiffe war Eichenholz vielfältig verbaut; die Holländer-Tannen und Fichten gaben starke und zugleich biegsame Segelmasten.)

Tabu für den Handel mussten die nach Meinung des Zeller Rates 1783 die starken Stämme im Heubachwald bleiben. Sie sollten für die Instandhaltung der Brücke über die Kinzig reserviert bleiben.

- Großzügig hatte sich der Rat 1754 gegeben. Er erlaubte Lorenz Armbruster, Rautschbauer in Nordrach, an Holzhändler Geörg Spitzmüller 101 starke „Holländer“ aus seinem Wald zu verkaufen. Zwar wurde Armbruster zum Ausgleich das jährlich gewährte Kontingent von 1000 auf 400 Dillen geschmälert, aber schon wenig später widerrief der Rat die Einschränkung.

Stattdessen begnügte sich er sich mit einem unverbindlichen Appel, den Wald zu schonen. Denn das Holzgeschäft brummte. Spitzmüller musste sich allerdings verpflichten, das Langholz gegen die Regel über den gefährlichen Winter zu flößen. Vermutlich sollte in der wärmeren Zeit genügend Wasser für die Bewässerung der Wiesen bleiben.

- Neben dem Nordrachter Geörg Spitzmüller agierte im Zeller Raum auch ein Holzhändler aus Oppenau. Mathiß Huber wurde im Volk respektvoll der „große Thiß“ genannt. Nach

Meinung des Rates hatte Huber im Zeller Raum schon zu viel Holz gekauft. Deswegen wurde ihm 1775 dieser Markt verboten.

In der Regel dürfte Spitzmüller die „Holländer“ bereits an der Einbindestelle in Biberach an die Schiffergilde von Schiltach oder Wolfach verkauft haben.

Denkbar ist auch, dass seine Geschäftsbeziehungen bis zum Umschlagplatz Willstätt reichten. Es gab auch direkte Handelsbeziehungen mit Holland.

- Als deutscher Vertreter eines holländischen Kaufmanns trat 1754 ein Hanß Georg Böhringer auf den Plan. Er beklagte sich über Johannes Späth und Josep Öhler von Nordrach. Mit ihnen habe er die Lieferung von 90 Stamm Tannenholz vereinbart, den Stamm zu 9 Gulden. Diese hätten aber nicht geliefert, sondern das Holz anderweitig veräußert. Die Beklagten rechtfertigten sich damit, vom Auftraggeber nicht den vereinbarten Vorschuss bekommen zu haben. Der Kläger wiederum machte seine zeitweilige Erkrankung geltend. Diese habe ihn daran gehindert, bei seinem Herrn das Geld abzuholen. Der Rat stellte sich auf die Seite des Beklagten, das der Kläger zuerst die Vertragsbedingungen nicht eingehalten habe.

4. Knochenarbeit

Flößen als das wichtigste Transportmittel für den Holzverkauf bedurfte mitunter bis zu 20 Gehilfen, um ein bis zu 700 m langes Floß sicher die Kinzig hinab zu lenken. Hier konnte die Breite bis zu 6 m erreichen, entsprechend der Breite der Schleusen.

- Auf den schwankenden Flößen wurden manchmal auch Tiere transportiert. 1748 hat Landwirt Münchhausen den Flößer Balthus Lehmann aus dem Harmersbachtal auf Schadensersatz verklagt, weil sein Schwein vom Floß gefallen und ertrunken ist.

- Die Interessen der Flößer widersprachen nicht selten denen der Landwirte, die ihre Wiesen wässern wollten. Dazu waren Wehre erforderlich, die das Wasser stauten. Für die Flößer war jedes Wehr ein Hindernis. Wehre befanden sich auch bei einer Mühle oder bei den Abzweigungen zu einem Gewerbekanal. Das Flößen setzte im Wasser eine bestimmte Wassermenge voraus. Wurde zu viel Wasser vom Wehr abgezweigt, liefen die Flöße auf Grund. Im September 1780 wurde die Witwe des Antoni Bildstein in Nordrach bestraft, weil sie trotz „Wasser klemme“ ihre Wiesen gewässert hatte und dadurch dem Michael Öhler ein Floß liegenblieb. Die Entschädigung für Öhler betrug 2 Gulden.

- Gegenüber dem Mühlenbetrieb hatte die Flößerei Vorrang. 1794 wurde aber angeordnet, dass das Flößen zuvor angezeigt werden müsse. So blieb noch Zeit, die betroffenen Mühlen zu benachrichtigen.

- 1753 beschwerte sich der Stollen-Bauer von Nordrach über den Biberacher Müller Riedl, weil er am Wehr oberhalb der Papierfabrik zu viel Wasser in den Mühlenkanal abgeleitet habe, wodurch sein Floß gestoppt / gestockt wurde. 1754 beklagen sich die Nordrach-Flößer über den Schmid Matthäus Alcker. Dieser habe beim Einlauf des Nordrach-Kanals nicht für das oberste Brett gesorgt, sodass sich am Wehr der Wasserstand absenkte und das Flößen hinderte.

(Anmerkung: in der Regel waren diese Bretter an einem Ende mit der Schleuse fest verbunden, bzw. an ihr angebunden, damit sie nicht verloren gingen und nach der Floßfahrt wieder eingehängt werden konnten. Häufig waren mehrere Bretter miteinander verbunden und an einer langen Stange befestigt. Diese wurde hochgezogen, wenn ein Floss mit viel „Schwallwasser“ flussabwärts fahren musste. Danach wurde die Schleuse durch Herablassen des „Gambers“ geschlossen, das Flusswasser erneut gestaut.)

Stockte ein Floß aus Wassermangel, konnte dies zu einer Nicht-Einhaltung von Lieferverträgen führen – sowie in der weiteren Folge zu Schadensersatz-forderungen.

- Wegen der vielen Wehren an der Nordrach und dem Wehr am Erlenbach zogen es manche Waldbauern vor, das Brennholz per Fuhrwerk an den Umschlagplatz in Biberach zu bringen

– so 1769 Jakob Öhler. Weil damals genügend Brennholz auf dem Zeller Markt angeboten wurde, durfte er mit seiner Fuhre Zell anstandslos passieren, das Brennholz widerstandslos „exportieren“.

5. Kämpfe zu Wasser

Die Flößer mussten sich nicht nur mit Bauern und Müllern auseinandersetzen. Bisweilen gerieten die Zunftmitglieder selbst aneinander. Der Schiltacher Flößer Andreas Ziegler klagte 1748 beim Zeller Stadtgericht über den Wolfacher Flößer Paul Meyer. Dieser habe ihn an der Kinzig bei Biberach lauthals als „Scheißkerl, Spitzbub und Hundf...“ beschimpft. Meyer gab an, Ziegler habe ihn daran gehindert, sein Floß an der Anlegestelle beim Legerweg festzumachen. Das Gericht ließ die Begründung nicht gelten und verurteilte Meyer zu vier Gulden Schadensersatz wegen Beleidigung. Hinzu kamen die Gerichtskosten in Höhe von 7 Gulden.

- 1753 klagte der Nordracher Holzhändler Georg Spitzmüller gegen den Flößer Antoni Bildstein. Dieser habe ihn mit der Flößerstange gestoßen und verletzt. Der Angeklagte erwiderte, Spitzmüller habe ihm sein Floß losgebunden. Die von Spitzmüller beigebrachten drei Zeugen nahmen diesen in Schutz. Spitzmüller habe nichts Regelwidriges getan. Deshalb musste Bildstein an Spitzmüller Ausfall- und Schmerzensgeld und die Behandlungskosten beim Barbier bezahlen.

- Flöße konnten an einer Furt hängen bleiben und somit den Weg für die Fuhrleute versperren. Als 1770 Hanß Jakob Buchholz vom „Eisensprung“ (Unterentersbach) durch ein Floß die Furt unpassierbar fand, band er einzelne Stämme des Floßes los, um für sein Fuhrwerk Platz zu machen. Georg Spitzmüller, dem das Floß gehörte, wies seinen Knecht Jacob Spitzmüller an, Buchholz zu bestrafen. Dieser traktierte Buchholz nicht nur mit Fäusten, sondern schlug auch mit „Holzwyden“ auf ihn ein. Spitzmüller vertrat die Ansicht, Buchholz hätte bei gutem Willen auch neben dem Floß vorbeifahren können. Das Gericht bestrafte beide jeweils zu 10 Talern. Spitzmüller musste zudem die Arztkosten für Buchholz begleichen. Sein Knecht wurde wegen der Tätlichkeit einige Zeit eingesperrt.

- Als Georg Spitzmüller wenig später selbst einen Flößer schlug, enthob ihn der Zeller Rat seines Amtes als Nordracher Gerichtsmann. Später brachte es Jacob Spitzmüller dennoch zum Vogt.

- 1788 beschwerten sich die Biberacher Müller gegen den Nordracher Flößer und Holzhändler. Sie warfen ihm vor, mit seinem Floß den „Papierteich“ (beim Mühlbach-Einlauf oberhalb der Papierfabrik) ruiniert zu haben. Im Hinblick auf die Hochwassergefahr war es untersagt, Floßholz zu lange auf der Wiese der Kinzig liegen zu lassen. 1796 wurde einem Bürger gedroht, sein Holz falle an die Zeller Herrschaft, wenn er es nicht binnen kurzem wegschaffe.

- Am Weihnachtstag 1753 gab es ein großes Hochwasser. Dabei wurden in Biberach an der Brücke angelegte Flöße fortgerissen. Weil diese wider das Verbot oberhalb der Brücke festgemacht hatten, zerstörten sie zwei Brückenstützen. Eigentümer der Flöße waren sechs Harmersbacher unter Anführung des Harmersbacher Sonnen-Wirts. Sie wollten das „Klotzholz“ an Hanß Georg Spitzmüller verkaufen. Da es zu diesem Kauf jedoch nicht gekommen war, mussten die sechs Waldbauern und nicht der Holzhändler für den Brückenschaden aufkommen. Spitzmüller hat sich die Nicht-Verantwortlichkeit von fünf offiziellen Stellen bescheinigen lassen: von der Landvogtei Ortenau, sowie den Ämtern Kehl, Willstätt und Gengenbach. Dies zeigt, dass seine Geschäftsbeziehungen zumindest bis nach Kehl reichten.

- Die Flößer waren oft Wochen unterwegs. Deshalb bittet 1766 der Nordracher Georg Öhler, ihn von dem Amt des Geschworenen zu befreien. Sonst sei er an der Ausübung seiner Tätigkeit als Flößer zu oft gehindert und erleide finanzielle Einbußen.

- Mit dem Verkauf von Floßholz konnte in einem kurzen Zeitraum viel Geld verdient werden. So gibt die Frau des Nordracher Rautschbauern am 14. Dezember 1764 zu Protokoll, ihr Mann habe seit Mariä Geburt (8.9.) 210 Gulden für Floßholz eingenommen. Leider sei davon nichts mehr übrig. Er sitze nur noch im Wirtshaus. Der Zeller Rat solle ihm dies verbieten. Der Rat verhängte in solchen Fällen ein Wirtshausverbot.

- Die Stadt erwartete, dass die Flößer, wenn sie in Biberach anlegten, sich in den Wirtschaften verköstigten. Der Floßmeister Andreas Kienzle von Schramberg hat 1768 als Proviant für sich und seine Helfer fettgebackenes („Schmuzwahr“) im Wert von 100 Talern eingekauft. Die eiserne Reserve war kräftig und hielt sich länger als Brot.

- Der Rat übte auf der Kinzig, soweit sie die Gemarkung der Reichsstadt durchfloss, die Polizeigewalt aus. Als der „Klostermeyer“ im Bruch, Christian Münchbach, den Flößer Dorner von Schiltach wegen einer unbezahlten Rechnung anzeigte, versprach der Rat dem Gläubiger, den Schuldner bei der nächsten Floßfahrt festnehmen zu lassen und an der Weiterfahrt zu hindern, bis er die Schuld bezahlt habe.

6. Ein breites Sortiment an Waldprodukten.

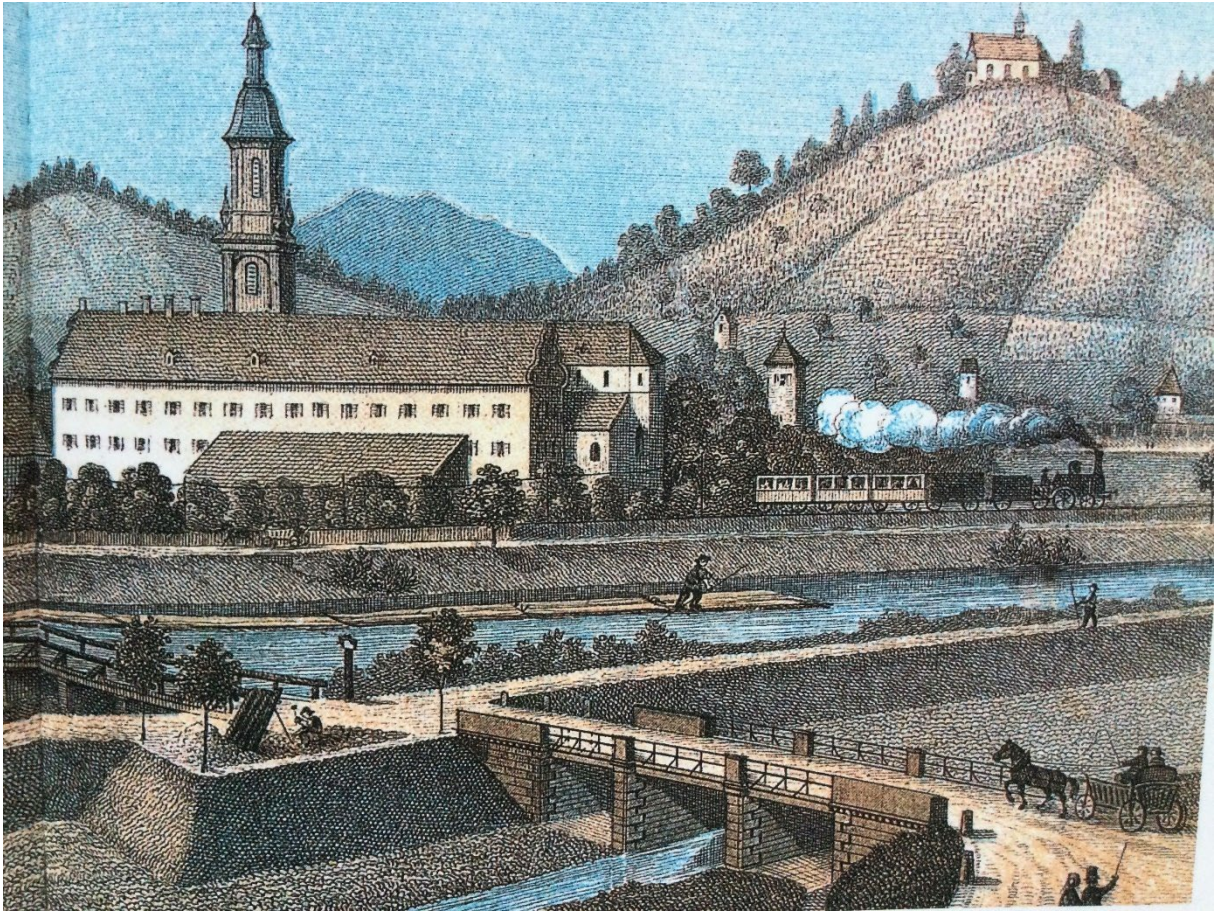
Waldholz, deren Holzbestand sich als Bauholz eignete, durfte nicht für geringere Zwecke in Anspruch genommen werden. So hat 1762 „Andreß Kaiser vom Berg“ im reservierten Forst zwei Buchen geschlagen, um daraus Kienspäne zu schneiden. Damit hat er sich strafbar gemacht.

- Meist wurden die gefälltten Bäume noch im Wald geschält. Dies galt insbesondere für die Stämme, die für das Flößen bestimmt waren. Die Rinde von Fichten und Tannen eignete sich als Brennmaterial; für die Eichenrinde gaben die Gerber ein Entgelt. Bisweilen wurden die Kinder zum Einsammeln der Rinde ohne erwachsene Begleitung in den Wald geschickt. 1795 hat der Rat diese Art der Kinderarbeit verboten.

- Allgemeineren Charakter hatten die Schäden, über die sich die Zeller Stadtväter zu beklagen hatten: in Verbindung mit der „Flötzung“ von Klafter- und Scheitholz aus den Domänenwäldungen über den Nordracher Talbach und danach durch die Teiche kam es naturgemäß wiederholt zu Beschädigungen. Nordrach erhielt Entschädigung, Zell dagegen nicht. Dies, obwohl das „domänenärarische“ Holz auch über die Zeller „Teuche“ geflößt wurde.

(Ganz herzlichen Dank, bester Herr Dr. Dieter Petri! Ich hoffe sehr, dass Ihre Arbeit in Verbindung mit meiner gut passend ist, somit sich in guter Gesellschaft befindet.)

Es darf mit Fug und Recht angenommen werden, dass diese Rechtsstreitigkeiten in ähnlicher Weise überall im Schwarzwald, und nicht nur dort, auftraten und zur friedlichen Lösung geführt wurden, geführt werden mussten. So geschehen ebenfalls in Yach (siehe dort).

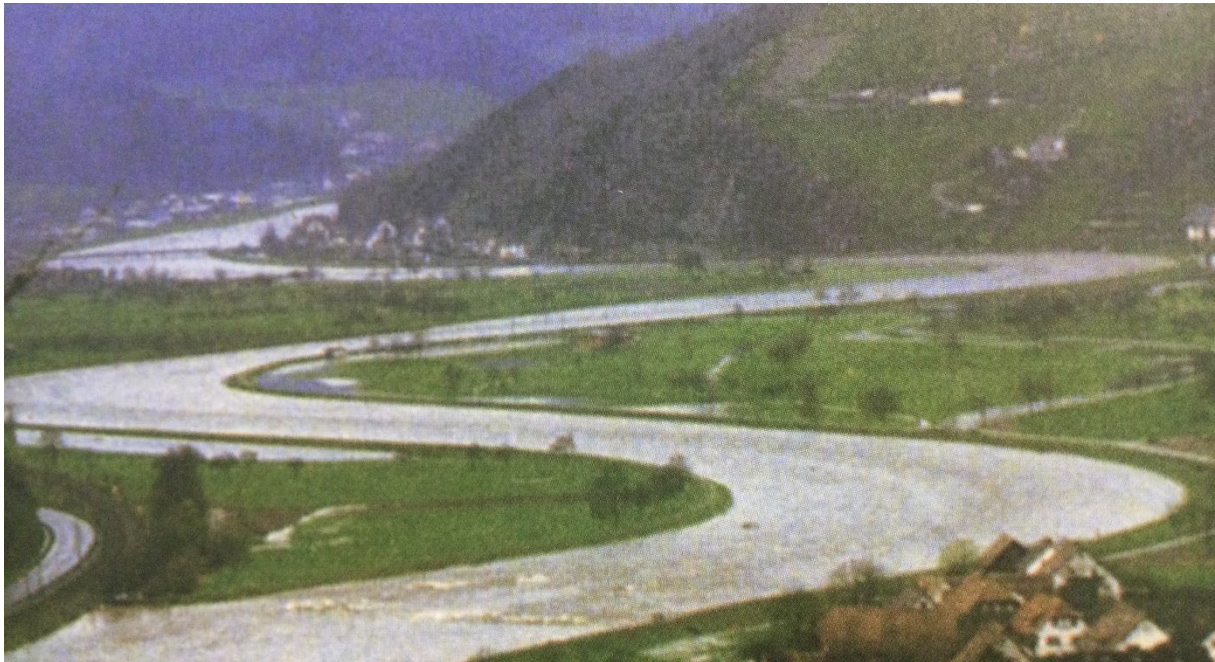


123 Gengenbach: Im Mittelpunkt des Bildes, so auch im Mittelpunkt der Geschichte, ist das Benediktinerkloster der einst freien Reichstadt zu sehen. Um 800 vom Bischof in Strassburg gegründet, mit Kolonisten aus dem Elsaß besiedelt, war hier am Eingang ins Kinzigtal ein bedeutendes geistliches und ökonomisches Zentrum gegründet worden, welches viele Jahrhunderte lang intensiv ausstrahlte. Alle drei Transportwege und Transportmittel sind hier in ihrer Aktivität zu sehen. (Archiv der Stadt Gengenbach; sowie Bruno Lehmann: Geschichte der Stadt Gengenbach)

7.8 Die Bedeutung der Flößerei für Gengenbach



124 a Kartenausschnitt Gengenbach alt / neu: Als Gengenbach nach jenseits der Kinzig ausgeweitet wurde, ließ sich vermutlich bereits erahnen, dass die Kinzig nicht immer friedlich in ihrem Bett fließen wird. Der Stadtteil Brückenhäuser hatte bei Überschwemmungen wiederholt sehr große Schäden zu reparieren. (Quelle: Die Kinzig von Hausach bis Kehl am Rhein – Ausschnitt)



124 b Kinzig-Hochwasser: Sehr richtig: es gibt weitaus dramatischere Aufnahmen der zahlreichen Hochwasser entlang der Kinzig – ganz besonders aus dem 19. Jahrhundert. Diese sollte jedoch aussagekräftig genug sein. (Quelle: Bruno Lehmann: Die Kinzig und die Flößerei; Foto (hier ein Ausschnitt) von F. Schmidt, Fischerbach)

Quellen weisen darauf hin, dass die Flößerei in Gengenbach auf das Jahr 1336 zurückgeht. Wie bereits erwähnt, gehörte das Benediktinerkloster Gengenbach zum Bischofssitz, somit Regierungssitz Straßburg. Es ist davon auszugehen, dass Gengenbach mit einem Verwaltungssitz dazu ausersehen war, als fränkischer Vorposten im alemannischen Herzogtum zu dienen. So lautete die Aufgabe des fränkischen

Königsboten Graf Rutgard im 8. Jahrhundert. Er wollte diesen Ort als ökonomischen Mittelpunkt der alemannischen Ortenau angesehen wissen. Dazu bedurfte es eines religiös-politischen Mittelpunktes. Ein solcher konnte nur durch ein Kloster geschaffen werden. Die Umgebung war zu dieser Zeit noch unbewohnt. Deshalb bekam das Kloster als Grundherrschaft zusammenhängenden Boden, meist in Form von Waldungen. (Der Offenburger Gottswald / Wald Gottes = somit des Klosters, war den Waldgenossen der Gottwaldgemeinden Weiher, Griesheim, Waltersweier und Offenburg als Lehen übertragen. (Siehe dort!) Aufgabe der Mönche war es, dieses „Hauptstiftungsgut“ mit Landwirtschaft treibenden Menschen zu besiedeln. Landerschließung durch Rodung erfolgte später in einer ersten Stufe (bis 1140) in der Klostersnähe. In einer folgenden Stufe (bis 1175) wurde Unterentersbach „Ausstrahlungs-ort“ für die als Bezirke bezeichneten Gebiete Harmersbachtal und Nordrachtal, sowie von Steinach bis Berghaupten. Es erfolgten die Erschließung durch Rodung der hinteren Täler einerseits – die Besiedlung der heute so bezeichneten Vorbergzone – sowie Teile der Rheinebene andererseits (bis 1290). Betriebsformen der Dreifelderwirtschaft, danach der Zweifelderwirtschaft mit Stallbetrieb, in den hinteren Tälern als Hofgut geführt, fallen in diese Zeiten. Gengenbach wurde bereits zur damaligen Zeit zum bedeutendsten geschlossenen Wirtschaftskörper Mittelbadens. Streubesitz lag sogar im Neckargebiet, sowie im Breisgau. Die ersten Siedler kamen naheliegend aus dem Elsaß und aus Straßburg.

Die Vertreter des Klosters, so genannte Kurienmaier, übten neben der Hofverwaltung auch die zugehörige niedrige Gerichtsbarkeit aus. Berufungsgericht war das Gericht des Abtes in Gengenbach. Besonders günstig gelegene Höfe – Schaffneien, wie Zell a. H., Offenburg, Ichenheim – hatten ihre Überschüsse an das Kloster abzuführen, an die dortige Oberschaffnei.

Die Klosterwaldungen unterstanden einem mönchischen Förster. Durch Sägemühlen – auch diese standen als Klostereigentum unter Aufsicht des Klosters und wurden verpachtet – und die Flößerei auf der Kinzig mit seinen beiden Quellbächen hier, kam es zu einer zunehmend besseren Verwertung des Waldgutes.

Jagdrecht war damals allzeit hochpolitisches Abtsrecht, somit hier Recht der kirchlichen, folglich klösterlichen Grundherrschaft.

Bergbau, Handwerk in den aufkommenden Städten, Handel, Weinbau – alle diese Gewerbe forderte und förderte das Kloster – in Gengenbach wie im gesamten Schwarzwald, in Gesamt-Europa. Die Klosterregel des Benedikt von Nursia (495 – 545), Begründer der Benediktiner-Klöster, somit indirekt ihrer späteren Abzweigung, den Zisterziensern, beinhaltet all diese ökonomischen Aktivitäten – einbezogen die regionalen und lokalen Besonderheiten des jeweils einzelnen Klosters. Wein kam anfangs von den elsässischen Gütern. Später wurde Weinbau vom Kloster selbst an den Südhängen der Kinzig begonnen, bis hinter nach Wolfach. Wein: die alten Römer grüßen uns auch hier erneut.

Dieser kurze Exkurs mag einerseits die Bedeutung des Klosters Gengenbach als elementar wichtigen Wirtschaftsfaktor verdeutlichen – alle Benediktiner-Klostergründungen verliefen sehr ähnlich, nicht nur hier im Bereich des Schwarzwaldes. Zugleich wird die sehr enge, lang anhaltende wirtschaftliche Verknüpfung mit Straßburg deutlich. Dass es klösterliches Holz war, welches dorthin verflösst wurde, ist aufgrund der geographischen Lage zudem naheliegend, auch wenn ein Schramberger Flößer das erste Schwarzwald-Holz für Straßburg von dorthin geliefert sah.

Es war eine Zeit der Blüte der bereits damals auf ganz natürliche Weise europäisch geprägte Stadt. Starkes, jahrhundertlang anhaltendes Bevölkerungswachstum dort – massiv unterbrochen durch die „großen“ und „kleinen“ Kriege – der dreißig Jahre lang dauernde war der größte von allen. Es folgten mehrere „Erbfolgekriege“, die „napoleonischen“, der „70-er Krieg“. Nach Ende dieser Kriege war der

Holzbedarf stets sehr groß. Pandemien, so wiederholt die Pest (z.B. Ende des 14. Jh.) zwangen Holzhandel und somit Flößerei zum zeitweisen Stillstand. Dies führte als ein frühes Beispiel dazu, dass Holz, welches für Straßburg bestimmt war, aus dem Moosgebiet ab 1370 vom Zoll befreit wurde.

**„das holz, dasz do har komet uff der kintzig ein,
das hat der zöller noch da her frey zu lassen.“**

So zu lesen in der Schedelschen Weltchronik, Kapitel Schwarzwald.

Reste der Floßhölzer, sogenannter Floßabfall, konnten von den Gengenbachern günstig erstanden werden.

**„Die Gengenbach und die dazugehören, mögen des Taubholzes
in den genannten Wäldern nießen ... Afterschläge und Äste die
da fallen vom Floßholz.“**

Als im 17. und 18. Jahrhundert nach und nach die ungezähmten Quell- / Grundbäche der oberen Kinzig für die Flößerei erschlossen wurden – die große Kinzig, die Reinerzau = kleine Kinzig, die Schiltach, der Heubach und die Gutach, die Wolfach – verlagerte sich der Schwerpunkt der Flößertätigkeit zunehmend hinein ins Kinzigtal. Wolfach wurde zur Metropole der Kinzig Flößerei, nicht zuletzt wegen des Amtssitzes derer von Fürstenberg mit dem eindrucksvollen Schloss, direkt neben dem Kinzig-Ufer gelegen.

Gengenbach war lange Zeit die Zollstelle, Biberach war es ebenfalls zeitweise. Die folgenden Grundherrschaften mussten von den Flößern von Alpirsbach bis Straßburg durchfahren werden:

**Herzog von Württemberg (Schiltach, Alpirsbach)
Fürst von Fürstenberg (Wolfach)
Ingenieure von Gerolseck**

**freie Reichsstadt und Benediktinerkloster (Gengenbach)
freie Reichsstadt (Offenburg)
Graf von Hanau-Lichtenberg (Willstett)
Bistum Straßburg (Kehl)**

„Durchfahren“ hieß, gegen Entrichten des Zolls an den Zoller.

Mit Datum vom 24. Dezember 1873, wird dem „wohlloblichen Gemeinderat in Gengenbach“ vom Verwaltungsrat der Stadt Wolfach, vertreten durch Phil. Armbruster, das folgende mitgeteilt:

**Wir erlauben uns, Ihnen in der Anlage eine Eingabe an das Großherzogl. Handelsministerium in
Carlsruhe, die Errichtung eines Floßhafens in Kehl, zur gefliss. Unterschrift ergebenst vorzulegen,
überzeugt, dass Ihre Unterstützung unseres Gutachtens von günstigem Einfluß sein wird.**

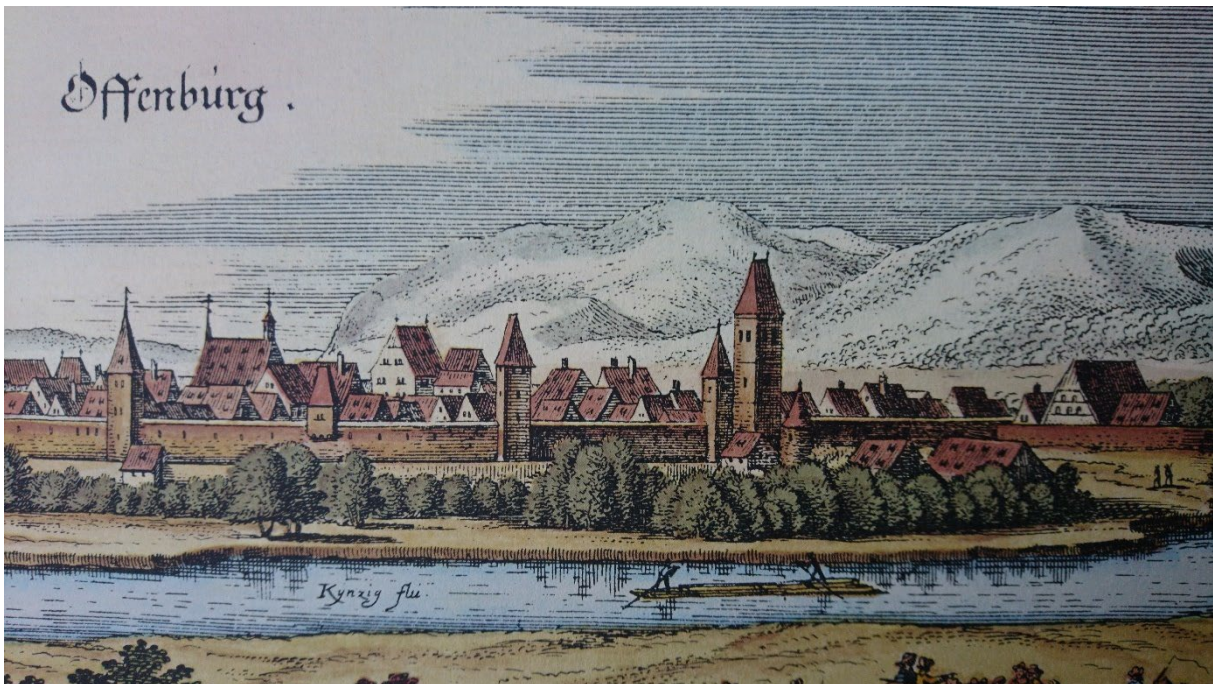
Im Kapitel über Kehl ist im entsprechenden Kartenausschnitt dieser Floßhafen deutlich erkennbar. Er ist heute Teil einer Wassersportanlage (z. B. für Motorboote)

Festzuhalten gilt schließlich, dass es in Gengenbach bzw. Schwaibach zwar Flößer gab, jedoch keine Flößergilde – wie das in anderen (Seiten-)Tälern und in Württemberg ähnlich der Fall war. Eine solche bildete sich zum Anlass einer Jubiläumsfeier-Feier der Stadt Gengenbach im Jahr 1980. Das Flößermuseum in Gengenbach, verbunden mit einem Eisenbahnmuseum, erinnert daran. Beide Museen sind im historischen Bahnwärterhaus untergebracht und werden von den noch wenigen verbliebenen Schwaibacher Flößern verwaltet.



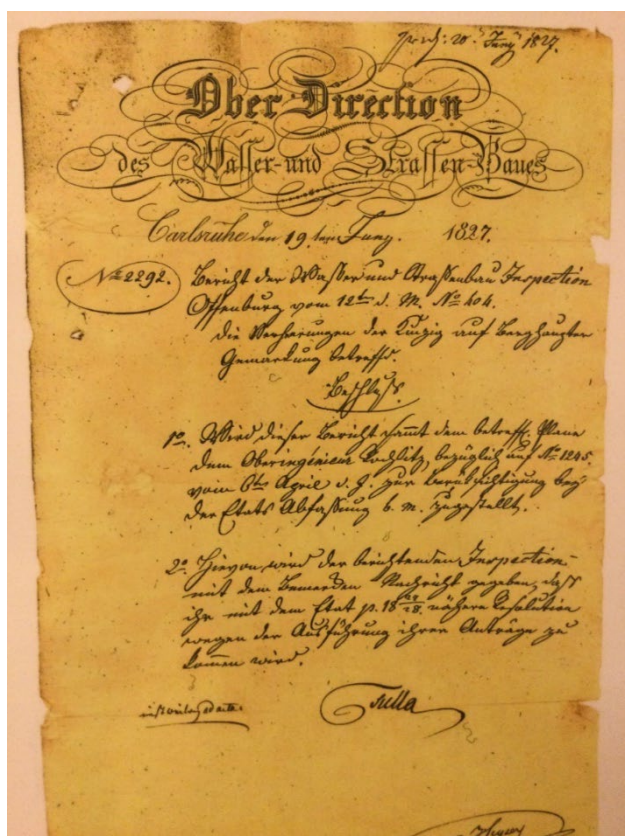
124 Schwaibacher Flößer auf der Kinzig: Zum Gengenbacher Stadt-Jubiläum bildeten sich Familien zu einer großen Flößer-Familie. Leider existiert sie längst nicht mehr. (Foto: Walter Mensing, einer dieser einstigen Flößer)

7.9 Offenburg, ein erster Absatzmarkt



125 Offenburg: Dieser Ausschnitt einer farbigen Reproduktion der bekannten Merian-Ansicht der einst freien Reichsstadt Offenburg zeigt ein eingestöriges, eintafeliges Floß. Die Gebäude dahinter, außerhalb der Stadtmauer gelegen, dürften die beiden Papiermühlen beherbergt haben, welche hier die Kraft des fließenden Wassers des parallel zur Kinzig verlaufenden „Mühlenbachs“ genutzt haben. (Quelle: Kolorierter Merian-Stich, Antiquariat Müller, Offenburg)

126 Tulla Brief: (Quelle. Sammlung des Wasserwirtschaftsamts Offenburg)

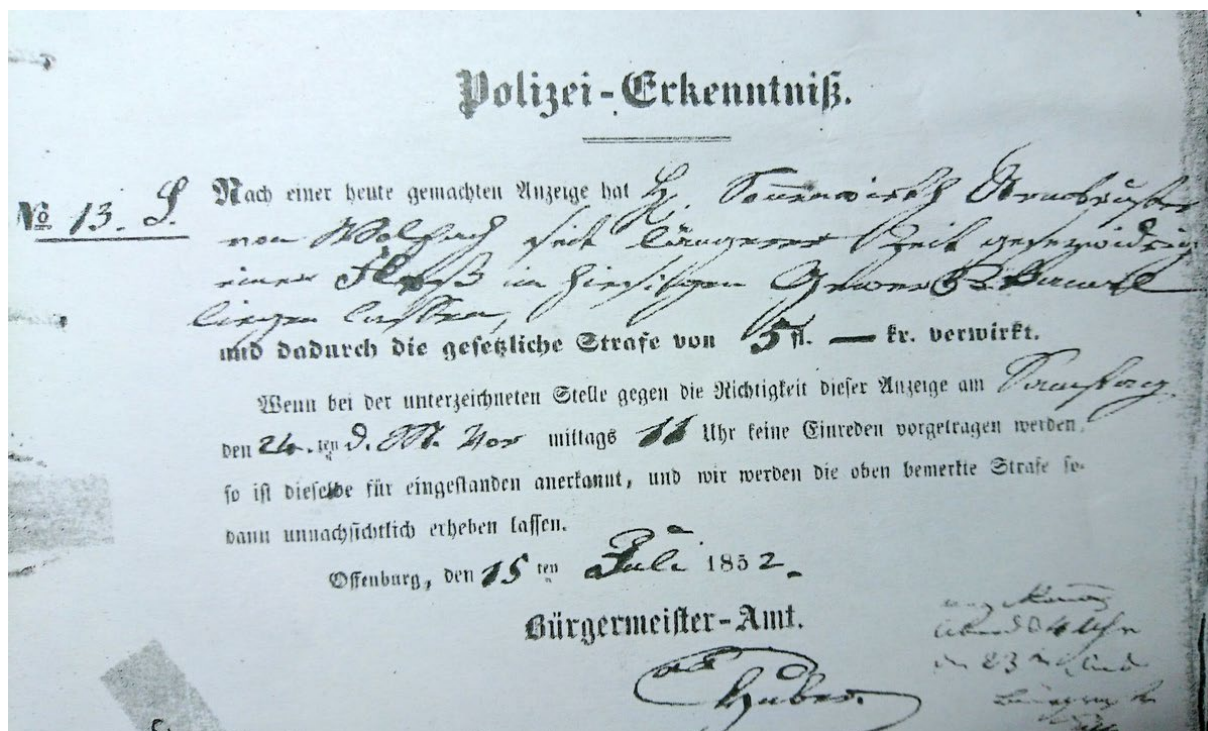


„Majestätisch“ ließe es sich nennen, wie die beiden Flößer ihr Floß die Kinzig flussabwärts gleiten lassen, vorbei an der bis heute markanten Kulisse von Offenburg. Doch was der klassische Kupferstich von Matthias Merian d. Ä. (um 1650) nicht zeigt, ist die Tatsache, dass diese Männer soeben das kurvenreiche und daher kritische Gebiet der „oberen und unteren Schlangenmatten“ hinter sich gebracht hatten. Wohl so genannt und einst im heutigen Gebiet des „Gifiz“ gelegen, weil die Kinzig sich dort in vielen Armen kurvenreich dahin schlängelte. Sich verändernde Inseln und Sandbänke erschwerten zudem die Fahrt. Die ideale Floßstraße zu finden, war auch für erfahrenste Flößer dort sicherlich nicht immer einfach, gar bei erhöhtem Wasserstand. Bei Hochwasser musste die Flößerei ohnehin eingestellt werden, so dies rechtzeitig möglich war.



127 „Am Großen Teich“ bei Ortenberg: Eine Fahrt auf der Kinzig konnte in zwei Tagen bewältigt werden; sie konnte jedoch auch 7 Tage dauern. An der einst mäandrierenden Kinzig und dem ebenso einst mäandrierenden Mühlbach / Floss- und Gewerbskanal / und heutigen Mühlbach wird die Geschichte der Kinzigflößerei besonders anschaulich: Ein Ortenberger (im Hintergrund sind einige wenige Häuser Ortenbergs zu erkennen; darüber thront die Ortenburg, heute eine Jugendherberge) versah hier den Schleusen-Dienst. Das gestaute Wasser der Kinzig reichte für lange Floßfahrten. Wenn die Kinzigflößer hier ihre Fahrt beenden mussten, gab es in der

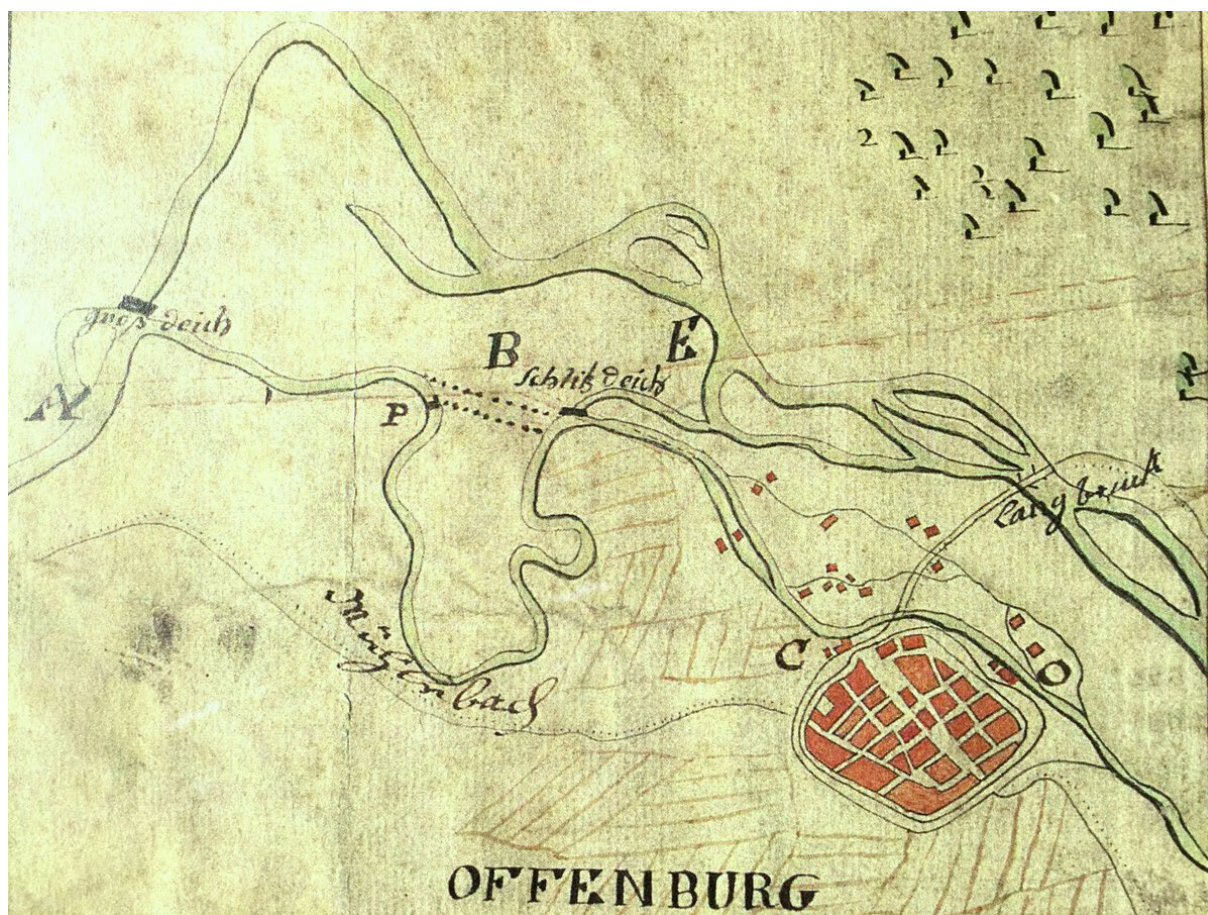
„Linde“ willkommene Verpflegung und Unterkunft Vor der Schleuse sammelten sich nicht nur bei Hochwasser Unmengen an Sand, Steine, Holz und Unrat an. Das Säubern dauerte, so auch noch heute. (Foto: Verfasser)



128 Polizeiverordnung: Flößer hatten ihr Floß angemährt und danach ohne Aufsicht zurückgelassen, vermutlich um in einer der Offenburger Wirtschaften eine Pause einzulegen (Quelle: Stadtarchiv Offenburg). Es folgte ein viele Monate lang dauernder Rechtsstreit mit Widerspruch der Flößer: der sei kein Flossbach (von Steinen, Geröll befreit), sondern „nur“ ein Gewerbsbach (der genügend Wasser zu liefern hat, ohne Betrachtung eines „reibungslosen“ Bachbetts).

Gleich hinter Offenburg, auf der Höhe von Waltersweier setzte sich erneut der beschwerliche Teil der Floßfahrt fort. Bis Kehl mäanderte die Kinzig in häufig sehr engen Kurven dahin, Die „gefährliche Schleuse“ in Willstätt blieb vielen Kinzigtäler Flößern erspart. Denn hier endete vielfach ihre Fahrt. Es übernahmen die Neumühler oder Kehler Flößer bis zum Holzlagerplatz, dem bis heute noch so benannten „Läger“ in Kehl, einem Multifunktionsplatz (Ostermeßdi, Trödel-, Gebrauchtwagenmarkt, Circus, u. v. a. m.).

Zoll kassierten die Hanau-Lichtenberger ebenfalls. Dies bereits ab dem 15. Jahrhundert („fünf Pfennige für ein stor holces“). Die Stämme der aufgelösten Floße fanden hier ihre Käufer, sofern das Holz nicht bereits hinten im Tal an Straßburger Händler oder an die Calwer Holz-Handelsgesellschaft vergeben war. Die Hanau-Lichtenberger setzten für „Ihr“ Willstätt zudem ein „Stapelrecht“ fest, das erst 1867 mit der letzten Floßordnung aufgehoben wurde. Doch zurück zu Offenburg: die wohl älteste Zeichnung von Offenburg ca. 1600 „in seiner Gegend“ zeigt, wie das Wehr bei Elgersweier umflößt / umfahren werden musste. Es zeigt eine erste Begradigung. (Quelle: Stadtarchiv Offenburg)



129 Offenburg um 1600: wild und romantisch war es zweifelsohne zu dieser Zeit, lange bevor der bis in die Gegenwart noch andauernde Begradigungswahn einsetzte. Die Hochwasser wurden nicht behoben, sondern bestenfalls flussabwärts verlagert. Köln und andere Städte sind es, die das nun schneller fließende Wasser der Flüsse „verarbeiten“ müssen. Hier ist es der Mühlenbach, der seine Begradigung erfährt. Er soll zum Floß- und Gewerbskanal werden, Offenburg hatte damals ebenfalls seine „Langbruck“, wie Straßburg, und völlig berechtigt. Die kurvenreichen Arme der Kinzig mit den Schlangematten – auch sie sollen wieder erstehen. Der Gottswald reicht mit seinen Laubbäumen hier noch bis fast an die Kinzig. Längst Vergangenheit dies. (Quelle: Archiv der Stadt Offenburg)

Anfang des 19. Jahrhundert wurde der „Mühlenbach“ – so genannt, weil an der Stadtbefestigung mit Mauer und Graben, dem Zwinger, zwei Papiermühlen ihre Dienste taten – in den „Gewerbs- und Floßkanal“ umgebaut und umbenannt. Auf dem erwähnten Merian-Stich lassen sich diese Mühlen wie auch der Mühlenbach selbst bestenfalls erahnen. Bei späteren Ansichten sind entsprechende Gebäude, wie auch der Mühlbach als Floßkanal angedeutet oder deutlicher erkennbar. Die Schleuse, ihre inzwischen äußerst kümmerlichen Holz Reste, lassen sich seit Jahrzehnten als verwitterndes Kleindenkmal mehr erahnen als in ihrer ursprünglichen Bedeutung nachvollziehen.



130 Anmähring: Unmittelbar an der mehr und mehr verwitternden Schleuße des Mühlbachs befindet sich dieser kaum wahrzunehmende Anmähring – dezent durch einem Baum verdeckt (Foto: Verfasser)

Dem „Ortenberger Schleusenmeister“ war der Dienst an der heute noch bestehenden, inzwischen natürlich modernisierten, mit einer energiegewinnenden Schleuse bei Elgersweier übertragen. Aus dem einfachen Wehr war nun eine für Flößer und Mühlen gleichermaßen steuerbare Schleuse geworden. Der „Große Deich“ diente als Wasserspeicher, vor allem für die Flößer. Denn sie brauchten für ihre Fahrt große Mengen „Schwallwasser“ unter ihrem Floß. Dem Zöller / Zoller konnten die Flößer nun nicht mehr entgehen. Am oberen Kinzigtor, in etwa dort, wo heute in der geographischen Nachbarschaft ein Kinokomplex für Abwechslung ganz anderer Art sorgt, war der Zoll fällig. Diesen werden die Flößer hier ausnahmsweise gerne entrichtet haben. Denn mit Mühl- und Floßkanal war eine deutliche Erleichterung und kürzere, schnellere

Fahrt möglich geworden als durch die „oberen und unteren Schlangenmatten“



131 Anmährhaken: Wer in Schenkenzell vor der Kirche nach links Richtung Reinerzau abbiegt, kommt wenige hundert Meter danach an einer Holzbrücke vorbei. Unten am Ufer, auf der linken Bachseite, sieht man diesen überaus abgenutzten Felsbrocken mit den ebenso sehr abgenutzten beiden Anmährhaken. Weitere Anmährhaken - so mancher kaum oder nicht strapaziert – befinden sich in Wolfach kurz vor der Einmündung des Wolfbaches in die Kinzig in Wolfach, stärker abgenutzt zwischen Kinzig und Schloß, ferner in der Sammlung des Wasserwirtschaftsamtes Offenburg (Foto: Verfasser)

Auseinandersetzungen mit den Mühlenbetreibern um das wertvolle Kinzigwasser waren die Flößer schon von ihrer Fahrt durch das Kinzigtal gewohnt. Nicht selten mussten die Mühlen ihre Arbeit vorübergehend einstellen, wenn ein Floß für die Weiterfahrt an einer Schleuse das Wasser brauchte. Höflich, wie Flößer sind, meldeten sie Ihre Ankunft durch einen Vorausboten an (mit schwarz-roter Fahne, gemäß den zahlreichen Floßordnungen. „Warschauer“ wurde der in einem Ruderboot vorausfahrende Bote im Rheingebiet genannt). Entlang der Kinzig und anderen

Teilen des Schwarzwaldes hatten dies die Lehrlinge oder Floßknechte zu Fuß zu tun. Doch wehe, wenn einer dieser Lehrlinge den Gamber zu spät hochzog. Denn auch diese „vorauslaufende“ Tätigkeit war den Lehrlingen übertragen.



132 Wahrschauer: Im Schwarzwald-Gebiet gab es sie nicht, dafür auf dem Rhein: die Wahrschauer. Ihre Aufgabe war es, den überaus langen Flößen im Ruderboot vorauszufahren und mit Hilfe einer rot-schwarzen Fahne entgegenkommende Wasserfahrzeuge zu erhöhter Vorsicht zu gemahnen. Auf den Schwarzwaldflüssen war dies Aufgabe der Lehrlinge, falls erforderlich; und auch, um den Gamber an den Schleußen hochzuziehen bzw. zu drücken, damit das Floß mit einem ordentlichen Wasserschwall die Fahrt ungehindert fortsetzen konnte. Doch, wehe, der Lehrling kam zu spät oder zu früh ...! (Quelle: Diverse Autoren: Rheinfahrt 1870, Privatbesitz)

sitz)



133 Holzlagerplatz: Als Sägeteich ist diese Gegend in Offenburg heute noch präsent. War doch hier der Anlandeplatz der Kinzigflößer für den Teil ihrer Güter, die für den Offenburger Markt bestimmt war.

Für das von Offenburg aus dem Schwarzwald bezogene Holz – Scheitholz als Brenn- und Feuerholz, Langholz, Bretter und Balken, Latten für Bauzwecke – war auf der „Halbinsel“ das Holzlager (diese befindet sich noch heute auf der Höhe der Offenburger Hochschule).

1821 stellte die Holzhandlung Ziegler & Co. einen Antrag auf Erbauung einer Sägemühle. Diese wurde genehmigt. Bereits im Jahr 1830 übernahm ein Herr Armbruster (er soll aus Wolfach stammen) diese Sägemühle mit Sägeteich (!), Floßkanal und Holzlager. 1839 errichtete er in unmittelbarer Nachbarschaft eine Getreidemühle. 1886, als die Kinzigflößerei in ihrer Bedeutung bereits spürbar abnahm, sich ihr allmähliches Ende bereits abzeichnete, errichtete die Stadt auf diesem Gelände ein Pumpwerk für die Wasserversorgung der Offenburger Bevölkerung. Das Gebäude steht noch heute.

Zur Verdeutlichung dienen nachfolgend einige Daten über die Flöße und die transportierte Holzmenge:

1875 - 1880:	141	Flöße mit 66.173 cbm
1881 - 1885:	100	Flöße mit 48.952 cbm
1886 - 1890:	70	Flöße mit 40.595 cbm

Im Durchschnitt umfasste ein Floß somit ca. 500 cbm Holz.

Der starke Rückgang wird mit der Konkurrenz zum Eisenbahntransport einerseits, dem der zunehmend auch hier besser ausgebauten Straßen – auch von und zu den Grundbächen – begründet. Die weiteren Gründe traten hinzu:

- **Andere Baumaterialien, zum Beispiel Stahl, ersetzen vermehrt Holz;**
- **der deutsch-französische Krieg (1870/71) brachte den Handel mit Straßburg zum Erliegen. Französische Händler verabschiedeten sich nach Paris;**
- **mit der Industrialisierung entwickelten sich neue, weniger gefährliche Tätigkeiten und Berufe für die jungen Männer;**
- **andere, bessere Holzqualitäten drängten auch hier auf die Märkte, z. B. aus Bayern und Tirol.**

Bezogen auf die Einhaltung der Floßordnung gab es offensichtlich immer wieder Probleme der besonderen Art: als ein Beispiel sei die letzte Floßordnung aus dem Jahre 1867 herangezogen. Ihre Besonderheit bestand darin, dass die württembergischen und die badischen Flößer ab diesem Jahr gleichgestellt wurden. Somit gab es keine verschiedenen Grundherrschaften mehr, welche Zölle und andere Bestimmungen unterschiedlich festsetzen konnten. Durch den Deutschen Zollverein im Jahr 1834 war bereits eine wichtige Bereinigung unterschiedlicher Zölle erfolgt gewesen.

Frühere Zollordnungen, z. B. die Wolfacher aus den Jahren 1764 und 1766, sowie die des Jahres 1853, wurden damit aufgehoben. In der Willstetter Floßordnung blieben nur noch sieben spezielle Regelungen bestehen (siehe dort). Unverändert blieb das über Jahrhunderte bestehende „Nachtfloßverbot“ – „von Einbruch der Dunkelheit, bis zum Anbruch des Tages“.

Für die bereits damals im Sommer häufig wasserarmen Zeit (laut Offenburger Floßordnung: vom 1. Juli bis zum 15. August, also sechs Wochen. In anderen Floßordnungen begnügte man sich mit vier Wochen), zugleich Haupterntezeit, galt ebenfalls ein Floßverbot. In diesen Wochen konnten und mussten Reparaturen an den Floßeinrichtungen – an Wehren, Schleusen, den Einbindestellen, auch an den Brücken und Furten sowie den Mühlen – durchgeführt werden. So mancher Flößer und Floßknecht musste und konnte in dieser Zeit zuhause landwirtschaftlichen Pflichten nachkommen.

„Die Flößerei darf nicht vor dem 1. März begonnen und muss am 11. November (Martini) geschlossen werden“, so der Originaltext aus dem Jahr 1867. Üblicherweise galt bis dahin als floßfreie Zeit die Zeit zwischen Georgi und Martini., folglich Herbst und Winter. Vernunftbegründete Ausnahmen gab es auch damals, zum Beispiel klimatisch bedingte. Die „Herrschaftsflösse“ traten hinzu. Der nachfolgende Text findet sich über Jahre hinweg alljährlich im Amtsblatt der Stadt Offenburg (Quelle: Stadtarchiv). Dies zu einer Zeit, als die Kinzig-Flößerei bereits deutlich rückläufig war.

Den Schlußtermin der Flößerei betreffend

Nr. 322565. Aus Anlaß der Mißstände, die sich in früheren Jahren dadurch ergeben haben, daß noch nach Eintritt des Schlußtermins einzelne vorher zugerichtete flösse auf der Kinzig verflößt wurden, geben wir bekannt, dass die Bestimmungen des § der Kunzigflössereiordnung, wornach die Flößerei am 11. November geschlossen werden muß, künftig strenge gehandhabt werden wird und Zuwiderhandlungen unnachsichtig der Bestrafung verfallen werden, welche nach Umständen neben der Geldstrafe auch in Haft bestehen kann

Offenburg, den 30. September 1893

***Großherzogliches Bezirksamt
Wendt***

Doch offenkundig hielten sich die Flößer nicht immer an diese ruhenden Zeiten. Sonst wäre wohl nicht **alljährlich** diese Aufforderung der Obrigkeit ergangen, sich an die genannten Zeiten zu halten.

Als selbstverständlich galt über Jahrhunderte weg überall dort, wo gefloßt wurde, dass ein Floß nicht unbeaufsichtigt blieb. Meist waren mindestens drei Mann, je nach Größe der jeweiligen Flöße, dazu verpflichtet, Wachdienst zu leisten. Denn ein Floß konnte sich vom „Anmährplatz“ lösen, sich verselbständigen. Sei es durch mangelhafte Befestigung, durch Sabotage, z. B. Diebstahl wertvoller Oblast oder des gesamten Floßes (ja, auch das gab es!), durch starkes Wasser nach plötzlich auftretenden heftigen Regen. Ein Floß konnte beträchtlichen Schaden anrichten, zum Beispiel an Mühlen, an einer Brücke, an den Uferböschungen. Dies führte in der Folge zu Schadenersatzansprüchen der Geschädigten, geregelt ebenfalls in den Floßordnungen, die nicht selten von überregionaler Bedeutung waren. Grundherrschaften verständigten sich bereits sehr früh auf gemeinsame Regelungen zum Zwecke der Vereinheitlichung und somit Vereinfachung von Arbeitsbedingungen, auch der besseren Kontrollierbarkeit.

So erwischte es einen Flößer mit seiner Mannschaft aus Wolfach (ein anderes Mal war es einer aus Schiltach), gegen den eine so bezeichnete „Polizei-Erkenntnis mit Datum vom 15. Juli“ verhängt wurde. Er hatte sein Floß „längere Zeit gesetzwidrig im hiesigen Gewässer liegen lassen“. 5 Florentiner Gulden waren die Strafe hierfür. Bis zum 24. November mittags 11 Uhr war dem Beschuldigten Zeit gegeben, „Einreden vorzutragen“. Diese übernahm für ihn der Schultheiß der Stadt Wolfach unter Verweis auf den schlechten Zustand der Fahrstraße, der Floßstraße. Der weitere Ausgang des Konflikts ist nicht überliefert. Der Stadt Offenburg oblag die Gestaltung und Erhaltung des „Floß- und Gewerbskanals“. Die Gewerbetreibenden brauchten „nur“ das Kinzigwasser, die Flößer zudem eine möglichst stein- und geröllfreie Bachsohle, damit ihre Flösse ohne Schaden blieben. Heute befindet sich das Bachbett des Mühlbachs weitgehend in einem geradezu vorbildlichen Zustand – flößertechnisch betrachtet.

Als ganz und gar unerfreulich wird der nachfolgende Text der „großherzoglichen Wasser- und Straßenbauinspektion vom 11. August 1850, von allen an der Flößerei beteiligten Personen aufgenommen worden sein, der „Zoller“ eingeschlossen.

Offenburg (Flößerei auf der Kinzig betreffend)

Wegen unaufschiebbarer bedeutender Reparationen des Mühlwehres und der Schleuse in der Kinzig am großen Deich dahier kann die Holzflößerei durch den hiesigen Gewerbskanal nur noch bis zum 15. Künftigen Monats September statthaben; was hiermit bekannt gemacht wird.

Ob es dennoch möglich war, die Flöße über die Kinzig unter Umgehung des Floßkanals (= Mühlbach), jedoch bei Bewältigung des Wehres, flussabwärts zu fahren, ist den Akten des Stadtarchivs nicht zu entnehmen.

Die Hitze des Sommers 2019 brachte ein interessantes Objekt zum Vorschein: einen massiv eisernen Befestigungsring, anderswo als „Anmährhaken“ benannt, vorzufinden.



134 Offenburg im Jahre 1881: Der Grundriss hat sich über Jahrhunderte klar erhalten. Die im rechten Winkel verlaufende Bahnstrecke bereitet den Verkehrsfachleuten seit vielen Jahrzehnten Kopfzerbrechen. Noch heute bestehende Gewerbe- und Industriefirmen haben hier bereits ihre ersten Standorte. Sehr gut erkennbar ist der im Süden der Stadt gelegene „Sägeteich“ mit dem Holzlagerplatz. Die

Gewannamen sind bis heute präsent, so „Auf der Stegermatt für das dort gelegene Stadtviertel (Quelle: Plan der Stadt Offenburg 1861, Privatbesitz)

Dieser war und ist nur wenige Meter von der Schleuse entfernt, in die Beton-Ufermauer eingelassen. Dort konnten die Flößer ihre Flöße anmähren, also festbinden, um sich in der „großen“ Stadt ein wenig zu vergnügen. Leider zerfällt diese vor wenigen Jahren noch gut erhaltene, in ihrer Funktion deutlich erkennbare Schleuseneinrichtung immer mehr. Von den wenigen hölzernen Teilen sind nur noch Fragmente erhalten.



135 Schleusen-Detail der einstigen Offenburger Schleuse: Die hier bereits sehr stark verwitterten Holzelemente sind mittlerweile gänzlich von Wind, Regen und Wetter zerfressen. (Foto: Verfasser)

136 Sandkarren + Sand: Mit jedem erhöhten Wasser - längst nicht nur bei Hochwasser – wurden und werden Unmengen an Sand, Steinen nicht allein in der Kinzig transportiert und in den einstigen Schwallteichen abgelagert. Davon mussten damals für die Flößerei,

heute wegen der Mini-Wasserkraftwerke dieser Sand wieder befreit werden. Der Sand ist, so beispielsweise in Elgersweier, bis heute gefragtes Material. Der Sandwagen am Ortseingang erinnert daran. Heute kommen Bagger und LKW zum Einsatz, wenn das angeschwemmte Material entfernt werden muss. (Foto: Verfasser) Dass dieses angeschwemmte Gelände seit mehreren Jahren sich weitgehend selbst überlassen bleibt, dadurch Büsche und Bäume heranwachsen können, so dass ein gern aufgesuchtes Naherholungsgebiet entstehen konnte, darf als Zeichen erfreulichen Umdenkens gedeutet werden.



Es sollte sich durchaus lohnen, dieses historische „Nach-Denkmal“ in der Kombination zu weiteren Flößerberbezogenen Objekten zu erhalten, unabhängig von der Bewerbung der Stadt Offenburg um die Ausrichtung einer künftigen Landesgartenschau im fernen Jahr 2034! Weshalb nicht ein Modellfloß mit zugehöriger Dokumentation am Großen Deich etablieren?

Wie eine solche Floßfahrt von Kindern erlebt wurde, daran erinnert sich der längst verstorbene Heimatforscher Adolf Geck:

„Die Flöße, wie wir sie in unserer Jugend auf der Kinzig und im Mühlbach sahen, begannen mit einer Spitzenbreite von einem Meter und maßen in der Mitte drei bis fünf Meter. Den Schluss bildeten die großen Holländerstämme, auf denen die badenden Schulknaben wie Ritter ohne Furcht und Tadel über den Sägeteich (beim Wasserwerk) hinunterglitten.“

Überall auf der Floßstraße hatten die Kinder ihren besonderen Spaß mit den Flößern und dem auf dem Floß mitfahren. Die Kinder „durften“ den stets durstigen

Flößern in den auf der Fahrt liegenden Wirtschaften Nachschub beschaffen. Sie taten es nur allzu gerne, fiel doch stets ein Trinkgeld für sie ab.

Bereits vor dem Ende der Kinzig Flößerei im Jahr 1898 war der Mühlbach zunehmend zu einem „Gewerbsbach“ geworden. Er sollte und musste lediglich Wasser liefern. Spinnerei und Weberei im mittleren Kinzig-Bereich, im Gebiet der einstigen Papiermühlen und der Bleiche – der Name des einst stets gut besuchten Gasthauses „Bleiche“ erinnert noch heute daran – war zunächst eine große freie Fläche, auf der die Wäsche durch die Sonne, also auf natürliche Weise, gebleicht wurde. Später folgte die Chlorbleiche, mit den Beeinträchtigungen für die Wasserqualität. Im unteren Bereich befand sich die Lohgerberei Walz (Lohe = Eichenrinde). Nicht immer gab es genügend Eichenrinde. Daher musste Rinde der Tannen den Zweck erfüllen.

Von den Seitenbächen des Mühlbachs, Kronenbach, Plaelbach, Gerberbach, ist nichts mehr geblieben. Sie sind durch Bebauungen (Burda Medien, Landratsamt, Wohngebäude) längst verschwunden.



136 b Kartenausschnitt – Kinzigverlauf alt / neu: Die „Schlangenmatten“, weder die oberen noch die unteren, kennt heute noch jemand. Sie befinden sich dort, wo die Kinzig in großem, mäandernden Bogen mit Inseln und Sandbänken verläuft; dort wo heute der „Gifzsee“ als Naherholungsgebiet genutzt wird. Pläne zur Renaturierung gab es wiederholt; nun wieder für die nach Offenburg vergebene Landesgartenschau. (Quelle: Verlauf der Kinzig von Hausach bis Kehl)

Da die Offenburger von jeher reinliche Menschen waren und dies bis heute geblieben sind, finden sich auf der Höhe des Stegermatt-Bades Hinweise auf das Frauenbad (dieses war ursprünglich im Kronenbach und musste wegen Verschmutzung – nein, nicht menschlichen Ursprungs – verlegt werden). Der Stadt und somit dem Gymnasium am nächsten lag das Schülerbad. Alljährlich konnten von Sportlehrer Baumann „Hunderte von Schwimm-Zertifikaten“ (!) ausgegeben werden. Die Treppenstufen auf der Höhe des Bürgerparks und der kleinen Brücke erinnern heute noch daran. Mühlbach aufwärts kam sodann das Männerbad und ab dem Jahre 1898 das Militärbad. Hier wurden an dem damals gut 8–10 m breiten Mühlbach die Entwicklung „breiter Brücken“ durch das Militär getestet.

Vieles, nicht nur die Kinzig Flößerei, ist historische Vergangenheit des anfänglichen „Mühlenbaches“, des Mühlbaches als „Floßkanal“, als „Gewerbskanal“; auch als Badeanstalten für Weiblein, Männlein, die Jugend, das Militär – alle „anständig“, also streng getrennt.

Lange verschwunden ist ebenfalls die „Zieboldsche Mühle“, zuletzt als Jugendzentrum genutzt. Auch die einst gegenüberliegende Henco-Ölmühle existiert längst nicht mehr. Einige Mahlwerke der letzteren sind noch heute überaus erfolgreich, weil wasserbetrieben und somit energiesparend tätig: in der „Ölmühle Walz“ der Familie Hättich in Oberkirch. 85 % des benötigten Stromes liefert dort der Mühlbach.



137 Ölmühle: Mühlen waren bereits sehr früh fester Bestandteil der Flößerei; nicht selten von der Grundherrschaft gefordert oder von dieser selbst errichtet und verpachtet. Zweck war es, die Wertschöpfung mit einer Sägemühle zu erhöhen und damit auch die Zolleinnahmen. Hier sind Teile der einstigen Ölmühle der Familie Henco in Aktion zu sehen. Mein einstiger Lehrerkollege Dieter Hättich hat beim Abriss der Mühle 1986 funktionsfähige Teile ausgebaut und nach Oberkirch verfrachtet. Diese liefern bis heute 85% des Betriebsstroms der einstigen „Ölmühle Walz“ in Oberkirch. Sie wird für die Herstellung von diversen hochwertigen Ölen genutzt. Rohstoffe wiederum liefert neben anderen mein früherer Gemeinderatskollege Erich Feist in Diersburg. (Fotos: Verfasser). Weitere Teile dieser Mühle hat die Stadt Offenburg eingelagert.

Doch der Bach fließt weiter – begradigt im oberen Bereich, teilweise renaturiert im unteren, neu gestaltet der Wohnbebauung wegen im mittleren – bis zur Einmündung in die Kinzig.

Die Zukunftspläne der Stadt Offenburg sehen für die Landesgartenschau im Jahr 2034 eine Renaturierung des an Langeweile, weil schnurgerade, baum- und buschlos verlaufend, nicht zu überbietenden „Offenburger“ Kinzig Bereichs vor. Schön, wenn es tatsächlich dazu kommen sollte. Unter einem einstigen OB Dr. Wolfgang Bruder, gab es vor sehr langer Zeit bereits ähnliche Umgestaltungspläne (BZ vom 10.4.2002). Die Baubürgermeisterin damals hieß: Edith Schreiner – spätere OBin.

Schön wär's schon, käme jemand auf die einfache Idee, dem Mühlbach einiges mehr abzugewinnen oder auch abzuverlangen: in sportlich werden zu lassen: als „Wildwasser“ bis zur „Villa Bauer“. So mancher Mühlbach im Schwarzwald eignet sich für derart sportliche Zwecke. (Der Münchner Eisbach lässt grüßen. Studenten befinden sich alltäglich in unmittelbarer Nachbarschaft.

Persönliches: Als Berufsschullehrer, zwei Jahrzehnte an den Kaufmännischen, auch Kreisschulzentrum von Schülern despektierlich „KZ“ genannt, die restlichen Jahre an den Gewerblich-Technischen Schulen, sowie in der beruflichen Fortbildung als Dozent, hatte ich, wie bereits erwähnt, das besondere Glück, dass ich jahrzehntelang an Kinzig und / oder Mühlbach entlang, meinen täglichen Arbeitsweg per Fahrrad nehmen konnte. Hin- und rückwärts konnte ich solchermassen diese Floßstraße immer wieder eingehend „studieren“. Dies auch im erfrischenden Nass, wenn ich mich so manches Mal an heißen Sommertagen von der Schleuse bis zur „Bleiche“ habe treiben lassen. Nicht selten trat die Kinzig an ihre Grenzen, die Krone des Damms war so manches Mal knapp nicht erreicht worden.

Die „**Rotmäntel**“ vom **Gottswald**. Von den Waltersweierern (eine 1974 eingemeindete Ortschaft von Offenburg und einstige Gottwaldgemeinde neben Weier und Griesheim) gibt es die folgende Überlieferung: während der Napoleonischen Kriege lagerte einst eine Abteilung französischer Soldaten im nahegelegenen Gottswald. Dort gibt es daher bis heute die Bezeichnung „Franzosenschlag“. Von Neugier getrieben, besuchten die (jungen) Frauen von Waltersweier die Franzosen da draußen in deren Lager. Schließlich blieben sie dort. Die Waltersweierer Männer wollten ihre Frauen zurückholen. Doch diese hängten sich die roten Soldaten-Mäntel um – und blieben unauffindbar.

Dieser im Westen von Offenburg gelegene „Wald Gottes“, ein wundervoller reiner Laubwald, war im Eigentum des Klosters Gengenbach und den Waldgenossen der Gottswaldgemeinden Offenburg, Waltersweiler, Weier und Griesheim als Lehen zur Nutzung übertragen.

„Die Sauweide“ oder: vom Dengler Simme – eine Überlieferung

„Was ich aus meiner Kindheit noch in Erinnerung habe

Der Dengler Simme, wie er im Volksmund genannt wurde, war von Beruf Schuhmacher, ein armer Mann. Sein Nebenberuf war Sauhirt. Er hatte zwei Töchter, eine hieß Babette, die andere Marianne, welche die schönere von beiden war. Auch sie musste dem Vater schon als junges Mädchen helfen, das Brot zu verdienen, und so wurde Marianne Gänsehirtin. Der Sauhirt musste schon früh am Morgen an seine Arbeit. So um 7 Uhr ging er mit seiner Trompete den Berg hinauf. Dort beim Krummholz fing er an, sein Signal zu geben. Also wer eine Sau hatte, die junge werfen sollte, musste dieselbe zum Eber bringen. So ging er durch das ganze Dorf, zum schießrain, die Dorfstraße hinunter bis zu Spinners. Bis dahin hatte er circa 20 sauen beisammen. Aber bei's wacker-franze musste er halt machen, denn dort kam der Eber dazu. Nun ging es das Dorf hinaus, über die Kinzig, zur Sauweide, da wo heute noch die 500 Jahre alten Eichen stehen. Die Schweine fühlten sich wohl und tummelten sich in den suhlen. Jetzt musste der Sauhirt aufpassen, denn wenn es passiert war, musste er es dem Bauern mitteilen. Gegen Mittag ging er wieder über die Kinzig Brücke nach Hause. Er lieferte die Schweine wieder bei den jeweiligen Bauern ab. Der Simme war müde, denn alles zu Fuß war für den alten Mann, der schon etwas kränklich war, eine Strapaze. Der Sauhirt hatte außerdem von der Gemeinde die Genehmigung, unter den waldbäumen ein Stück Boden mit Kartoffeln und Bohnen zu pflanzen.“

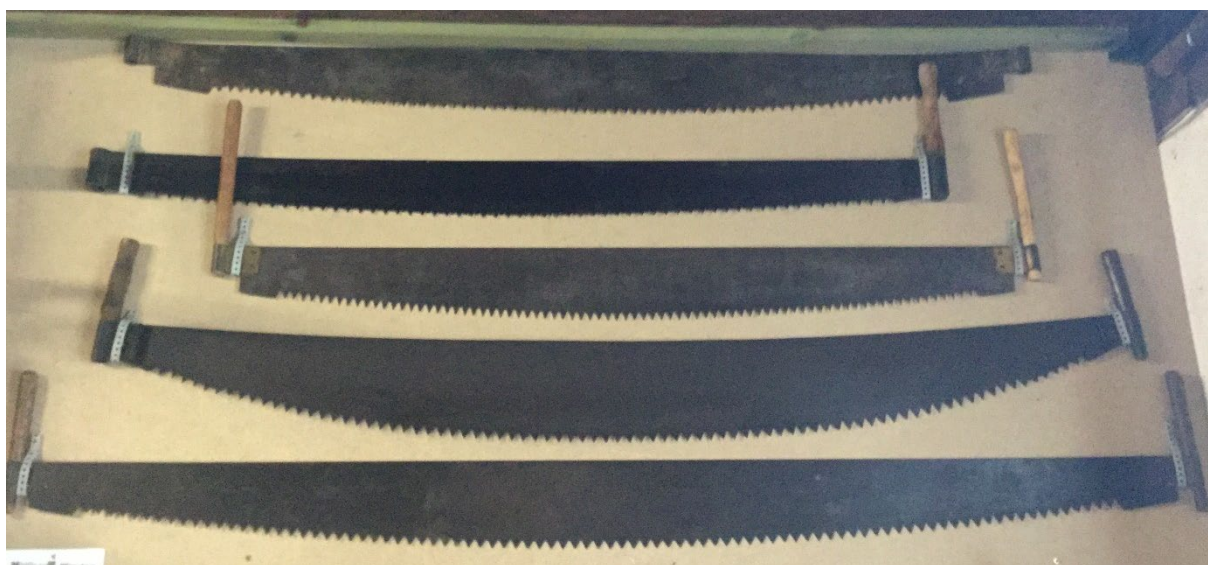
(Quelle: Gottswald Erinnerungstafel bei den einstigen fünf Gerichtseichen. Der verwitternde Rest einer dieser Eichen liegt noch neben dieser Dokumentations-Tafel)

Aus dem erwähnten Artikel von C. Angeli über die Versorgung der Stadt Strasbourg mit Bauholz über den Zeitraum von 1262 bis 1681 geht hervor, dass dem Landtransport, also „per Achse“, in dieser Zeit ebenfalls eine nicht unerhebliche Bedeutung zukam. Sowohl aus dem Offenburger Gottswald, einem Laubwald, wie dem nahtlos in den Schutterwälder Wald übergehenden Schutterwald wurde immer wieder dort beheimatetes Laubholz, insbesondere die kräftige und gerade gewachsene Stieleiche, in Kombination von Straßen-Transport und Transport auf dem Rhein bis in die Stadt hinein, transportiert. Der „Flößerweg“ in der einstigen Gottswaldgemeinde Griesheim lässt ferner den Schluss zu, dass auch von hier aus, so nahe an Kinzig und Gottswald gelegen, das in Strasbourg so sehr gefragte Eichenholz von örtlich ansässigen Flößern an den nahen Bestimmungsort geflößt wurden. Jedenfalls war an der Brücke über Kinzig und Mühlbach ein „Floß- und Flößerparkplatz“. Griesheim hatte in den guten Zeiten bis zu acht Wirtschaften und Gasthäuser. Ein gutes Zeichen dafür, dass man Einkehr hielt oder halten musste – die Einhaltung der Floßordnung mahnte. Stattliche „Holländer Eichen“ kann man auch heute immer noch im Gottswald und dem benachbarten Schutterwald überaus zahlreich finden. In den Auewäldern wachsen sie reichlich, in trauter Gemeinsamkeit mit Eschen und Buchen – mindestens 200 Jahre lang, bis sie „erntereif“ sind.

Eigenschaften der Stiel-Eiche: „Das Holz der Stieleiche besitzt bei Ausschluss von Sauerstoff sehr gute Haltbarkeitseigenschaften unter Wasser. Daher ist es hervorragend zur Herstellung von Schiffen, Brückenpfählen, Wein- und Whiskyfässern geeignet. Rind, Laub und Früchte enthalten Gerbstoffe für das Gerben von Leder“ (Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft, Internet). Von den lang gestielten Früchten, den nahrhaften Eicheln, leitet sich ihr Name Stiel-Eiche ab. Den Bienen liefern diese Eichen Pollen, als Schweinefutter und zur Wildfütterung werden die Eicheln genutzt; für Pferde und Rinder sind sie allerdings ungenießbar bzw. giftig.

Inmitten dieses Gottswalds ist bis heute eine Besonderheit zu betrachten: der Ort der „Gerichtseichen“. Es waren dies fünf mächtige Stileichen, deren Alter von forstlichen Experten auf gut 290 Lebensjahre geschätzt wurde. Ein Verwaltungsgremium mit Insgesamt 24 Beisitzern / Geschworenen (12 aus Offenburg und 12 aus den Gottswald-Gemeinden Griesheim, Weier, Bühl und Waltersweier) achteten auf Holz- und Weidenutzungsrecht, den Windfall und die Rodungen. Bei Zuwiderhandlungen wie Raubbau, Jagd- und Waldfrevel verhängte es Strafen, Streitigkeiten versuchte man zu schlichten. Zu sehen sind heute noch die vor sich hin faulenden Reste der letzten Gerichtseiche mit ihrem eine Höhle gleichenden „Innenraum“--. Allerdings ist nicht zweifelsfrei belegt, dass hier tatsächlich immer hier getagt und Recht gesprochen wurde.

An dieser Stelle ist eine gute Gelegenheit, die einst zahlreichen und oft verheerenden Hochwasser in Erinnerung zu bringen. Denn in der flachen Landschaft zwischen Offenburg und der Kinzigmündung bei Kehl mäanderte die Kinzig erneut überaus weit ausholend, wie bereits zwischen Steinach und Offenburg. Die Ortschaften nach Offenburg waren häufig betroffen. Auch Eisgänge verursachten Schäden.



138 Sägen – einige Beispiele: Jede dieser unterschiedlichen Sägen hatte ihre spezielle Bezeichnung – entsprechend der durch sie zu verrichtenden speziellen Tätigkeit. (Foto: Verfasser; Heimatmuseum Hohberg)



139 Kinzig-Hochwasser: Häufige Hochwasser gab es an der Kinzig vor allem in den Gebieten, in denen die Kinzig besonders stark mäanderte. So ab Hausach; so auch hinter Offenburg bei den Dörfern Waltersweier, Bühl und Weier (hellgelb) An Willstätt hatte man sehr viel länger dieses häufig wiederkehrende Phänomen zu bewältigen: erst in den 1950er Jahren wurde hier die Kinzig begradigt.

1778 (Oktober) Jahrhunderthochwasser; die Ortschaften rechts und links der Kinzig sind für mehrere Wochen durch Wassermassen getrennt.

1824 (30. Oktober) die Hochwassermarke, angebracht am Haus Hesselhursterstraße 117 belegt, dass die gesamte Gegend mit ihren Ortschaften tief im reißenen Wasser versunken war.

1831 die Gottswaldgemeinde Weier erleidet starke Schäden durch das Hochwasser

1849 die linksseitig gelegenen Gottswaldgemeinden Weier und Waltersweier stehen unter Wasser.

1851 die Griesheimer Kinzigbrücke wird weggerissen, die gesamte Ernte der Region vernichtet.

1877 entsteht ein Bruch am Einfluss des Mühlbachs in die Kinzig. Das Weiden entlang der Dämme sowie der angrenzenden Matten muss daher verboten werden zum Schutz der Grasnarbe.

1882 (28.12.) kommt es zur größten Hochwasser-Katastrophe im Raum Offenburg. 1896 (9. / 10. 3.) folgt erneut ein großes Hochwasser. Die Straße Offenburg-Schutterwald wird durchbrochen.

1898 endete die Flößerei auf der Kinzig. „Kleine“ Hochwasser werden alljährlich verzeichnet. 1947, 1955, 1991 (Dezember), 1996 (Dezember) kam es zu weiteren großen Hochwassern; also solchen, die Dämme brachen oder über die Dämme hinwegflossen. (Quellen, zusammengestellt von Werner Kempf, einstiger Ortsvorsteher von „Griese“.

Lehmann, Bruno: Die Kinzig und die Flößerei; Szyszka, Peter, Griesheim – ein Gerichtsort der Landvogtei Ortenau; Hilzinger, Willi (Regierungsbauinspektor) Diverse Dokumentationen.

Exkurs: Die „Flößerwirtschaften“. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass im gesamten Gebiet des Schwarzwaldes Wirte mit ihren Gütern eine besondere Rolle spielten. Im bei Offenburg gelegenen Dorf Ortenberg waren der „Engel“ sowie die „Linde“ die Stammherbergen des aus dem Kinzigtal stammenden Anton Armbruster, in welchem die Flößer aus Schiltach und Wolfach bei ihren Talfahrten ihre Flöße festmachten und in der Flößerstube übernachteten. Immer wieder waren es hier Wirte, die als Kapitalgeber die Flöße und ihre Mannschaften vorfinanzierten.



140 a und b Pechlampe mit Pechringen: Von Gengenbach wie auch von Weier gibt es zahlreiche Fotos von den Hochwasser-Situationen. In Gefahrenzeiten, aber auch beim Verflößen von Scheitholz galt Vorsicht.

Anlässe, Gründe für nächtliche Beleuchtung gab es verschiedene: als Beispiele winterliche Eisgänge, Hochwasser, nächtliche Scheitholz-Verflößung, abendliche Anlandung der Flößer mit ihrer wertvollen Fracht, Gefahr von Diebstählen. Derartige und ähnliche Pechlampen sind in den diversen Museen (Griesheim, Sammlung Wasserwirtschaftsamt) ausgestellt. (Fotos: Verfasser) Vielfach erfüllten Kienspäne den gleichen Zweck.



141 Kielhaken: Mit diesem Werkzeug wurden die Baumstämme angehoben, um sie daraufhin weiter bewegen zu können. Bereits die Römer benutzten dieses und andere Werkzeuge für ebensolche Zwecke. Der Drehhaken ist ein weiteres Werkzeug zum Bewegen der oft eng aneinander liegenden Baumstämme. Beide finden sich heute noch in Sägewerken in täglichem Gebrauch, so nicht bereits Maschinen dies bewältigen (Heimatmuseum Hohberg)

142 Drehhaken: (siehe auch Ernst Schmieder) Diese Werkzeuge sind heute noch immer selbstverständliche Hilfen, so auch in Sägewerken. (Heimatmuseum Hohberg, geschaffen von Michael Bayer und Hermann Löffler)



143 Avram Viancu: Offenburg rühmt sich gerne und oft, die Hauptstadt der badischen 48er Revolution zu sein. Zweifelsohne zu Recht. Wenngleich mehr möglich gewesen wäre und noch immer wäre. Unsere badischen Flößer als Entwicklungshelfer in der KuK Monarchie konnten sich vor diesem Hintergrund in Transsilvanien beinahe wie zu Hause fühlen. Denn in ihrem ersten Einsatzgebiet im Quellgebiet des Goldbachs waren die Geburtsorte der dortigen 48er Revolutionäre. Avram Viancu, ihr Anführer, sei hier stellvertretend für seine vielen Mitkämpfer wiedergegeben. (Quelle: Museum in Topanvalva)



7.10 Die Willstätter Flößerschaft als Genossenschaft

„Jetzt goht es s`Land abe, durchs badische Land,

Unuffm Willstätter Weiher hots flätze (flößen) a End“

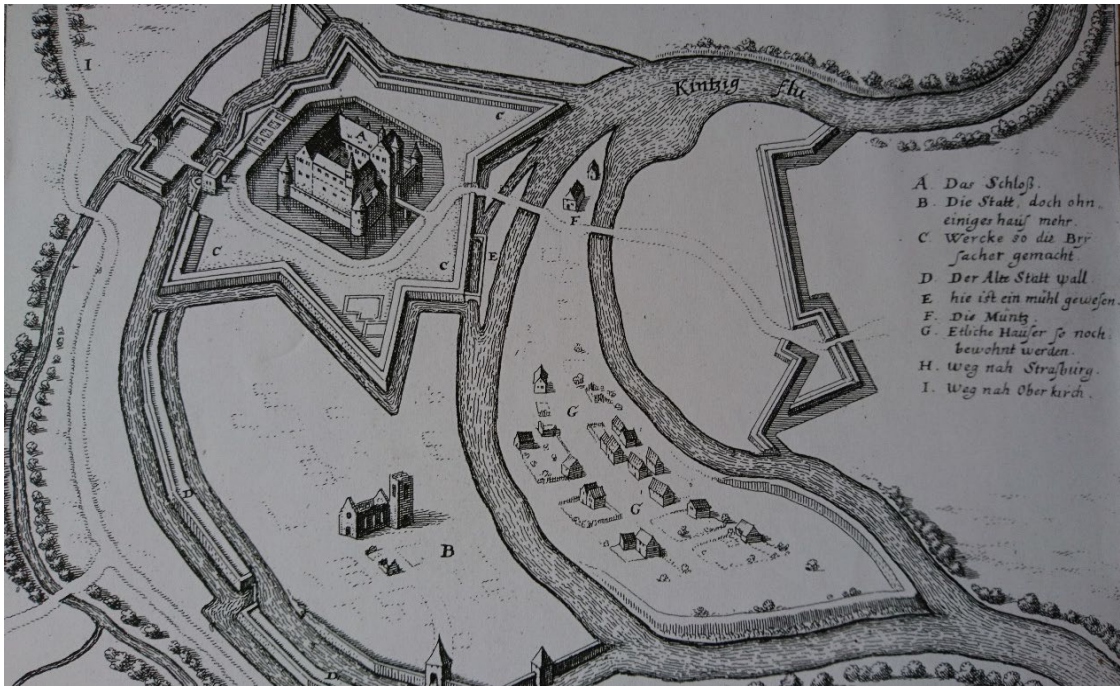
So heißt es in einem alten Kinzig-Täler Flößerlied (siehe dort den vollständigen Text). Krone und Adler hießen die Gasthäuser, in denen sie ihren Abschluss bei reichlich Speis und Trank feierten. Für manche Flößer aus dem Schwarzwald, auch für einzelne aus den zahlreichen Seitentälern, ging die Fahrt noch viel weiter. Kehl, Steinmauern, Mannheim waren Einbindeorte, an denen die von anderen Flüssen kommenden Flöße zu immer größeren Einheiten zusammengebunden wurden. Ein spezieller „Holländer Holzplatz“ befand sich neben der Murgmündung in den Rhein. Als „Kapitalflöße“ fuhren sie zwei- und dreilagig (wirklich?) und mit bis zu 500 – 600 zählende Personen als Transport- und Versorgungsmannschaft hinauf nach Köln und Holland, wo die großen Absatzmärkte auf das so sehr gefragte gute Schwarzwaldholz, das „grüne Gold“, warteten. Von dort oben kamen Holzhändler sehr gerne ins schöne, malerische Kinzigtal, um gute und beste Holzqualitäten direkt auszusuchen und sich diese vertraglich zu sichern („gefrömttes Holz“).

In den Siedlungen entlang der Kinzig, überall finden sich in den Archiven Dokumente – sofern sie nicht in den Kriegen verbrannt, zerstört, verschleppt oder auch z. B. nach Wien verlagert wurden – die auf das 14. Jahrhundert verweisen, als Beginn der ersten ernsthaften und systematischen Flößertätigkeit. Diese gilt auch für Willstatt. Hier war es der Dreißigjährige Krieg, während dessen das Archiv einem Brand zum Opfer fiel.

Besondere Bedeutung hatte Willstatt rein „aqua-geographisch“. Hier befand sich einer der Wasserfälle mit Wehr und Schleuse, den es für die Kinzig-Täler zu überwinden galt, zusammen mit ihren Willstätter Kollegen, wenn sie weiter wollten – und durften. Für die Flößer aus dem Kinzigtal war diese Schleuse kein besonderes Hindernis. Denn sie waren, von den Tälern und Seitentälern kommend, anspruchsvolleres gewohnt.



144 Rathaus Willstatt: Ein imposantes Gebäude: das einstige Mühlengebäude und Tabaklager, heutige sehr moderne Rathaus mit angrenzendem, ebenfalls sehr modernem Wohngebäude. Von ihren Zimmern aus haben Bürgermeister und Bedienstete einen wundervollen Blick hinunter zur Alten Kinzig mit der Schleuße. In Willstatt war Übergabe der Kinzigflöße an die Kehler Flößer. Der Graf von Hanau-Lichtenberg verfügte ein Stapelrecht, so dass sich hier Holzhandel entwickeln konnte, mit Zolleinnahmen für eben diesen Grafen. Denn die Flößer mussten für eine vom Grafen festgesetzte Zeit das noch nicht verkaufte Holz den Willstättern zum Kauf anbieten. (Foto: Verfasser)



145 Willstätt von M. Merian: Jeder Adlige, der etwas auf sich hielt, ließ sich sein Schloss, seinen Wohnsitz oder auch sein Herrschaftsgebiet oder wenigstens einen Teil davon in Kupfer stechen. Solchermaßen konnte eben dieses Objekt sodann vervielfältigt einem größeren Personenkreis vermittelt werden. Klein Venedig, so konnte man im 18. Jh. diese Siedlung mit Schloss der Hanau-Lichtenberger durchaus bezeichnen. (siehe folgenden Text) Für einige Jahrzehnte breitete sich auf dem Gelände eine Brotfabrik aus, inzwischen gefolgt von zahlreichen Wohnhäusern. (Privatbesitz)

Der Grundherr hier, die Grafen von Lichtenberg, später Hanau-Lichtenberg, wollten am Holzreichtum des Schwarzwaldes und dem lukrativen Handel damit ebenfalls partizipieren, wie so viele vor ihnen. Also wurde ein Stapelrecht verfügt. Dies bedeutete: bevor Flößer weiterfahren durften, mussten sie ihre Flöße sowie die darauf mitgeführte „Oblast“ (Kobalt für die blau gefärbten holländischen Kacheln, Zeller Keramik, Glaswaren, verschiedene Holzwaren, u. a.) eine festgelegte Anzahl von Tagen hier zum Kauf anbieten – sofern es nicht bereits vertraglich vergeben war. Die entsprechenden Verträge waren als deutliches Beweismittel mitzuführen und vorzuzeigen. Aus diesem Stapelrecht – es wurde mit der letzten Flötzerordnung 1867 aufgehoben – entwickelte sich allmählich ein regelrechter Holzhandel. Willstätt wurde Holzhandelsplatz. Holz, welches bereits Käufer in Kehl, Straßburg oder in einer der rheinaufwärts gelegenen Städte hatte, fiel nicht unter dieses Stapelrecht. Für weiter geführtes Holz war Zoll fällig.



146 Charles Lallemand: Es bedarf keiner besonderen Phantasie für die Interpretation dieser Zeichnung von Charles Lallemand. Sie zeigt Flößer bei ihrer Arbeit: dem Auflösen / Aufbinden eines Floßes vor dem Wehr in Willstät. Links die Kinzigtäler Flößer, rechts der Willstätter Flößer. Letzterer deutlich erkennbar an seiner eigenartigen und ganz und gar „unflößerischen“ Kopfbedeckung. Denn sie bietet keinen Schutz gegen die oft blendende Sonne bei der Fahrt gen Westen, und keinen gegen den Regen. Diese Kopfbedeckung, eine Mütze aus Iltis-Fell, geht zurück auf den Russland-Feldzug Napoleons 1812. Harte Arbeit spiegelt seine Körperhaltung nicht gerade wieder. Im Hintergrund die Turmspitze der Sander Kirche, eine von mehreren in diesem Stil mit ihrem typisch spitzen Turm. Pferde zum Abtransport der Stämme sind bereit. (Privatbesitz)

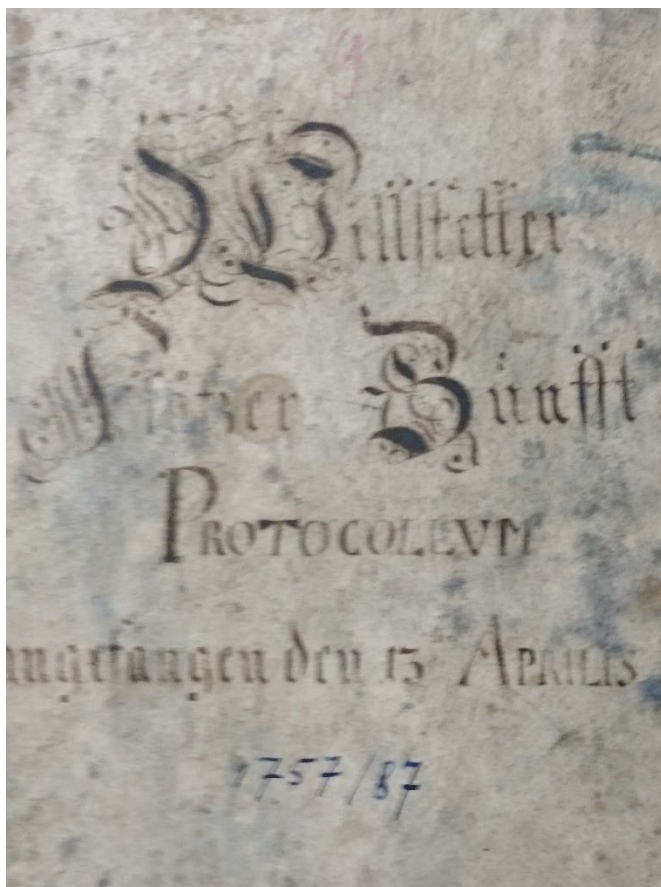


147 „Wildstät“, ca. 1600: Bei diesem Detail handelte es sich um eine gezeichnete Karte, die mit dem großen Deich vor Offenburg beginnt und mit der Kehler Festung endet. Ganz offenkundig handelt es sich um ein Unikat (Archiv der Stadt Offenburg)

Die Willstätter Flößer wurden und werden, auch heute noch, von den Kinzigtälern als eigentlich nicht so wirklich echte Flößer angesehen.

Denn sie übernahmen ja „nur“ fertig eingebundene, oft bis zu mehrere hundert Meter langen Gestör Flöße. So manche davon oder Teile wurden hier aufgebunden und kamen in den „Wildstätter“ Holzhandel. Die gesamte, überaus beschwerliche und gefährliche Arbeit im Wald, das Fällen der Bäume, das Holzriesen, der Transport auf den engen reißenden Quellbächen, bis zum Einbinden im Schenkzeller Weiher, in Wolfach oder an den weiteren Stellen, war ihnen, den Willstättern, erspart geblieben. Ebenso wenig hatten sie das meist eisig kalte Wasser um ihre gestiefelten Füße, wie die Kinzigtäler, wenn diese im Floßweiher stehend die Arbeit des Schnetzens und das Anbringen der speziellen Löcher für die Wieden zu bewältigen hatten. Auch die sehr kräftezehrenden Manöver an den zahlreichen Kurven und Schleusen mussten sie nicht durchleben. In der Zeit, in der sie kein Floß zu bearbeiten hatten, gingen die Willstätter ihren normalen Berufen als Bäcker, Schuster, Metzger, oder einem anderen Broterwerb nach. Für die floßfreie Zeit im Winter und während der Sommerpausen galt dies ohnehin.

Werfen wir einen Blick in das „Willstätter Flötzer Zunft Protokollum“, angefangen der 13. Aprilis 1757“, um ein wenig die Interna zu verstehen:



148 Deckblatt des Protokolls 1757/8: Der Dreißigjährige Krieg brachte nicht nur Verwüstung, Zerstörung mit sich. Bis dahin angelegte Archive fielen vielfach den Brandschatzungen zum Opfer, so auch in Willstätt. Aufschlussreich ist, dass in dieser Zeit die Willstätter Flößer in einer Zunft zusammengeschlossen waren, wir doch immer wieder lesen, dass genau diese Form des Zusammenschlusses von der Obrigkeit nicht erwünscht war. (Quelle: Archiv der Gemeinde Willstätt)

Actum Willstätt den 13ten aprilis 1757 wurde dato in dieshiesigem Wirtshaus zum Adler die gewöhnliche Zunft gehalten und nach der Verlesung der in anno 1740 emanirten flötzerordnung die gespahnschaften pro anno verlooaset wie folgt:

1te Gespahn

Michael Kleinlogel, Steuerm.
Abraham Kleinlogel
Jacob Wetzell
Michael Wandreß

2te Gespahn

Michael Klein, Steuerm.
Hans Michel Ferber
Hans Jacob Bürkel
Hans Caspar

3te Gespahn

Georg Bürkel, Steuerm.
Wilhelm Pfozter
Hans Koenig
Hans Wandreß

Und darauf weil niemand etwas vorzubringen gewusst der zünftig diesmal geschlossen.
Gez. Wildermonth

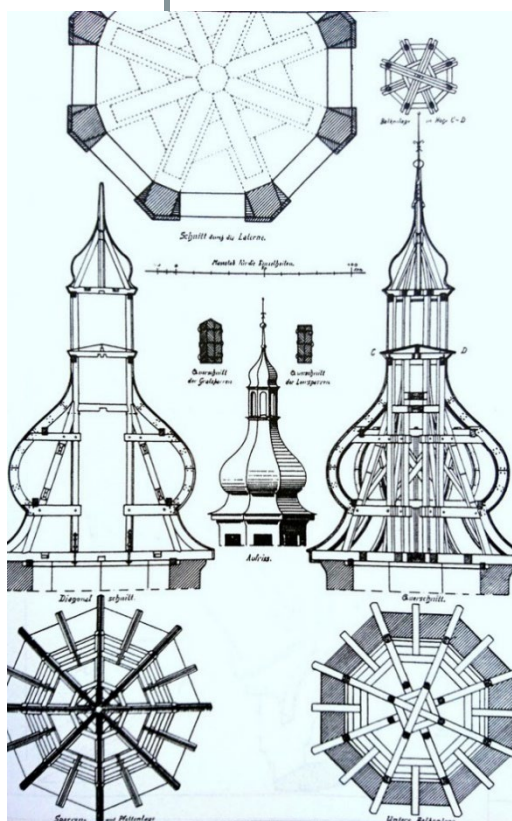
Die Willstätter Flößer bestanden aus 12 Männern und ihrem Ersatzmann, dem „Spötknecht“. Je nach Größe des jeweiligen Floßes konnten zwei, drei oder auch vier Gespan(n)schaften gebildet werden; zu je sechs, vier oder nur drei Mann als Mindestgruppe. Die Breite eines Floßes lag bei vier bis fünf Metern, entsprechend der genormten, also einheitlichen Breite des Durchlasses an den Schleusen entlang der Kinzig. Bis zur letzten Flößerordnung im Jahre 1867, die zur Vereinheitlichung der Flößerei im gesamten Baden-Württemberg führte, durften Flöße die Länge von 600 m, entsprechend 2000 Fuß nicht mehr überschreiten – wie bereits erwähnt. Ausnahmen gab es weiterhin. Die durchschnittliche Länge lag über sehr lange Zeit bei ca. 200 bis 250 m, entsprechend 500 – 600 Fuß. Insgesamt entsprach dies 200 bis 250 überwiegend Tannen- / Fichtenstämmen. Ein solches Floß konnte mit einer Sperre, evtl. mit zwei Sperrern mit 5 bis 8 Mann gefahren werden. (Sperrern sind 20 – 30 cm dicke, 3 – 4 m lange

Tannen-Rundhölzer oder auch in Balkenform, „Sperrstümmel“ genannt, die als Bremse im letzten Gestör eingelassen und speziell stabil befestigt wurden (siehe dort). Sobald das Floß – geplant oder ungeplant – zum Stehen gebracht werden musste, konnte der Sperrstümmel in den Kinzigboden gedrückt / gerammt werden.



149 Katzenfloß: Im relativ flachen Wasser der Floßstraßen kam der Sperrstümmel als Bremse zum Einsatz. Wassertiefen von 50 cm bis 80 cm waren für diese Art des Holztransports ideal. Denn hier konnte die Hebelwirkung des Sperrstümmels sehr gut und somit wirksam eingesetzt werden, ein besonderer Vorteil gerade für die Gestörflößerei. Bei historischen Darstellungen auf Rhein und Donau sucht man daher diese Bremstechnik vergebens. Kräftige Ruderer waren hier gefragt. Holzknechte, Floßknechte, Arbeiter in den Sägemühlen erhielten das Recht, einmal im Jahr auf eigene Rechnung ein Floß auf den Weg zu bringen. Die recht sportliche Bekleidung der Beiden im Bilde spricht eine eigene Sprache. Zimmerleute

durften bis zu drei Flöße (entsprechend drei Häusern) auf eigene Rechnung übernehmen (Farbige Hervorhebung durch den Verfasser; Quelle: Theofil Schuler). Übrigens: kein Berufsflößer hätte seine Tätigkeit barfüßig verrichtet.



150 a Evangelische Pfarrkirche zu Willstätt: Diese Kirche fällt auf mehrfache Weise auf: sie ist weit und breit die einzige evangelische Kirche in einem einfachen, wohltuenden barocken Stil. Der leicht rund gehaltene Baukörper verleiht ihr zudem etwas Familiäres. Die Holzkonstruktion des Kirchturms lässt deutlich erkennen, welche künstlerisch-handwerklichen Fähigkeiten notwendig waren. Erwähnt werden darf auch die Orgel, auf der zu spielen sich gute Organisten sehr freuen – Zuhörer ebenfalls. Zum Vergleich folgt unten das Pendant der spitztürmigen Kirchen, wie diese in den umliegenden Dörfern des Hanauer Landes errichtet wurden.



150b Evangelische Kirche Kork: Typisch für das Hanauerland und darüber hinaus sind diese, Chorturmkirchen genannten spitztürmigen Kirchen. Bei diesen befindet sich der Turm auf der dem Hauptportal gegenüberliegenden Ostseite, über dem Chorraum. Ihre stabile Holzkonstruktion unter dem blechernen Turm Dach kann gut nachvollzogen werden, (Quelle: Handwerksmuseum Kork – Foto: Verfasser)

Actum Willstätt den 29 Martin 1758 ist im Wortlaut identisch. Auch die Gespan(n)schaft blieb wie die vorjährige; ebenso die Flößer-Wirtschaft zum Adler.

Sehen wir uns ein weiteres Protokoll an, erstellt

„Actum Korck den 30ten Junij 1758:

Erschien Michel Koenig Burger und Fischer zu Willstätt und zeigt an, wie daß er gestern dem bisherigen Spötknecht Georg Stierer daselbst sein Flößerrecht in beysein Hans Wandreß des Flötzer pro fünfzig Gulden Reichswährung abkaufte, mithin zu bitten geben wollte, ihn in der Qualität als Spötknecht einzuschreiben, so auch Kraft dieses geschehen.“

Ein weiteres Beispiel:

22ten aprilis 1772:

Erschien David Jockers der dahiesige Burger und declariert, wie daß sein Schwiegervater H. Michel Ferber ihm sein Flötzerrecht in Gegenwart der sämtlichen Flötzer unter gestrigem Dato zu kaufen gegeben habe, dem zu Folge nun wird der bisherige Spötknecht Jacob Bürkel als wirklicher Flötzer, er aber als Spötknecht angesehen.

Ein weiteres Protokoll spiegelt die Entwicklung der Kinzgfleißerei wieder, bezogen auf die Flöße, die über Willstätt weiter führen.

Geschehen Willstätt den 29ten Mai 1860

Es haben heute am Zunft Tag der Bäcker, Schlösser, Schreiner, die Flößer Gespanschaften versammelt und haben sich miteinander unterredet und beschlossen, wie folgt:

Wir übernehmen von heute an bei durchfahren eines Floßes durch den hiesigen Teich, wie es früher war, durchaus keine Verantwortlichkeit und sind für keinen Schaden gut – er entstehe am Ufer oder sonst, wo er sein mag. Und da das durchfahren viel schlimmer und gefährlicher ist, ja manchmal mit Lebensgefahr verbunden ist, so verlangen dieselben nun Erhöhung des Lohnes per Floß von 36 kr., also für die Zukunft von jedem Floß 4 fl, besonders da heute das Floß beinahe alle um 1/3 länger sind als früher, da der Lohn zu 3 fl 24 kr. gestellt worden ist. Vorstehendes Protokoll wird von jedem Einzelnen anerkannt mit dem bemerken, dass es bei den darin enthaltenen sein Bewenden haben muss und keiner dagegen handeln darf.

(Es folgen 9 Unterschriften der insgesamt 12 Flößer)

Noch ein letztes Protokoll

„Geschehen Willstät den 25ten April 1887 vor dem Bürgermeister. Erschien heute Niklaus Müll Witwe, Anna Maria, geb. Kleinlogel von hier und erklärt, dass sie das Flößerrecht ihres verstorbenen Ehemanns nach den Statuten der Flößergemeinschaft ihrem Sohn Jakob Nikolaus Müll, 25 Jahre, als übertragen habe.“ Sämtliche Flößer fassten den Beschluss, den jungen Mann als Spötknecht aufzunehmen, bescheinigt von den Obmännern der Genossenschaft.

Nachfolgend wird zur besseren Verdeutlichung die letzte Flößerordnung in Form eines „Status der Willstätter Flötzergespanschaft als Genossenschaft“ im Originaltext wiedergegeben. Zur Erinnerung: Kurz davor war im Jahr 1867 die letzte Flötzerordnung für das gesamte Kinziggebiet „für die beiden Staaten Baden und Württemberg“ verabschiedet worden. Demzufolge war eine Gespanschaft noch keine (ganze) Genossenschaft, sondern ein etwas lockerer Zusammenschluss von mehreren Personen, in diesem Fall Männern, zum Zwecke des Gelderwerbs durch das Flößen. Es fehlen einige, die Genossenschaft prägende Merkmale, so beispielsweise einzubringende Geldanteile und deren Verwendung.

Der Gasthof „Adler“ war die Wirtschaft der Willstätter Flößer, auch die der Schiltacher, die „Krone“ die Wirtschaft der Wolfacher Flößer. Hier wurde genächtigt und gegessen. Von hier aus traten die Kinzigtäler Flößer ihre Heimreise an, so manches Mal im Fuhrwerk der Wirte bis nach Offenburg. Danach folgte mitunter ein tagelanger Fußmarsch zurück ins Tal, mitunter auch mit dem Fuhrwerk, später, ab Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Zug.

Herrn Dr. Martin Ruch darf ich an dieser Stelle ganz herzlich danken. Er hat als Willstätter Archivar diese oben wiedergegebenen Texte „ausgegraben“ und mir für meine Zwecke zur Verfügung gestellt. Wie erwähnt: dem Dreißigjährigen Krieg fielen die Willstätter Akten zum Opfer.

Die heutige Gewässer-Situation in Willstät spiegelt die einstige Flößerzeit noch sehr gut und nachvollziehbar wieder: die ursprüngliche, „alte“ Kinzig, wird durch eine circa 2 m hohe Schleuse gebändigt. An der in den 50er Jahren durchgeführten Kinzig-Begradigung, der Gestaltung der „neuen“ Kinzig dagegen, befindet sich eine gut 3 bis 4 m hohe Schleuse. Daneben durchfließen mehrere unterschiedlich waserträchtige Bäche dieses „Klein-Venedig“. In der Nachbarschaft dienen etliche durch die Begradigung abgetrennte Fluss-Schleifen den Anglern als Fischgewässer. An diesen lässt sich auf erschreckende Weise die laufende Veränderung des jährlichen Grundwasser-Spiegels beobachten.



151 Hanauer Volkstracht: Trachten, die ursprüngliche Arbeitskleidung ihrer Träger. Sitzend ein Vertreter der Berufe, welche das Wasser als Arbeitsplatz hatten: Flößer und Fischer; stehend ein Hanauer Bauer. Die Volkstrachtengruppe von Eckartsweiher hat sich dieser Flößertracht verpflichtet. (Lithographie, Privatbesitz)

152 Kinzig Begradigung: Die Kinzig war der am stärksten mäandrierende Fluss des Schwarzwaldes. Hochwasser mit Schädigungen der angrenzenden Dörfer und Felder waren eine häufige Folge. So lag es nahe, ab Hausach Begradigungen vorzunehmen. Die Kinzig-Begradigung zwischen Willstätt und Kehl erfolgte erst in den 50er Jahren des 19. Jh. Wer dies will, kann sich gedanklich und damit phantasievoll als Flößer betätigen. Er braucht dazu nur die zahlreichen Kurven abfahren. Viel Spaß dabei. Eine Sammlung des Wasserwirtschaftsamtes in Offenburg zeigt aufschlussreich die umfangreichen Arbeiten, sowie die dabei eingesetzte Technik mit den Maschinen und Werkzeugen. Von der alten Kinzig sind heute verschiedentlich noch Reste vorhanden. Sie werden von diversen Anglervereinen als Fischteiche genutzt (Quelle: Kinzig-Karte von Hausach bis Kehl)



Von den Neumühler Flößer ist nicht überliefert, dass sie eine Flößer-Gilde hatten oder ähnlich genossenschaftlich organisiert waren. Es darf davon ausgegangen werden, dass sie entweder in loser Form tätig waren, wie dies vielfach im gesamten Schwarzwald der Fall war oder bei der Kehler Flößergilde kooperierend als Mitglieder tätig waren. Erhalten hat sich für die Ortschaft Neumühl und ihre Bewohner, die „Dieleköpp“, der folgende Spottvers:

*Wer will mit ins Flöße dappe,
der muß han e lange Lappe
denn die lange Lappe sind so guat,
daß`s Wetter de Hosse ken Schade tuat.*

*Offen Rechemer Jahrmerk, da kam mer se sehn,
wenn de Lappe heimzu gehn,
no hänse in ihrer dunnerige Mutze,
in jedem Sack zwei Ferle sitze.*

*On wenn de Frau net Spinne kann,
bekommt der Mann kei Lappe dran,
denn die Lappe sin so guat,
dass es Wetter kei Schade tuat.*

Zum Verständnis: der lange Lappen war eine Art Schürze, welchen sich mitunter die Flößer umbanden, um sich und ihre Hose vor dem aufspritzenden Wasser zu schützen. Diese Lappen waren kein allgemein fester oder üblicher Bestandteil der Flößer-Arbeitskleidung.



153 Neumühl: Eine geradezu klassische (Behelfs-)Brücke über die Kinzig bei Neumühl, gemalt von Julius Gutekunst. Sehr ähnlich findet sich diese Konstruktion über viele Jahrhunderte auf historischen Ansichten. (Quelle: Rathaus Neumühl, Sitzungssaal; fotografiert vom Verfasser mit Genehmigung des Ortsvorstehers Fritz Vogt) Wer Gefallen an diesen kräftigen Farben hat, auch mehr über das Werk von Julius Gutekunst erfahren will, wird im Internet unter „Julius Gutekunst – Maler der (Kehler) Heimat“ fündig. Die Flößer sind eines seiner beliebten Themen.



154 Brücke in Transsilvanien: Für unsere badischen Flößer damals in Transsilvanien und Galizien werden Brücken dieser Konstruktionsart alltäglich gewesen sein, wenn sie sich nicht hin und wieder mit einer Furt bei unterschiedlich hohem Wasserstand begnügen mussten. Hier befinden wir uns an einem der beiden Quellbäche des Ariesch oberhalb des Stausees. (Foto: Verfasser) Zahlreiche dieser doch sehr wackeligen Konstruktionen gehören dort auch heute noch zum Alltag.

Schnittware, Sägeware, musste auf den Flößen verständlicherweise gut befestigt werden, wollte man diese wertvolle Ware vollständig zu den Kunden und auf die

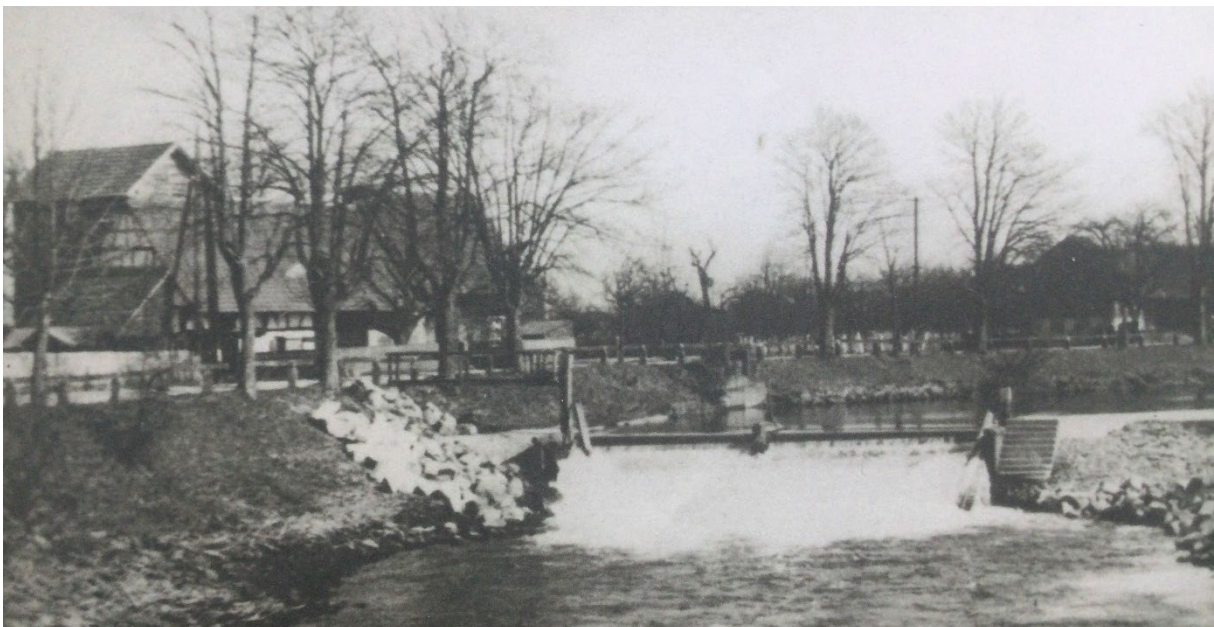
Märkte bringen. Also wurden die entsprechenden Balken nicht ganz durchgesägt, sondern nur bis kurz vor das Stammende mit dem Schnetz, sodass die Bretter während des meist rauen Transports auf den Floßstraßen noch gut und fest verbunden blieben. Dieser „Dielenkopf“ wurde am Zielort abgesägt und für Brennholzzwecke verkauft oder auch (seltener) kostenlos abgegeben. Neumühl sei als eines von zahlreichen Orten genannt, in denen Schwarzwald(nadel)holz in den schmucken Fachwerkhäusern verbaut wurde. In so manchem dieser Häuser ist noch heute der Teil des Balkens zu sehen, in dem die Löcher für die Wieden gebohrt wurden. Auch Hofzeichen sind sichtbar geblieben.



155 a Alte Schleuse in Neumühl: Sitzungsaal Rathaus (Foto: Verfasser)



155 b Offenburger Schleuse (zum Vergleich): und das, was heute davon übrig geblieben ist, bzw. der Zahn der Zeit noch sichtbar gelassen hat. (Foto: Verfasser)



155 c Neumühler Schleuse: Wo es ein Neumühl gibt, dort befand sich davor logischerweise bereits ein Altmühl, somit eine alte Mühle. Standorttreue für Mühlen lässt sich nahezu überall feststellen und häufig bis heute nachvollziehen. Diese einstige Schleuße in Neumühl musste überwunden werden, wenn die Flößer die Willstätter hinter sich hatten. Auch heute noch kann man diese „aqua-geografische“ Situation nachempfinden – etwas Phantasie vorausgesetzt. (Quelle: Rathaus Neumühl, Sitzungssaal)

Das Dorf profitierte ebenfalls auf verschiedene Weise von der regen Flößertätigkeit und dem darin enthaltenden Handel. Ähnlich wie in Willstätt, war es ein „aqua-geographisch“ bedingtes, wenn auch geringes Gefälle, welches den Neumühlern zugutekam. Es besteht noch heute, wie auch das Willstätter, wenngleich deutlich auf andere, stets fließende Weise verändert.

Die letzte Floßfahrt die Kinzig, hinab bis nach Straßburg, wird mitunter mit dem Jahr 1896, häufiger mit dem Jahr 1898 angegeben. Nicht nur im Ort in Erinnerung geblieben ist der Spitzname „Dieleköpp“ für die Neumühler. Der vorderste Teil der einzelnen Stämme eines Floßes war der so bezeichnete „Schnez“, verschiedentlich auch „Schnauz“ oder „Schnauze“ genannt. Er war aufgrund seiner Durchlöcherung vermeintlich nicht verwendbar. In der Literatur finden sich immer wieder Beispiele, wie solche Balken dennoch (sichtbar) verbaut wurden. In den Fachwerkhäusern der Gegend finden sich solche

Balken doch recht häufig. Dieses circa 50 cm lange Holzstück wurde, nachdem die Flöße aufgebunden und ihr Holz verkauft war, abgesägt und als Brennholz verkauft.

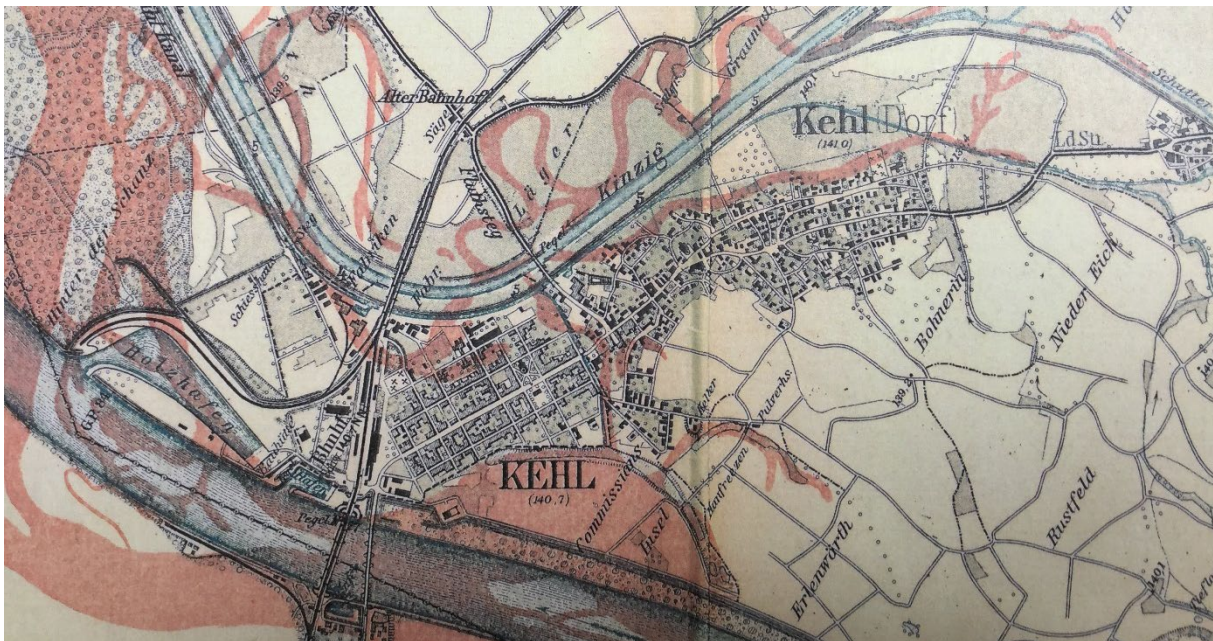
156 Zippenfennig: In den vielen Fachwerkhäusern nicht allein in der Rheinebene - kann man im Gebälk der Dachstühle häufig noch die Bohr-löcher in den Balken erkennen, die zum Verbinden der noch unbehaue-ten Holzstämme gebohrt und durch Wieden verbunden wurden.



157 Der Dreißigjährige Krieg. Hier bei Wittenweier, Kappel: Die Rheineben war vielfach Kriegsschauplatz, längst nicht nur während des dreißig Jahre dauernden. Alle nur erdenklichen Verwüstungen, Zerstörungen, Brandschatzungen, Morden, ... sind in zeitgenössischen Darstellungen wiedergegeben. Auch das nachfolgend beschriebene Kehl war mit seinem Umland wiederholt und leidvoll betroffen. (M. Merian Theatrum Europeum, Privatbesitz)



7.11 Kehls Flößergilde und ihre Lehrlinge



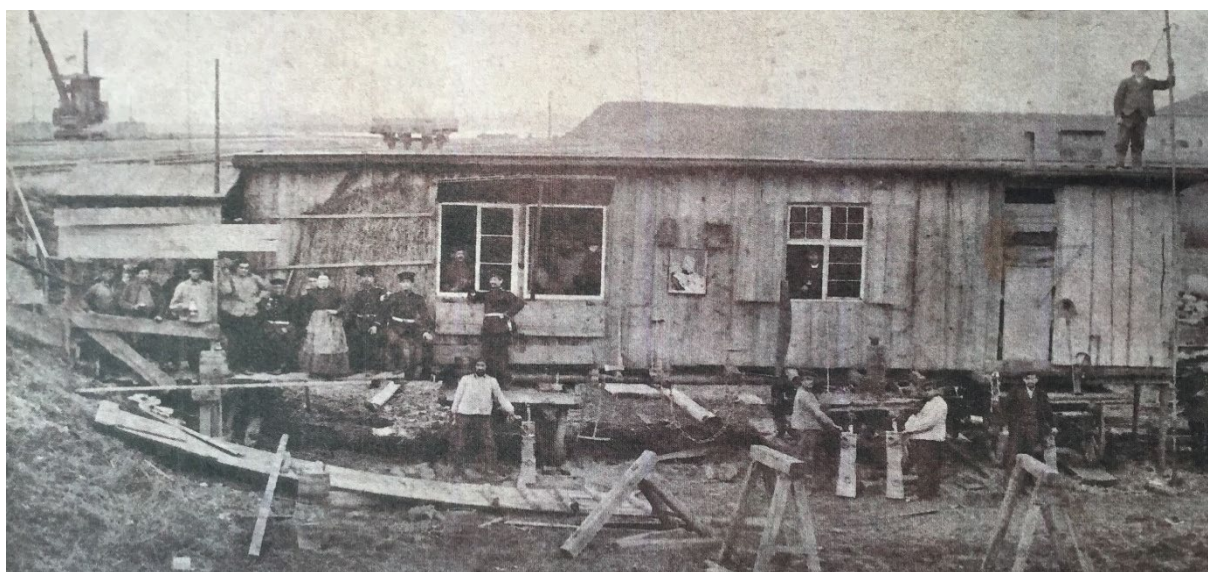
158 Kartenausschnitt alt / neu: Das an Rhein und Kinzig gelegene Kehl erfuhr die intensivsten Veränderungen durch die Begradigung der beiden Flüsse: Die Festung wurde zu Beginn des 19. Jh. geschleift. Es entstand eine für damalige Vergleiche moderne kleine Stadt Kehl. Ihr Charakter besteht bis heute. Der Verlauf der Kinzig wurde relativ weit nordöstlich vor Stadt und Dorf Kehl gelegt. Der Bahnhof musste folglich ebenfalls verlegt

werden. Der einstige Holzlagerplatz am Kinzig Ufer ist heute der erwähnte Multifunktionsplatz. In unmittelbarer Nachbarschaft davon befindet das „Baldnersche Haus“, einst die unten dargestellte Kantine der Magdalena Baldner. (Quelle: Die Kinzig von Hausach bis Kehl)

Für die Kehler Flößer gilt zunächst ähnliches wie für die Willstätter Genossenschaft: Sie übernahmen die ankommenden Flöße in Willstatt, um sie aufzubinden, umzubinden und weiterzufahren – je nach vertraglicher Vereinbarung. Denn Kehl war auch ein großer Holzmarkt, genannt „der Läger“, ein Name, der sich bis heute für diese Örtlichkeit erhalten hat. Doch nach Strasbourg oder weiter rheinaufwärts zu fahren, forderte noch mehr Geschick.

Die Römer als Holztransporteure auf der Kinzig werden bereits erwähnt - die Strasbourger Garnison mit ihren Thermen für 5 – 6000 Legionäre und ähnlich viele Auxiliarsoldaten wollte und musste dauerhaft mit Holz versorgt werden. Das zur damaligen Zeit sumpfige Gebiet dürfte die Römer an diesen Transporten nicht gehindert haben. 1467 werden Kehler Flößer in einer Sage erstmals erwähnt. In der Wolfacher Floßordnung von 1527 werden die „Taxen“ (Zoll) des Kehler Holzmarktes erstmals erwähnt. Solchermaßen haben wir festen historischen Boden unter unseren Füßen. Als genossenschaftliche Gebilde ist eine Kehler Flößergilde erst ab dem Jahr 1778 verbrieft. Diese soll aus Streitereien zwischen den an der Flößerei beteiligten Bürgern der Stadt Kehl mit der Willstätter Flößergilde und den Straßburger Geschäftsleuten (Holzhändlern?) hervorgegangen sein. Im Fürstenbergischen Urkundenbuch sind Vermerke vorhanden, wonach Schwarzwald-Hölzer für die Begründung der Stadt Köln Verwendung fanden. Auch für diesen Teil der Kinzig sind die Römer bereits als Holztransporteure zu Wasser zu benennen. Schließlich konnten dendrologische Untersuchungen belegen, wonach Holz aus dem Schwarzwald als Pfähle zur Begründung der Kolonie der heutigen Stadt Köln in den Boden gerammt wurden.

Oberhalb des Neumühler Wehres holten die Kehler Flößer das Floß ab, um es innerhalb eines Tages bis zum „Mährplatz“ in Kehl zu bringen. Dieser befand sich dort, wo heute ein großer „Multifunktionsplatz“ für Kehl und seine Umgebung, der Läger, an diese Zeit erinnert. Eine Magdalena Baldner betrieb dort ihre Kantine für die Flößer ebenso wie für das in der nahen Kaserne untergebrachte Militär. Standorttreue zeigt sich auch hier. Ein „Baldnersches Haus“ gibt es noch heute, genau am Rande des heutigen Läger. Das Hotel „Schwanen“ im Zentrum Kehls wird von einem Nachfahren dieser Familie mit Restaurant bis heute betrieben.



159 Magdalena Baldner (Bildmitte): Sie betrieb am einstigen Kinzig Ufer eine Kantine. Auch Flößer waren Gäste hier. Denn so mancher Flößer begab sich auf eine weitere Fahrt, ob bis Steinmauern oder bis Mannheim

und noch weiter. Auch heute noch besteht das „Baldnersche Haus“ so ziemlich am gleichen Ort wie die einstige Kantine. Und im Zentrum betreibt Dr. Baldner sein Hotel mit Restaurant.

Die historische Kinzig-Flußkarte zeigt als Ausschnitt sowohl den alten, mäandernden Flussverlauf, wie auch den kanalisierten, mit Floßhafen. Dieser, eine Forderung aus dem Kinzigtal, wurde allerdings erst um 1870 errichtet, als sich die Flößerei bereits dem Ende zuneigte.



160 Ausschnitt aus der „Cosmographia“ von Sebastian Münster: Maulwurfhügel auch hier. Die stets fruchtbare Rheinebene leuchtet uns förmlich entgegen. Maulwurfhügel wurden sie genannt, die Berge, ob im Schwarzwald oder in den Alpen. (Privatbesitz)



161 „Rote Karte“: Karten hatten die Flößer wohl nur sehr selten, wenn überhaupt, zu ihrer Orientierung zur Verfügung. Diese sehr ungewöhnliche Europa-Karte verdeutlicht, mit welcher Genauigkeit beispielsweise im 15. oder auch 16. JH. mitunter Siedlungen, Flüsse, Gebirge u. a. gezeichnet wurden. Die Kinzig als bedeutenden Schwarzwaldfluss suchen wir hier vergeblich. „Maulwurfhügeln“ ähnlich wurden Berge wie auch unser Schwarzwald wiedergegeben. So werden sie auch fachlich benannt. (Quelle: Bibliothek des historischen Vereins Mittelbaden in Kehl-Kork). Andere Karten sind vielfach sehr detailliert. Einige Beispiele konnte ich einbeziehen.



162 Julius Gutekunst: Der Maler Julius Gutekunst hat sich ganz besonders seiner Kehler Heimat gewidmet. Dadurch sind uns neben anderen Themen einige sehr bedeutsame Szenen der Flößerei und des Holzhandels von dort überliefert. Im Bild deutlich zu erkennen: die Willstätter Flößer mit ihrer runden Iltis-Mütze, in der Bildmitte; im Vordergrund und links Kehler Flößer in ihrer typisch weißen Jacke, dem Handwerkszeug, sowie Holzhändler. Das hier am und auf dem Ufer gelagerte Holz gab dem heutigen Multifunktionsplatz „Läger“ seinen Namen. Kinzig und Bahnlinie mit Bahnhof wurde jedoch nach Norden verlagert. (Quelle: Archiv der Stadt Kehl)



163 Historische Zeichnung (Ausschnitt): Festung Kehl mit dem Dorf Kehl, danach folgt das Dorf Sundheim
(Quelle: Archiv der Stadt Offenburg)

Berechtigten Grund zu heftigster Klage hatten die Wolfacher Flößer. Sie wandten sich 1867 an das Handelsministerium in Karlsruhe von Baden mit Sitz in Karlsruhe. Zu beklagen hatten sie, dass das Holz aus dem Schwarzwald, dort mit sehr viel Mühen und unter so manchem Opfer geschlagen, sodann vom Wald an die Bäche geriest, von den Bächen an die Kinzig geflößt – auch all dies verbunden mit so manchem Opfer an Gesundheit und Leben der Flößer – nun mitunter von Auernheim bzw. Kehl bis hinauf nach Griesheim und gute zehn bis fünfzehn Kilometer entfernt an den Ufern festgebunden – darauf wartete, bis die Käufer alles Holz beschauen konnte. Drei Stunden lang konnte sich eine derartige Holzschau hinziehen, meist verbunden mit nassen Füßen.

Sich einen verlässlichen Überblick über das „wohlfeile“ Holz, seiner Menge, seiner Qualitäten zu verschaffen, war praktisch daher nur schwer möglich. Bei dieser oft sehr langen Strecke war es verständlicherweise zudem sehr schwierig, vernünftige Kaufverhandlungen zu führen. Nicht immer konnte alles Holz verkauft werden. So manches verlor im Laufe der ungeplanten Lagerung an Wert. Daraus folgte die Forderung, in Kehl einen Floßhafen anzulegen. Dort sollte und konnte das angelieferte Holz sodann auf engem Raum von den Käufern begutachtet und gehandelt werden.

Wir brauchen heute nur sehr wenig Phantasie, um uns die beiden Verhandlungsalternativen vorzustellen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass zwischen Griesheim, Waltersweier und Kehl die Kinzig ein damals sehr weit ausholender, mäandernder, sich in vielen Kurven und Windungen bewegender Fluss war – bis er in den 50er Jahren den heutigen, geraden und um Kilometer kürzeren Verlauf erhielt. Trockenem Fußes kamen die Holzhändler und ihre Partner nur selten zurück, sumpfig wie die Ufer meist waren. Durstig, hungrig wurden alle Beteiligten zudem.

Ähnlich den Kinzigtäler Flößern bildeten auch die Kehler ihren Nachwuchs selbst aus. Bei der Kehler Flößerei nach Straßburg war ein Brauch üblich: war der Junge nach der Schule entlassen und wollte er Flößer werden, so gab es für ihn eine erste Floßfahrt, „Schelmenfahrt“ genannt. Er wurde dadurch zum Schelm. Zum Zeichen seiner Schelmenwürde wurde ihm ein aus einer Holzschwarte gefertigtes Schwert mit Leibgurt und Scherpe aus Floßwitten umgegürtet. Bei zunehmend enger werdender Umgürtung der Scherpe musste er versprechen, dass er stets „brav, gehorsam, treu, furchtlos sein will, nicht saufen, nicht stehlen und keine sonstige Untugend treiben wolle.“ Auf das Schwert des Schelms schrieb ein Flößer ein passendes Sprüchlein mit dem Namen und der Jahreszahl des „Jungflößers“. Folgend ein

paar Beispiele, zusammengetragen von Georg Heitz, Verfasser des Aufsatzes über die Flößergilde Kehl aus dem Jahr 1930 (Jahresband des Historischen Vereins Mittelbaden):

**Ich bin meiner Mutter liebster Sohn,
Sie gibt mir aber wenig Lohn,
Denkt aber nicht daran,
Daß der Junge schon allein trinken kann.**

Johann Geiler, 8, Kehl

**Ich armer Schelm bin vaterlos,
Jetzt muß ich fahren auf dem Floß,
Nach Straßburg und den Rhein hinab,
Doch tu ich`s ich gern, ich armer Knab.**

Georg Bitzer, 15, Sundheim

**Willst du ein tüchtiger Flößer werden,
O, dann komm zu uns her,
Suchst du aber größere Ehr,
Dann lerne lieber Kondukteur.**

Unbekannt

**Mein Vater ist der Fuhrmann Sommer,
Und ich sein Sohn. Das ist sein Kummer. Daß die Eisenbahn ist kommen ins Land.
Wir waren bekannt als Flößer von Frankfurt bis Baslerland**

Unbekannt



Bei einer Fahrt hinab bis zur Kinzigmündung gab der Flößermeister dem Neuling Belehrung über seinen erwählten Beruf. Der Rundgang auf dem Floß endete meist am Ende des Floßes, welches sich bereits bei geringer Belastung ins Wasser senkte. Allmählich senkte sich das Floß immer tiefer, das Wasser stieg an dem Schelm hoch. Nicht selten musste der Schelm, im Wasser stehend, Rede und Antwort stehen und diese Art einer Taufe über sich ergehen lassen. Nach der ersten Fahrt nahm der Schelm seine „Rüstung“, bestehend aus Schwert, Koppel und Scherpe mit nach Hause. Am Scheunentor oder über der Haustür angebracht, erinnerte es noch lange Jahre an diese „Schelmenfahrt“ und die dort getätigten Versprechungen.

164 Ein Kehler Flößer: Ein Kehler Flößer in seiner Arbeitskleidung und mit seinem Arbeitsgerät. Am linken Bildrand hängt ein Schelmenbrett – siehe Text. Dass die Kehler Flößer durchaus einen beachtenswerten Wohlstand erlangten, ist daran zu erkennen, dass sie ihre Kleidung mit silbernen Häckchen und Ösen versehen konnten. Die Lederhose wurde durch eine samtene ersetzt. Man beachte die Schienbeinschützer. Und das Pfeifle gehörte auch bei den Kehler Flößern dazu. (Quelle: Archiv der Stadt Kehl)

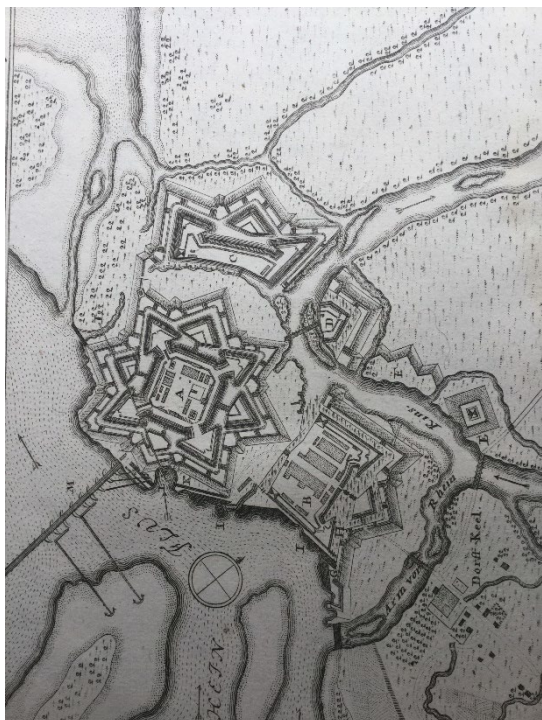
Doch, wie nun hinübergelangen zum so nahen und doch so fernen begehrten Ort des Holzabsetzes, der Übergabe des „Transportmittels“

Floß und seiner nicht minder wertvollen Fracht, der Oblast? Diese bestand aus gesägtem Holz der verschiedensten Art, wie es beim Bau der Gebäude Verwendung fand, sowie weiterer „Auflast“. War doch der Rhein mit seinen zahllosen Inseln, Sandbänken, und mäandrierenden Verzweigungen ein sich immer wieder verändernder sehr breiter Fluss. Es sei mir auch an dieser Stelle erlaubt, wenn ich wörtlich die Ausführungen von Georg Heitz übernehme. Konnte er sich doch noch auf Erzählungen einstiger Flößer beziehen.

„Bei geringem Wasser wurde das Floß gleich an das linke Rheinufer gesteuert. Andernfalls mussten Pferde das Floß bis ans Floßhäfele stromaufwärts verbringen. Jetzt traten die Stiefelleute in ihre Arbeit und hielten, mit Staken auf dem Vorland tief im Wasser wattend, das Floß vom Ufer fern. Vor der Überfahrt setzten die „Nachen“ die Pferde über, um bei der Ankunft des Floßes dieses stromaufwärts in den Straßburger Hafen zu bringen. Das Geschirr der Pferde war äußerst einfach gehalten, um die Tiere bei Unglücksfällen alsbald frei zu machen. So zog man die Flöße in den „kleinen Rhein“ bis zur Schleuse, „große Pfanne“ genannt. Dann schleuste man stückweise durch bis ins „Bassin“. Hier wurde das Floß den Händlern übergeben, und diese verteilten die Ware. Teile davon wurden zu „Pariser Flößen“ gemacht, andere mit Fuhrwerk abgefahren und wieder andere im Kanal oder der Ill zu den verschiedenen Lagerplätzen verbracht.“ (Quelle: Jahresschrift des Historischen Vereins, 1936)

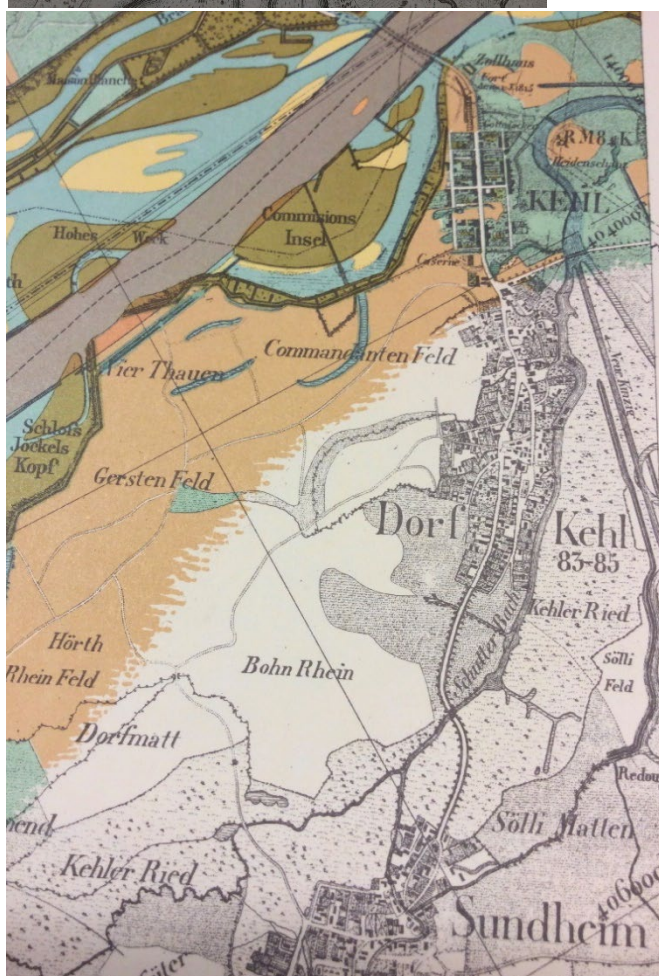


165 Militär-Karte 1770 (Ausschnitt): Solche Karten waren naheliegenderweise in der Regel sehr viel detaillierter und somit genauer als andere, normale (Reise-) Karten. Diese hier verdeutlicht, wie schwierig es gewesen sein musste, das Holz sowie die Oblast von der Kinzig hinüber nach Straßburg zu bringen. (Quelle: Privateigentum) – Aus der unten wiedergegebenen Karte von Senges ist als Ausschnitt und in Verbindung mit dem „Ruppertsauer Flößerstreit“ diese Transportstrecke sehr gut erkennbar. (Privatbesitz)



166 Festung Kehl (Gabriel Bodenehr d. Ä.): Diese Kleine Festung wurde um 1800 geschleift. An ihre Stelle wurde die Stadt Kehl reißbrettartig geplant und entwickelt. Die relativ kleinen Häuser, die rechteckig angelegten Straßen sowie die dadurch speziell entstandenen Wohnviertel sind noch heute ein markantes Zeichen der Stadt. (Privatbesitz)

Der vom Rhein gegenüber von Kehl abzweigende „Rhein-Giessen“ führte hinein bis nach Straßburg zu den dortigen Holzlagerplätzen (einer befand sich nahe dem Fischertor vor der Stadt, ein anderer dort, wo später das Rohan-Schloss erstellt wurde. Das aus den Vogesen über die Breusch herangebrachte Holz lagerte in Königshoffen sowie in „Petit-France“.



167 Tulla Kehl: Mit dem Tulla'schen 18- Blätter umfassenden Kartenwerk ist nicht allein die Rheinbegradigung verbunden und detailliert nach „alt / neu“ bzw. „vorher / nachher“ skizziert. Die angrenzenden Siedlungen sind ebenfalls sehr genau dargestellt. Für das heutige Kehl sehen wir: Kehl ist noch ein Dorf und hat auch diesen Namen; Sundheim ist ebenfalls noch ein Dorf; vom Nachbardorf deutlich entfernt. Und die Festung: sie ist seit etlichen Jahren geschleift. Der moderne, vom Reißbrett übertragene Grundriss besteht mit den meist ein- und zweistöckigen Häusern so noch heute. Wie lange noch – angesichts der stetig ansteigenden Nachfrage nach Wohnraum? (Quelle: Tulla Karte, Privatbesitz)

Den Kehler Flößern, vermutlich nicht nur ihnen, war es gestattet, das Holz auf dem Rhein weiter flussabwärts zu begleiten, solchermaßen in der besonderen Funktion als Rheinschiffer tätig zu sein. Denn wer es von den Quellbächen kommend bis nach Kehl geschafft hatte, der hatte sicher die Fähigkeit zu mehr, dem Rhein. Für die Rückfahrt, z. B. von Steinmauern, waren gestaffelte Entfernungs-Entgelt-Tarife festgesetzt, die die Floßknechte in Geld zu beanspruchen hatten.



168 Fischertor 1870/71: Dieser deutsch-französische Krieg führte dazu, dass die Straßburger Holzhändler ihre Geschäfte hier einstellten und nach Paris zogen. Der Bedarf an Schwarzwaldholz zwecks Wiederaufbau, Feuer- und Brennholz war natürlich immens. Am Fischertor befand sich einer der Holzlagerplätze. (Quelle: Der deutsch-französische Krieg 1870/71, Privatbesitz)

Strasbourg brauchte Brenn- und Feuerholz in stetig zunehmender Menge, entsprechend der stetig anwachsenden Bevölkerung. Bauholz für die in die Höhe wachsenden und stabiler werdenden, auch zunehmend dekorativer gestaltenden Fachwerkhäuser. Für die überaus zahlreichen

Fließgewässer waren jahrhundertlang entsprechende hölzerne Brücken erforderlich. Nicht außer Acht gelassen werden dürfen die zunächst mit Holz (erst viel später durch Stein und Beton ersetzt) stabil gehaltenen Ufer eben dieser Fließgewässer. Teure Eiche war es, die überwiegend hier im Wasser verbleibend, Verwendung fand (Vitruv lässt auch hier grüßen!); ebenso für die Kanalisation.

Das gewaltige Jahrhundert-Investment „Rheinbegradigung“, welches mit dem Namen des Militär-Ingenieurs Johan Gottfried Tulla bis heute verbunden ist – unter seiner Leitung wurde es begonnen, nach seinem Tod 1831 von anderen Ingenieuren fortgeführt. Diese Begradigung lieferte den Grund und die Möglichkeit, dass die Stadt Straßburg über die Festungsmauern hinaus – ein Teil davon steht heute noch unter dem Namen „Citadelle“ – sich stetig ausdehnen konnte. Auch konnte in dem mit „Bassin“ bezeichneten Teil des neu gebauten Hafens ein neuer und größerer Holzlagerplatz entstehen. Dieser war direkt mit dem Rhein verbunden und somit für die Kehler Flößer schneller erreichbar.



169 „Pferdenachen“: In Ermangelung einer entsprechenden Zeichnung für die Kehler Flößer erlaube ich mir eine Anleihe aus den USA zu machen. So in etwa darf man sich den Rücktransport der Pferde vorstellen, nachdem die Flöße in Strasbourg abgeliefert waren. Reich an Inseln und Sandbänken war der Rhein bis zu seiner Begradigung. (Privatbesitz)

Nach getaner Arbeit wurden die Pferde in Kähnen (bzw. Nachen, wie sie sehr ähnlich bereits die

Römer für flache Gewässer kannten) zurück ans Kehler Ufer gebracht. Dort freuten sich die Kinder darüber, mit den Pferden heimwärts nach Kehl-Dorf reiten zu dürfen.

Die genannten „Pariser Flöße“ wurden von jeweils zwei sehr kräftigen Männern vom Ufer des Rhein-Marne-Kanals aus nach Paris gezogen, ausgestattet mit vielen Ersatznägeln für die sehr stark strapazierten Schuhe. Zum Leidwesen der Kehler wurde dieser Holzhandel im Jahr 1857 beendet. Zu hoch war der Zoll, der auf das Pariser Holz geschlagen wurde.

Paris war nicht der einzige Bestimmungsort, an den Schwarzwald-Holz von Straßburg aus weiter befördert wurde. Die wunderschöne und historisch bedeutsame, hinter der Euro-Metropole versteckten Mühlenstadt Molsheim, erhielt ebenfalls lange Zeit viel Holz von der anderen Rheinseite. Verwandtschaftliche Beziehungen nach Wolfach spielten eine gewichtige Rolle; die besondere Qualität des Schwarzwald-Holzes, speziell aus Wolfach eine weitere. Doch hier erlaube ich mir, „Persönliches“ voranzustellen:

Persönliches: Acht überaus wertvolle Jahre durfte ich eine Schulpartnerschaft meiner Schule mit dem Lycee Henry Meck, zusammen mit meinen französischen Kollegen Jean Claude Bernard gestalten. Als diese Frage in einer Lehrerkonferenz durch den Schulleiter gestellt wurde, nach Tagen kein/e Kollege/in sich gemeldet hatte, fragte ich, ob... Ich durfte, des Französischen damals noch nicht mächtig. Unsere beiden Familien mit je drei Kindern im ideal ähnlichen Alter wurden positiver Teil dieser Aktivitäten – wenngleich zu anderen, den „unterrichtsfreien“ Zeiten. Gemeinsame Ausflüge hüben und drüben, ein Projekt über die Textilwirtschaft – als es diese noch gab - mit Betriebsbesichtigungen und Vorträgen von Unternehmern; Stadtrallys hüben und drüben und manch anderes sorgten für nachhaltige Bereicherungen vielfältiger Art. Bei mir kam das Erlernen der französischen Sprache (Crash-Kurs in Aix en Provence) hinzu. Höhepunkt war ein Vortrag mit anschließender Diskussion mit Schülern und Lehrern beider Schulen mit Pierre Pflimlin, einem der bis heute wohl angesehensten Europa-Politikers, weit über Frankreich hinaus. Er ließ sich problemlos für diesen Vormittag in der historischen „Monnaie“ anlässlich eines Vortrags in der der Straßburger Uni gewinnen. Für die SchülerInnen dürfte das Bugatti-Museum eher das Highlight gewesen sein, oder die in den einstigen Bugatti-Werken untergebrachte Fertigung von Hydraulik-Systemen für Flugzeuge. Mit etwas Glück lässt sich auch mitunter ein neuer Bugatti des VW-Konzern auf dem einstigen Schlosspark Gelände, wo diese Millionen-Objekte der Begierde zusammengebaut werden, bestaunen.



170 Wasserspiele: Die verschiedenen historischen Wasserspiele sind im nachfolgenden Text beschrieben. Dauerlicherweise ruhen sie seit langen. Hier wie auch in Wolfach könnte man sie auf attraktive Weise wiederbeleben – auch in flößerlicher Solidarität. (Quelle: Pittoreskes Strasbourg, Privatbesitz)

7.12 Straßburg, Strasbourg, Argentorate, stets holzhungrig

Das römische Argentorate darf und muss wohl mit Recht als unsere immerwährende, zentraleuropäische, so auch des Schwarzwalds, Hauptstadt in Europa angesehen werden. Geographisch ohnehin, wie Blicke auf die Karten über alle Zeiten hinweg deutlich werden lassen. Die wirtschaftliche wie auch die kulturelle Zentralörtlichkeit entwickelte sich in logischer Folge. Ill, Breusch, Moder auf der einen, der westlichen Seite, Kinzig, Schutter, selbst Murg auf der anderen Seite, von Osten kommend, sorgten für ein stetiges Anwachsen dieser so wundervollen europäischen Metropole.

Handel mit Holz zur Römerzeit gab es. Wenngleich in relativ bescheidenem, dafür umso wirksamerem Umfang. Holzgroßhändler waren es, die Köln (Colonia) mit Holz für die Fundamente der Stadtgründung aus dem Schwarzwald belieferten.



170 „Schwarzes Holz“ - Kölner Holz: Aufgrund dendrologischer Analysen konnte von Kölner Archäologen zweifelsfrei festgestellt werden, dass Holz aus dem Schwarzwald für die Fundamente der römischen Colonia Verwendung fanden. Interessant ist nun nur noch: war es Holz, welches über Kinzig und Rhein oder Alb und Rhein oder Neckar und Rhein dorthin geflößt wurde. Für Kinzig und Rhein spricht die Garnison in Straßburg mit entsprechenden Fachleuten. Für die Alb spricht andererseits der Ettlinger Weihestein und der dort dargestellten Zunft der Fischer, Schiffer und Flößler.: (Quelle: Geschichte des Kölner Hafens, 2018)

Die Garnison mit ihren Legionären und Auxiliartuppen, sowie die dazu gehörige Zivilsiedlung (Vicus) Brumath im Westen betrieben überwiegend Selbstversorgung. Erst als Straßburg im 11. Jh. beginnend sich zu einer rasch ausweitenden Stadt entwickelte, wurde Holzhandel ein wichtiges Gewerbe. Die Stadtmauern mussten in relativ kurzen Zeitabständen neu gesetzt werden, damit sich im Gebiet dahinter die Menschen ansiedeln konnten. „Stadtluft macht frei“: von 5.000 um das Jahr 1000 auf 30.000 Menschen um das Jahr 1400 war Straß-

burg angewachsen. Silbermann zeigt in seinem Werk über Strasbourg mehrere Kupferstichkarten. Auf diesen wird dieses rasante Bevölkerungswachstum in Einzelheiten erkennbar. So auch das an Flüssen und Bächen durch Zusammenlegungen immer mehr ausgedehnte Stadtgebiet.

Holzlagerplätze befanden sich im Westen bei Königshoffen – schon zur Zeit der alten Römer, wie der Fund eines Balkenfloßes dort belegt – im Osten war es der Bruckhoff vor der Stadtmauer nahe dem Fischertor gelegen. Alle Kupferstiche von Straßburg zeigen diesen Holzlagerplatz sehr dekorativ im Vordergrund. Selbst wenn man unterstellt, dass so mancher Zeichner vom anderen „abgekupfert“ hat, bleibt diese Örtlichkeit zwingend als Holzlagerplatz bestehen. Gleich hinter der Mauer lag der „Zimmerhoff“, wo die Zimmerleute ihre Arbeit verrichteten. Spätere Aufnahmen geben riesige Holzvorräte als Feuer- und Brennstoff im westlichen Stadtbereich wieder.

Die Händler waren zum einen einzelne Privatpersonen, überwiegend jedoch Compagnien. Die Stadt als Unternehmer (Admodiator) taucht ebenfalls wiederholt in dieser Funktion auf. Denn „Energiekrisen“, wie wiederholt erwähnt, gab es über die Jahrhunderte hinweg mehrfach und aus unterschiedlichen

Gründen. Raubbau war der häufigste und gravierendste Grund. Die krassste Folge: hohe Holzpreise. Die Nachfrage seitens der Bevölkerung nach Brennholz für die tägliche Nahrungsbereitung sowie als Wärmespender in den damals noch meist eisigen und schneereichen Wintern musste gesichert sein. Die (kirchliche) Grundherrschaft sprang mitunter auch hier mit Holzlieferungen ein.

Dass selbst die Murgschiffer Straßburg als Ort der Holznachfrage nutzten, wie in einer Quelle zu lesen war, klingt geradezu abenteuerlich, ja unglaublich. Treideln mit Pferde- und / oder Menschenkraft war zwar selbstverständliche Technik der früheren Zeiten. Überschuss an Holz trat immer wieder auf, so auch bei den Murgschiffern. Da lag es nahe, das stets holzhungrige Straßburg, da kontinuierlich sehr stark wachsend, auch auf diese Weise zu versorgen. Schließlich waren es Spezialisten, die Flöße durch Treideln von Straßburg aus auf dem Rhein-Marne-Kanal bis nach Paris brachten, bei genügend Schuhnägeln als Ersatzteile.

Also: Die Floßstraße Breusch, über die das Vogesenholz jahrhundertlang nach Straßburg gebracht wurde, fließt direkt durch dieses malerische Städtchen. Das Rad im Wappen der Stadt verweist auf die Mühlen, denen die Breusch Wasserkraft lieferte. Wenige Meter außerhalb der Stadtmauern folgt der Breusch-Kanal, parallel zum Mutterfluß bis Straßburg. Weshalb legte ein Werkmeister namens Wambser – in Molsheim und mehreren anderen Orten als Baumeister tätig so großen Wert darauf, dass er Holz aus der Gegend von Wolfach und Halbmeil (seinem vermuteten Geburtsort) geliefert bekam? Denn es musste von Straßburg aus „auf Achse“, also mit dem Fuhrwerk, gut und gerne 10 Kilometer weiter gefahren werden (mit zusätzlichen Kosten, insbesondere dem Fuhrlohn). Dass es die ganz besondere Qualität des Schwarzwaldholzes gewesen sein könnte, oder wiederholt ein besonders niedriger Preis, ist höchst unwahrscheinlich. „Familiäre Beziehungen“ – sie nahmen im 16. Jahrhundert ihren Anfang - dürften wohl eher längerfristig Gründe geliefert haben für diese Art der geschäftlichen Beziehungen. Im Straßburger Stadtarchiv befinden sich zahlreiche sehr detaillierte Original-Belege für die Holz-Transaktionen an „Zimerhoff“ und „Bruckhoff“.

(Verweis auf Schlaefli, Louis: Über den Werkmeister Christoph Warmbser aus Wolfach. In: Die Ortenau 1995) Edgar Baur, Wolfacher Flößer, bestätigt dies aufgrund seiner Recherchen.



171 Holzlager: Dieser Holzlagerplatz in Strasbourg (im Gebiet von Petit France) spiegelt den Brenn- und Feuerholzbedarf wieder, der sich wie hier in der zweiten Hälfte des 19. Jh. im Stadtbild wiedergespiegelt hat. (Quelle: Informationstafel der Stadt Strasbourg am Place Kleber 2022). Für andere Städte gilt gleiches, so zum Beispiel in München unmittelbar an der Isar gelegen, gezeichnet und gemalt von Canaletto (siehe am Ende des Buches)

„Das Bessere ist der Feind des Guten.“ So wie dieser sinnige Spruch seine generelle Bedeutung hat, so gilt er für die Flößerei in besonderem für die unterschiedlichen Zeiten im Schwarzwald, für die Kinzig Flößerei mit ihren zahlreichen Grundherrn sehr speziell. Die Eisenbahn war einer der unerbittlichen Feinde der Flößerei. Das Rheintal durchzog sie bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es folgte ein erster Bauabschnitt ins Kinzigtal 1866 bis nach Hausach; 1878 erreichte sie Wolfach; 1886 durchfährt sie das gesamte Kinzigtal und von Hausach bis hinauf nach Konstanz und andererseits bis nach Freudenstadt. Selbst das Wolf(ach)tal sollte angebunden werden. Die Pläne blieben nach mehrjährigen Verhandlungen ohne Realisierung. Die weiteren Gebiete des Schwarzwaldes waren größtenteils bereits früher erschlossen, so Baden Oos der Kurgäste wegen, Freudenstadt von Norden her.

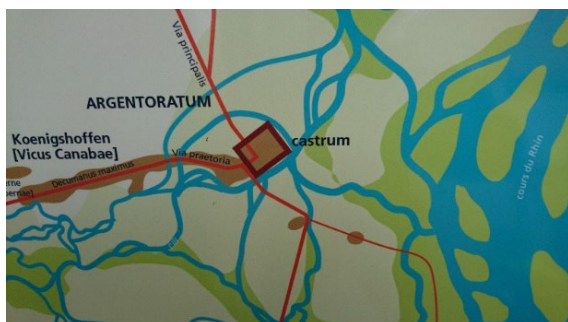
Zu den Vorteilen dieser Art des Holztransports gehörte, dass die Holzstämme nun nicht vom Stoßen gegen den steinigen, felsigen Flussgrund Qualitätseinbußen erlitten.

Ein Vierzeiler erinnert heute in wohl allen Flößermuseen an das beileibe nicht nur romantische Ende der Schwarzwaldflößerei:

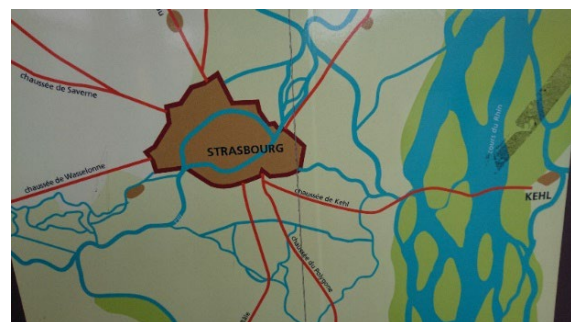
***Jetzt Flößen wir zum letzten mal
durch dieses schöne Kinzigtal,
Was lange unsere Freude war,
Ist wohl dahin für immerdar.***

Dieses Gedicht, das geradezu durch seine schlichte Kürze alle nur erdenkliche Wehmut ausdrückt, lässt sich ohne jegliche Einschränkung auf sehr viele wasserbezogene Aktivitäten übertragen - im Bereich des Schwarzwaldes und auch anderswo. Ein einziges Wort nur bedarf des Austausches, notfalls noch ein zweites, je nach dem.

Doch mit Kehl und Straßburg musste die Floßfahrt noch nicht zu Ende sein. Straßburg war zwar von Anbeginn der wichtigste Absatzmarkt für das Schwarzwaldholz und blieb es über sehr lange Zeit. Köln gehörte ebenfalls zu den bedeutenden Absatzmärkten des Schwarzwaldholzes. Mit Aufkommen des „Holländer-Holzhandels“, der ozeantauglichen Handels-, Kriegs- und Sklavenschiffe verschoben sich die Gewichte. Kehler Flößer brachten ihre wertvolle Fracht – dass „Holländer“ in Straßburg nachgefragt waren, ist nirgendwo bestätigt., Wegen ihrer Größe und ihres Gewichts hätten sie zudem kaum verarbeitet werden. Der „Holländer Holz Platz“ bei Steinmauern war als Zwischenlager für die Holländer eingerichtet.



I. Argentorate als Garnison (1. Jh.)



II: als ummauerte Stadt (15. Jh.)



III Die Mauern der Festung werden überwunden (18. JH.). IV wachsende Besiedlung folgt (ca. 1900)

172 I - IV Strasbourg in Etappen: (Quelle: Infotafeln der Stadt Strasbourg)

Zur Erinnerung: Für das Kinzigtal ist dieser Holländer-Holzhandel formell für das Jahr 1715 belegt. Er begann jedoch schon Ende des 17. Jahrhunderts. Die folgende Anekdote dürfte die Realität wiedergeben – demzufolge ist ein größeres Kinzig Floß einfach an der Anlandestelle in Köln vorbeigefahren – begleitet von viel Geschrei, wohl auch Beschimpfungen von der Köllner Uferseite – und weiter nach Holland. Dort waren deutlich höhere Preise zu erzielen. Die geführten „Vor-Gespräche“ zu diesem beginnenden, lukrativen Holzhandel lassen sich bereits mit wenig Phantasie nachvollziehen. Nicht vergessen werden darf, dass im Nordschwarzwald dieser Holländerhandel schon sehr lange und sehr erfolgreich verlief. Die weitere und wiederholte „Devastierung“ des Nordschwarzwaldes war eine der zwangsweisen Folgen. Um 1800 hatte der Schwarzwald nur noch gut zwei Drittel des heutigen Umfangs.



173 Kehl mit „Blick hinüber“: Eine seltene Sicht von Kehl und Strasbourg, leider ohne Angabe eines Autors. (Quelle: Bibliothek des historischen Vereins Mittelbaden in Kork) Wie der Holztransport in den Vogesen ablief, verdeutlicht der folgende kolorierte Holzschnitt (kein Verfasser, Privatbesitz).



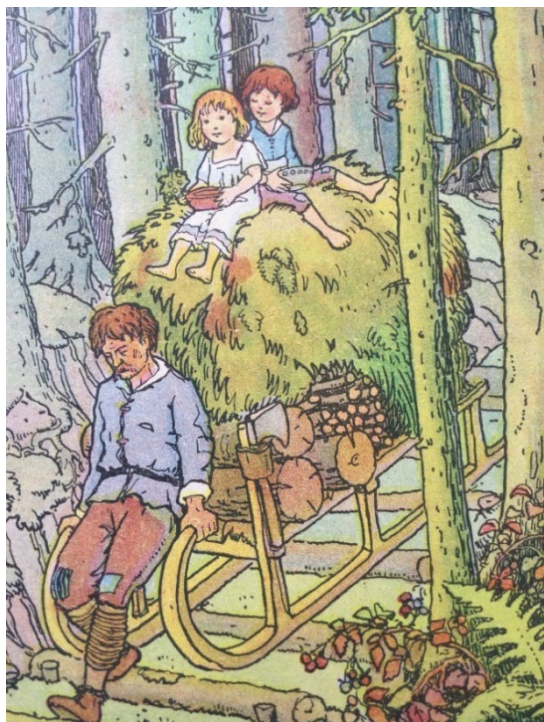
174 Holztransport: Die für den Wegebau erforderlichen Aufwendungen sind auch hier beträchtlich. Kinderarbeit? Diese Zeichnung würde sich wohl vorzüglich für einen Abitur Besinnungsaufsatz eignen im Sinne einer Bild-Interpretation. (Colorierte Litho 19. Jh. Privatbesitz)

175 Kriegs-Karte (Senges): Diese überaus farbenprächtige Kupferstich-Kriegskarte aus dem Jahr 1860 liefert sehr viele, auch historisch sehr detaillierte Informationen! Der nachfolgend wiedergegebene „Ruprechtsauer Flößerstreit“ wird hier geographisch ebenfalls sehr gut nachvollziehbar. Es gab zu dieser Zeit den „Orleanschen Krieg“, auch als Pfälzer Erbfolgekrieg bezeichnet. Einige Scharmützel sind erkennbar dargestellt – so bei Willstätt, bei der nicht mehr existierenden Rohrburg, u. a. (Kupferstich von Lutz Senges, 1680; Privatbesitz) Auffallend sind der Waldreichtum, sowie die zahlreichen, damals von Wald noch eng umgebenen Dörfer. Dies sollte sich bald ändern. Wir befinden uns bereits inmitten des Holländer Holzhandels. Gefragt waren längst nicht nur die „Holländer Tannen“ **1680 er Krieg:** Es dürfte eine durchaus lösbare Aufgabe sein, herauszufinden, auf welchem (Wasser-)Weg die Kehler Flößer ihr Holz, die Pferde und den oder die Nachen hinein nach Strasbourg gebracht haben – und welche Rolle die Ruprechtsauer davor und danach gespielt hatten. Nur so viel sei angemerkt: von dem im Text erwähnten Hügel ist nichts mehr zu finden, bestenfalls nachzuempfinden. (Privatbesitz)



Für diese Weiterfahrt auf dem Rhein, ob nach Mannheim, nach Köln, nach Holland (anfangs nach Amsterdam zwecks Begründung der Stadt, später nach Dordrecht, einer der beiden Schiffsbau-Zentren) brauchte man gute Flößer. Lust am Abenteuer allein reichte nicht aus. Nicht außer Acht gelassen werden darf, dass selbst die Floßknechte einen guten Leumund haben mussten. So mancher von ihnen war

zu Hause fest gebunden. Er musste „unter Rauch und Feuer“ sein, folglich einen festen Wohnsitz mit Hausstand haben.



„Hansi“: *ohne Kommentar (Privatbesitz) Nur so viel: Waldarbeit war Familienarbeit. Wer beklagte sich über „Kinderarbeit“?*

Exkurs: Der Ruprechtsauer Flößerstreit

Bereits lange vor 1500 spielten die Straßburger Schiffer (nicht Flößer; diese hatten in Straßburg nicht oder nur in geringerem Umfang Bedeutung), in der Rheinschiffahrt eine große und bedeutende Rolle. Straßburg war stets eine wirtschaftliche Metropole. Unterschiedliche Waren gingen von hier aus in alle Himmelsrichtungen. Verwunderung wird in dieser Zeit wiederholt darin deutlich, dass die übrigen Städte am Mittelrhein die offenkundige Bevorzugung der Straßburger Schiffer ohne weiteres hinnahmen. Nach und nach, um 1700, erhoben die Pfälzer und Badischen Schiffer ihre Stimmen. Rechtsstreitigkeiten zwischen Straßburg und den Kurfürsten von Mainz und der Pfalz

mündeten in einen Vertrag zwischen ihnen und der Krone Frankreichs. Die Straßburger Schiffer behielten grundsätzlich ihre Rechte, wenngleich etwas geschmälert.

Neben dem „zufälligen“ bestand auch ein regelmäßiger Schiffsverkehr zwischen Straßburg und Mainz und Frankfurt. Bis zur französischen Revolution fuhr alle 10 – 14 Tage regelmäßig ein Güterschiff mit bis zu 30 Schiffsknechten nach diesen Städten und zurück. Für die Strecke bis Mainz benötigte ein Schiff im Sommer drei Tage; für Straßburg – Speyer – Straßburg waren 7 Tage zu rechnen.

In einer Stadt, in der die Schiffahrt eine derart hohe Bedeutung einnahm, konnte ein Bauplatz für Schiffe und deren Reparatur bei Beschädigungen nicht fehlen. Die zu diesem Zwecke dienende „Schiffmatt“ lag auf altem Rupprechtsauer Boden unweit der Aubrücke, im Norden Straßburgs gelegen, damals noch ein gutes Stück vor den Toren der Stadt. 1633 heißt es in den Archivakten zu einem weiteren Aspekt: „... zu einem Zoller am Rhein in Rupprechtsau ist neben anderen vorgeschlagen und erwählt worden Simon Kriech, der Schiffmann.“ Am 4. Mai schwur er auf seine Ordnung. 1635 folgt ihm in diesem Amt ein Hans Jacob Gissbrecht.

Von den Schiffern allgemein und den Rheinschiffern im Besonderen klar und deutlich zu trennen sind die Flößer, wenngleich sie nicht nur zu Zeiten der Römer (mit den Schiffern und Fischern) in einer Zunft zusammengefasst waren. In einer sehr wichtigen Sache müssen sie, „in einen Topf geworfen werden“, weil sie hierbei wiederholt als harte Konkurrenten aufeinandertrafen, ja treffen mussten: den Transportgütern, bei den Flößern Oblast genannt – Kobalt, Harz in Fässern, Holz-Schnittware, Glaswaren, Keramik, Wein.

Doch nun zu den Flößern, den Kinzigflößern im Speziellen; denn sie brachten das so unverzichtbare Bau- und Feuerholz aus dem Schwarzwald in das immerfort von Holz hunger getriebene Straßburg.

Wie bereits erwähnt brachten sie die im Schwarzwald gefällten Tannen auf der Kinzig zum Rhein, dann durch den „Rheingiesen“ nach Straßburg. Bis zum Jahr 1685 hatte dies seine gute Ordnung. Mit den

Baumaßnahmen an der der Zitadelle musste jedoch dieser Rheingiessen vorübergehend gesperrt werden. Die Kehler Flößer mussten ihre Flöße nördlich unterhalb Straßburgs bei Ruprechtsau / Robertsau / Ruppertsau in die Ill lenken, um sie auf diesem Fluss, an der Ruprechtsau vorbei – genauer: „drumherum“ - in die Stadt zu bringen. Dies hieß: gegen den Strom fahren, folglich treideln.

Am 16. Juli 1685 richtete die Gemeinde Ruprechtsau die Bitte an den Meister und den Rat der Stadt Straßburg, sie mögen das Flötzen folgend regeln:

in Zukunft flötzen die Kehler ihre Holzflötze nur bis zum „Buckel“. Dort übergeben sie diese den Ruprechtsauern, die sie in die Stadt führen. Sie machen geltend und begründen, dass seit undenklichen Zeiten alles Flötz- und Bauholz, das von Wolfach, Schiltach und anderen Orten herabgeht, nur bis Willstätt geführt wird. Dort wurde und wird es von Hanauischen Untertanen abgenommen und bis nach Kehl gebracht. Was nicht den Rhein hinabging, ist nach Straßburg geliefert worden. Daraus ist abzuleiten, dass jede Herrschaft das Holz auf ihrem Territorium durch ihre eigenen Leute weiterschaffen ließ. Wie andere Ortschaften es tun, so wollen auch wir auf unserem Bann als Ruprechtsauer das Holz transportieren. Wir haben ja auch bisher schon „Vorspann“ geleistet. Am Buckel wollen wir die Flötze übernehmen und deren Steuerung bis in die Stadt selbst besorgen. Ihren Verdienst wollen wir den Kehlern sobald bar bezahlen Den von dem Carpenweg (Karpfenweg?) an wollen wir diesmal nicht rechnen.

Von den „Oberen Bauherrn“ und den „Dreyn des Pfennigturms“ erhielten die Ruprechtsauer folgende Antwort: Würden die Ruprechtsauer die Flötze am „Buckel“ übernehmen, so wäre dies der Stadt durch den Holzhändlern nur schädlich und hinderlich. Es gilt zu erwägen:

- 1. Der Ruprechtsauer Bann wird fast gar nicht berührt. Es sind die Bänne von Awenheim, Wantzenaw und Schiltigheim.*
- 2. Bekämen die Ruprechtsauer dies Recht, so würden die endern Gemeinden dies Recht auch fordern. So gäbe es grosse Verwirrung, Unordnung und Schaden.*
- 3. Die Ruprechtsauer sind des Flötzens nicht erfahren. Dies haben sie vor etlichen Jahren genügsam bewiesen. Es fehlen ihnen die geeigneten Personen und Instruments. Wenn da die Köhler mit grossen Unkosten die Flötze in den Rhein gebracht, so wäre es unsicher, das Holtz in die Stadt zu bekommen.*
- 4. Wenn auf dem Wasser Holtz verloren ging, so würden die Ruprechtsauer die Kehler verantwortlich machen, die Kehler wiederum die Ruprechtsauer. So entstände Schaden für die Stadt und die Holzhändler.*
- 5. Man könne den Kehlern nicht zumuten, dass sie, nachdem sie die Flötze durch die gefährlichen Orte geführt, mit den Ruprechtsauern, die fast nichts mehr geleistet hätten, den Verdienst zu teilen.*
- 6. Die Kehler geben den Ruprechtsauern „ein ziemliches stück geldes“ zu verdienen, da die Ruprechtsauer mit ihren Pferden die Flötze aus dem Strom ziehen helfen.*
- 7. Die Kehler würden für die größte und sauerste Arbeit völlige Zahlung verlangen, die Ruprechtsauer aber auch ihre Zahlung fordern. So wären die Unkosten „gedoppelt“, und das Flötzen käme ins Stocken. Die Stadt aber brauche Holz, besonders Bauholz.*

Der „Pfennigturm“ verfügte: es bleibt wie bisher. Die Kehler bringen das Holz bis nach Straßburg. Die Ruprechtsauer waren somit abgewiesen.

Die Kehler Flößer ihrerseits nahmen auch Stellung zu der Forderung der Ruprechtsauer und führten aus:

1. „Uralter Gewohnheit nach haben bis heute die Schiltacher, Wolfacher und andernortige Flötzer auf der Kinzig bis Willstätt das Holtz geliefert. Von Willstätt wurde es nach Kehl geleitet, wo öffentlicher Holzmarkt ist. Die Kehler brachten dann das Holtz an ihren Bestimmungsort.
2. Wegen des Citadellenbaues ist der Rheingiessen gesperrt. Deshalb ist seit drei Jahren das für Straßburg bestimmte Holtz teils durch den Ruprechtsauer Bann geführt worden. Die Ruprechtsauer leisten mit ihren Pferden Hilfe., wofür sie ein schönes Geld bar bezahlt erhalten, ohne die Zehrung im Wirtshaus.
3. Dass die Ruprechtsauer vom „Buckel“ an die Flötze weiterleiten wollen, obwohl der Buckel gegen Schiltigheim liegt, ist „ganz ungereimt und gegen Recht und Billigkeit“.
4. Wir tun, was uns die Ruprechtsauer nicht nachmachen können. Z. B. müssen wir mit Widden (Weiden) schadhafte Flötze reparieren und zusammenbinden.
5. Wir müssen bei Eis laufendem Wasser das Holz fleissigst verwahren, und wenn Schaden oder Unglück geschieht, dies ersetzen.
6. Es sind schon Flötze bis nach Awenheim getrieben und ohne weiteren Lohn wieder hergeführt worden.
7. Sonderbar ist das Verhalten der Ruprechtsauer. Wir Keyler (Kehler) sind nach alter Gerechtigkeit mit Holtz bis nach Steinmauer, ja bis Mainz und Cöllen gefahren und die Rheinsassen haben uns nur den Zoll verlangt, also nichts in den Weg gelegt.
8. Die Ruprechtsauer sollen mit mehr Vernunft bedenken, dass wir Kehler, nachdem die Flötze aus aller Gefahr in die Hand geliefert, ihnen nicht den besten Lohn einräumen können. Wir Kehler sind schon durch den Krieg ruinierte Leute und haben keinen Verdienst als das Flötzen.
9. Die Holzzufuhr käme die Herren vom Pfennigturm zu teuer durch die Beteiligung der Ruprechtsauer; denn sie müssten beide bezahlen.
10. Die Ruprechtsauer sind des Flötzens gar nicht kundig. Sie würden nur Schaden und Confusion bringen.

Aus diesen Ursachen bitten wir Kehler Meister und Rat der Stadt, das Gesuch der Ruprechtsauer abzuschlagen und uns bei unserer alten Gerechtigkeit zu belassen. (Unterschrieben von sämtlichen Flötzern und Bürgern von Kehl)

Wiederum wenden sich die Ruprechtsauer gegen die Kehler und versuchen deren Argumente zu widerlegen und zu entkräften:

1. Die Schiltacher haben nur bis Willstätt geflötzt, dann die Hanauer. So wollen die Ruprechtsauer in ihrem eigenen Bann flötzen.
2. Das von den Kehlern für „Vorspannen“ gezahlte Geld ist redlich verdient. Die Kehler haben uns gebraucht.
3. Es ist gar nicht ungereimt, wenn wir das Flötzen vom „Buckel“ an beanspruchen. Es ist gleichgültig, ob der „Buckel“ diesseits oder jenseits des Wassers sei.
4. Die Kehler sollen sich doch nicht rühmen, dass sie allein die Wissenschaft hätten, schadhafte Flötze mit Weiden zu reparieren.
5. Die Ruprechtsauer können auch bei anlaufendem Wasser die Flötze leiten.

6. Es ist ungewiss, ob die Rheinsassen nichts gegen die Kehler unternehmen.

7. Wenn das Flötzen so unbegreiflich sei, warum sieht man dann auf den Flötzen so viele „alte unvermögliche Männer und junge Buben?“

8. Was den Lohn angeht, so möge die schwierige Arbeit im Rhein bis zum „Buckel“ besser bezahlt werden als die vom „Buckel“ in die Stadt.

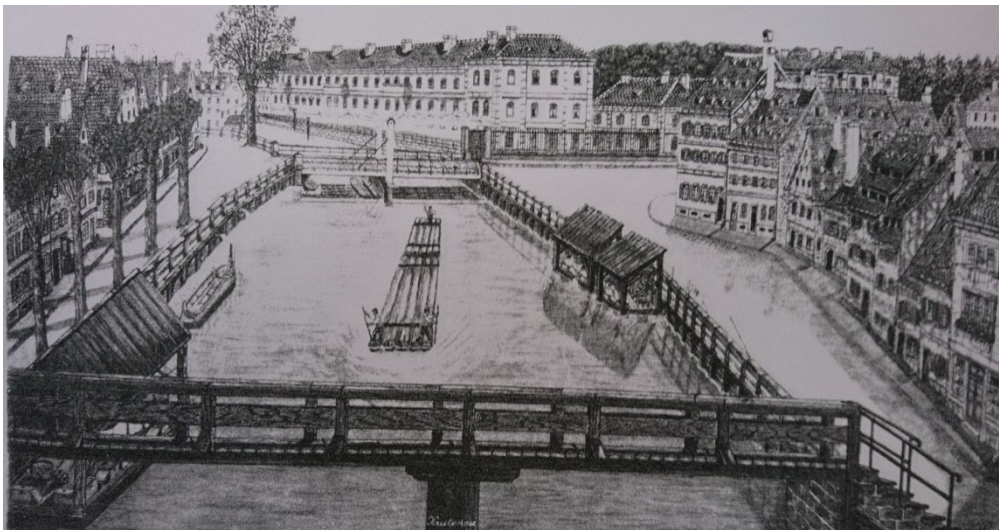
9. Auch die Ruprechtsauer sind durch feindliche Eingriffe ruiniert und sind ebenso froh, etwas weiteres zu verdienen.

10. Den Holzhändlern ist es gleich, wer das Holz herbeischafft, ob die Kehler oder die Ruprechtsauer.

Nun war die Reihe erneut an den Kehlern zu erwidern. Sie erklärten dem Meister und Rat der Stadt von Straßburg: wenn den Kehlern ihr uraltes Flötzrecht gehindert oder entzogen wird, so sind sie in kurzer Zeit am Bettelstab und fallen dem Frauenhausstift zur Last (dieses gehörte zum halben Teil der Stadt Straßburg, zur anderen Hälfte dem Bistum und lag in unmittelbarer Nachbarschaft des Holzlagerplatzes am Ill-Ufer.) Schon seit 1531 flößen die Kehler allein das Holz für Stadt und Bürger.

Der den Bau der Citadelle leitende Ingenieur Monsieur de Tarade hatte zudem eine baldige Öffnung des Rheingiessens versprochen. Somit wird dann die Fahrgelegenheit für die Kehler Flötzer wiederum in den alten Stand gesetzt. Eine Neuerung ist folglich nicht nötig. Dennoch übergeben die Kehler einem Straßburger Advokaten als ihrem Anwalt die Vollmacht, in ihrem Namen die Sache zu vertreten.

Die „Drey vom Pfennigturm“ bestätigten, dass die Kehler bereits 1531 und früher Holz für die Stadt geflötzt haben.



176 Floß in Strasbourg: Dass dieses Floß tatsächlich von der Murgmündung bis nach Strasbourg gebracht wurde, muss sehr ernsthaft bezweifelt werden. Denn es konnte nur durch Treideln flussaufwärts bewegt werden. Dazu war die Strecke zu weit, die sonstigen Aufwendungen sehr hoch. (Quelle: Archiv der Stadt Strasbourg, und Dr. Max Scheifele)



177 a und b „Eisenschuhe“: Holzbalken, Holzstämme dienten vielfach zur Befestigung des Untergrundes, um darauf Bauwerke (Straßburger Münster, Amsterdam, Brücken, Dämme, Ufer, Straßen, u. a.) zu errichten. Um diese Hölzer leichter, tiefer in den Boden treiben / rammen zu können, wurden ihnen „eiserne Schuhe“ verpasst. Die Sammlung des Wasserwirtschaftsamtes Offenburg zeigt ein sehr einfaches Beispiel (rechts). (Quelle: Der Limes, Heft 7)



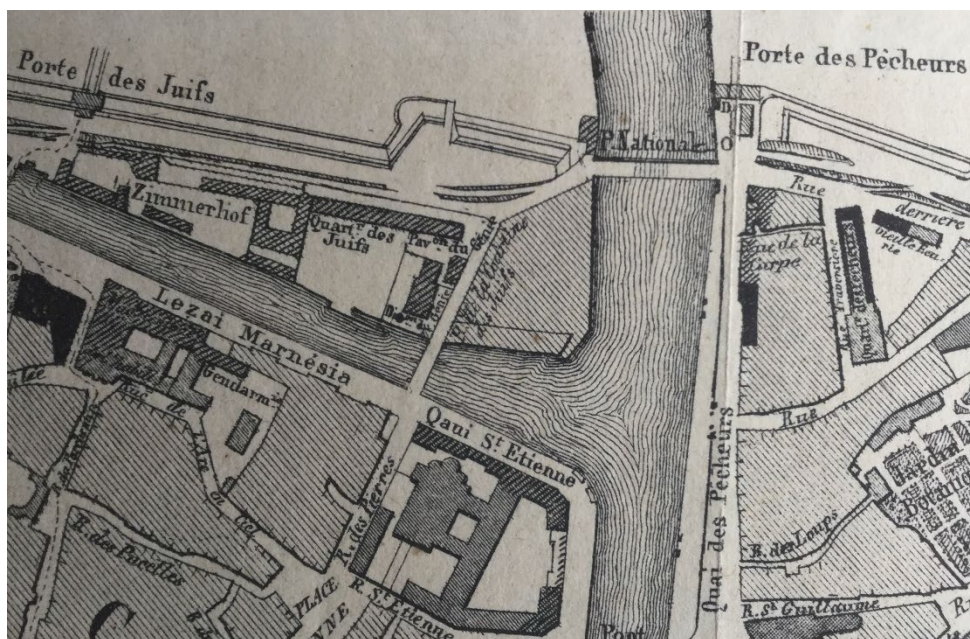
178 Zum Exkurs Rupertsau: Ort des Schiffbaus und der Schiffs-Reparaturen. Von der Kehler Festung aus mussten die Kehler Flößer mit ihren Pferden auf die linke Rheinseite, von dort aus flussaufwärts treideln; sodann flussabwärts bis zum Rheingiesen fahren, hinein nach Strassbourg, und dann Richtung Norden bis vor die Festung zur Port de Pecheur. Außerhalb der Festungsmauer wurde das Holz gelagert, welches im „Zimmerhoff“ und „Bruckhoff“ verarbeitet wurde. Der erwähnte Festungsausbau in Verbindung mit dem Ruprechtsauer Flößerstreit führte

zu einem anderen Wasserweg, hin zum gleichen Bestimmungsort; siehe gelbe Punkte. (Ausschnitt aus der Kupferstichkarte von Senges, Privatbesitz)

Betrachten wir alte Ansichten von Straßburg über die Jahrhunderte hinweg, so wird verschiedenes deutlich: sehr, sehr lange Zeit war und blieb der Standort des Straßburger Holzlagerplatzes bzw. der Holzlagerplätze „standorttreu“. Der für das Schwarzwaldholz befand sich außerhalb der Stadtmauer

am Fischertor, dem Bruckhof, als ein „wassergebundener“ Lagerplatz für Stammholz. Selbst bei Unterstellung, dass ein Holz- und Kupferstecher von dem anderen „abgekupfert“ hat, bleiben diese Standorte von der Logik her bestehen. Diverse Maler, so auch Julius Gutekunst, hat ein entsprechendes Gemälde mit Blick auf Strassbourg von Osten her, angefertigt. Innerhalb der Stadtmauer, ebenfalls beim Fischertor, befand sich ein Lagerplatz für das „Bürgerholz“, in Form von Scheitholz. Zwei spezielle Plätze sind in den Dokumenten des Stadtarchivs wiederholt für die Kinzigtäler Flößer und Holzlieferanten sowie deren Holzhändler genannt: der „Zimmerhoff“ innerhalb der Stadtmauer, offenkundig Holz für die Zimmerleute, und der „Bruckhof“ vor der Stadtmauer, unter anderem in einem Gemälde von Gutekunst dargestellt.

Wenn wir davon ausgehen, dass auch die Römer Schwarzwaldholz nach Straßburg verflößten, so kommt hierfür wiederum nur diese Gegend in Betracht. Denn viel näher konnte man das Feuer- und Brennholz wie auch das Bauholz nicht an die Garnison heran transportieren. Auf der Breusch gelangte Vogesenholz bis in den heutigen Stadtteil Königshoffen, einst eine römische Siedlung westlich der Garnison gelegen. Die kurze Rest-Entfernung konnte auf der Straße und somit „auf Achse“ zurückgelegt werden, zumal Bauholz bereits in Balkenform vorbereitet war. Auf den Holzschnitten, Kupferstichen, Stahlstichen finden sich überwiegend oder gar ausschließlich Balkenflöße. Selbst heute noch werden entsprechende römische Funde getätigt, so beim Ausbau des Tram-Netzes in eben diesem Stadtviertel Königshoffen in den letzten Jahren. Kopien dieser Funde, unter anderem ein Weihstein, sind in unmittelbarer Nachbarschaft im Friedhof St. Gall auf- und ausgestellt. Wie bereits erwähnt: Reste eines Balkenfloßes aus der Römerzeit wurde bei Bauarbeiten in Königshoffen gefunden.

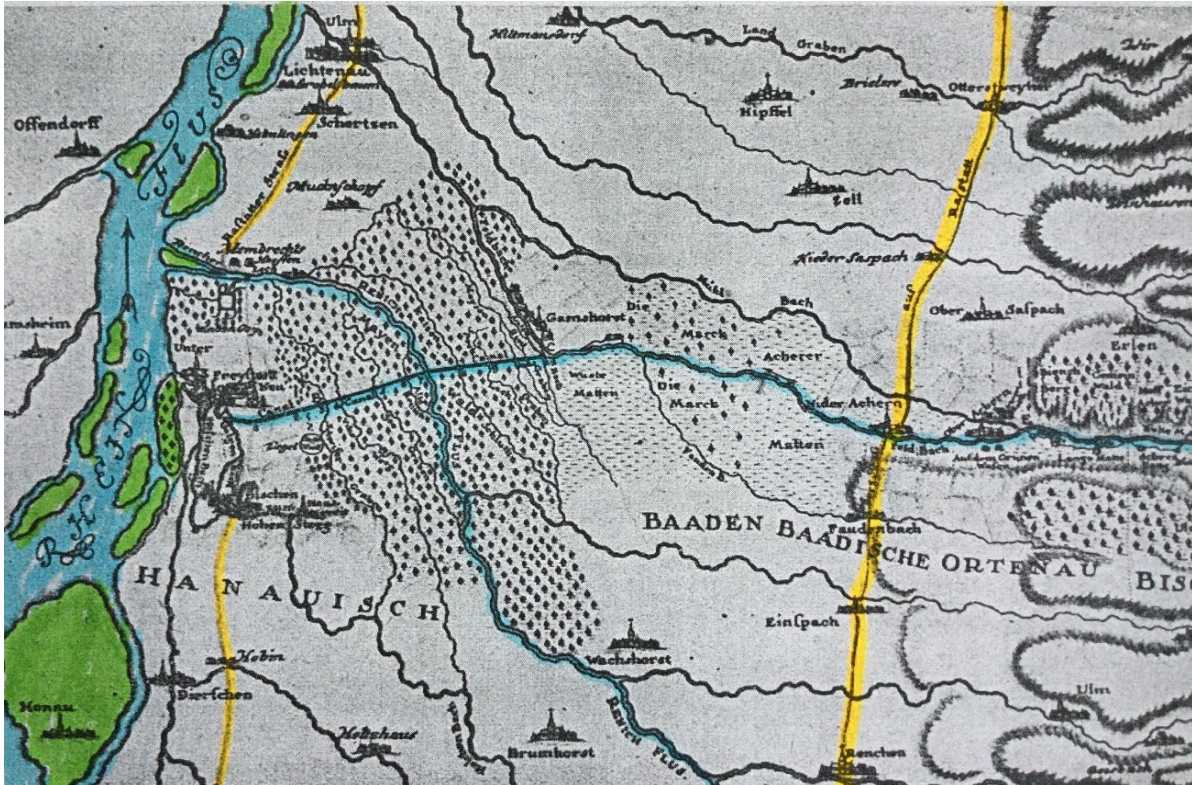


179 Zimmerhof: Hier befinden wir uns, damals wie heute, an der Fischerbrücke, neben dem einstigen Fischertor. (Quelle: Stadtplan von Strassbourg 1850; Privateigentum). An dieser Stelle sei die römische Abteilung des Rohan Museums sowie das städtische Museum in der einstigen Metzsig besonders erwähnt.

Persönliches: Ich erlaube mir, Sie, die verehrten Leser meiner „Zusammentragungen“, einzuladen zu einer Wandertour von der romantische Fachwerkstadt Gengenbach aus bis nach Straßburg. Ob per Paddelboot (genügend Wasser unter unserem Boot sollte schon vorhanden sein, nicht wie im Sommer 2022) oder mit dem Fahrrad teilweise auf dem Kinzig Damm, das sei Ihnen überlassen. Zu Fuß wäre es eine gute Tagestour. Regionale Bahnen sind etappenweise ebenfalls zu empfehlen.

Das Straßburger Münster mit seinem „vergessenen“ zweiten Turm werden wir schon bald aus der Ferne erkennen. Wenn nicht, so lohnt sich ein leichter Aufstieg zum Ortenberger Schloss, vorbei am Ortenberger Weingut. Rheinebene, Vogesen liegen unter und vor uns. Die einst mäandernde Kinzig benötigt unsere Phantasie. Von den „Schlangenmatten“, den oberen wie den unteren, ist leider nichts mehr erkennbar. Dafür können wir am „Großen Deich“, dem einstigen Wasserspeicher für die Flößer und die Gewerbebetriebe, am einstigen Mühlenbach, dem

Floß- und Gewerbskanal und heutigen Mühlbach gemütlich bis zur Einmündung in die Kinzig entlangfahren, das Münster wiederholt vor Augen. Wem danach ist, der kann sich zusätzlich den einen oder anderen Strasbourgtag gönnen. In Richtung Norden, links- oder rechtsseitig des Rheins, kommt nach einer gemütlichen Tagestour nach Freistett, die nördlichste Hanauer Ortschaft. Dort wartet eine Historie von besonderer Tragweite (siehe dort).



180 Kück'sches Abenteuer: Diese Karte gibt, wenigstens ansatzweise, das eigentlich ganz normale abenteuerliche Vorhaben wieder, welches ein risikobereiter Strasbourger Investor / Entrepreneur erleben musste. Dabei hatte er die wohlöbliche Absicht, das so sehr gefragte „grüne Gold“ des Schwarzwalds – wie so manch andere vor und nach ihm und auch anderswo – an die Absatzmärkte in Holland heranzuführen. Wer wollte ihm verdenken, dass er dabei auch seinen Anteil, nämlich eine anständige Verzinsung seines eingesetzten Kapitals, fest im Blick hatte. Die waagrechte blaue Linie zeigt die Acher und den Kückschen Kanal – mit Kreuzung der Rench. (Quelle: Die kückhsche Compagnie – Schrift in der Jahresschrift des Histor. Vereins Mittelbaden; farbige Hervorhebungen des Verfassers)

7.13 Acher und Rench – die Kücksche Compagnie

Holland als die aufstrebende Weltmacht des 17. Jahrhundert und noch mehr des 18. entfaltete eine kräftige und lang anhaltende Holznachfrage. Städte wuchsen auch dort und mussten auf Holzpfählen aus dem Frankenwald und dem Schwarzwald errichtet werden. Für Amsterdam sollen es exakt „35.641“ zugespitzte und mit „Eisenschuhen“ versehene Holzpfähle gewesen sein. Der immense Holzbedarf für den Schiffsbau (die West wie auch die East India Compagnie versprachen gute Gewinne. „Kolonialwaren“ verschiedenster Art gelangten in großen Mengen nach Europa, geladen in den bauchigen Handelsschiffen. Friedlich verliefen diese wachsenden Handels- und Konkurrenzbeziehungen längst nicht immer ab. Man brauchte Kriegsschiffe, nicht nur Handels- und Sklavenschiffe. Holland exportierte neben unserem Holz auch Schiffe, zum Beispiel nach England. Eine Art Goldgräber-Atmosphäre kam daher auf, so auch in nahezu allen Tälern und Höhen des Schwarzwaldes. Bis zu 30-fach waren die nunmehr erzielbaren Preise.

Jeder, dem sich die Möglichkeit bot, wollte Anteil nehmen an diesem grünen „goldenen Markt“. Georg Daniel Kückh, Bankier und Kaufmann in Straßburg, suchte und fand weitere Geldgeber. Auch angeblich in Offenburg, so eine der Quellen. Der Plan für den Holz-Transport aus den Wäldern bei Achern „hinaus ins Land“ bis hinauf nach Holland, schien geradezu genial, phantastisch. Die Acher sollte von der Vorbergzone bis nach Freistett zu einem Kanal umgestaltet, teilweise durch einen solchen ergänzt und somit flößbar werden. Neben dem bestehenden Freistett sollte mit „Neu-Freistett“ im Süden direkt angrenzend eine weitere Stadt entstehen. (Diese entstand auch und ist heute mit seinen kleinen Häusern und dem rechteckig angelegten Straßensystem ein historisches Denkmal ganz besonderer Art.) Die Werbung für anzusiedelnde Handwerker verlief vielversprechend. Ein Schloss mit Park bildete den krönenden Abschluss der Planung. Es galt, die Grundherrschaft, den letzten Grafen von Hanau, Reinhard III., nach dessen Tod am 28. März 1736, dessen Schwiegersohn Ludwig, Erbprinz von Hessen-Darmstadt, nun Regierender über die einstigen hanau-lichtenbergischen Gebiete, für diesen Plan und seine Realisierung zu gewinnen. Dies gelang. Schließlich versprach das Projekt reichlich Zoll-Einkünfte und ein weiteres Anwachsen des zu regierenden Landes. Dasselbige Geschlecht war es, welches für das an der Kinzig gelegene Willstätt die schützende, aber auch die nehmende Hand aufhielt. Stichworte: Zoll, Stapelrecht, Floßordnung. Kückh erhielt schon sehr früh – zu früh, wie sich herausstellen sollte – den wohlklingenden Titel eines Kommerzialrates verliehen.

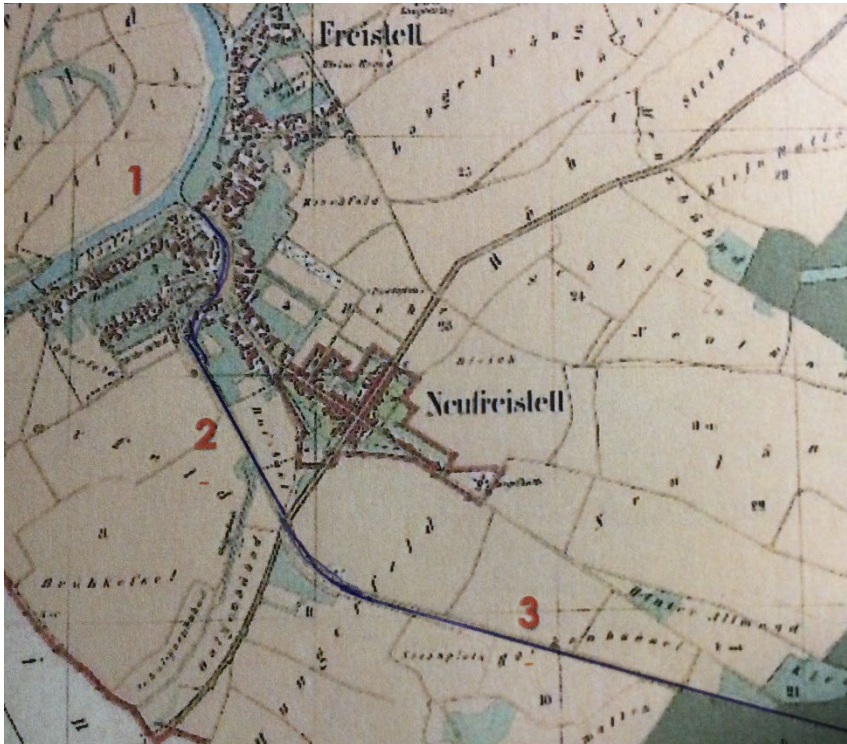


181 a, b Tulla Freistett: Erneut gibt die Tulla-Karte Aufschluss über geschichtliche Entwicklungen einer Region: Am oberen Bildrand sehen wir – als Hafen bezeichnet – den Ort, von dem aus Waren angelandet wurden. Sie wurden auf dem Landweg bis in die Täler des Schwarzwaldes und weiter transportiert. Heute befindet sich dort das Kieswerk Peter mit der Fabrikation u. a. von Pflastersteinen. (Quelle: Tulla-Karte 1828, Reprint. Bibliothek des Historischen Vereins Mittelbaden)

Der zweifelsohne sehr bestechende und umfassende Plan sah vor, am Rhein bei Freistett eine große Hafenanlage anzulegen (den bereits bestehenden Hafen bezeichnen frühere Karten an einem der Rheinarme), Holzhandel sollte mit dem Eichenholz aus den nahegelegenen Eichenwäldern, den später so bezeichneten Maiwäldern (!) und dem Nadelholz aus dem Schwarzwald, sowie weiterer Handel mit Produkten aus Übersee, getätigt werden.

Kückh sicherte zu, im Namen seiner Kompanie die für die neu anzulegende Kolonie und den dazugehörigen Stapelplatz die erforderlichen Bauten zu errichten.

Zwischen Rhein, Rench und Acher – von Gamshurst durch den Maiwald nach Freistett – war der Bau des Floßkanals vorgesehen. Er ist bis heute in Teilen erhalten, ebenso die später angelegten Maiwaldsiedlungen, zwölf an der Zahl. Kückh erhielt von der Regierung auf sein Ersuchen hin die Zusage, dass der Landesfürst den Bau eines großen Rheinhafens und eines Holzstapelplatzes unterhalb von Freistett übernehmen werde.



182 Karte (Badisches Landes Archiv, ca. 1860): Die Tullasche Rheinbegradigung war zu dieser Zeit weitgehend realisiert, Neufreistett besiedelt und der erwähnte Kanal gegraben (Ziffern 1 und 2). Das vorbereitete Holz hätte somit an den Rhein geflößt werden können. Es kam nicht mehr dazu.

1747 erwarb nun Kückh im hinteren Achertal den Lenderswald für die Dauer von 24 Jahren (!). Dortiges geschlagenes Holz war vorgesehen als zu flößendes Brenn- (Scheiterholz) und Langholz.

Kückh hatte seinen Plan zwar mit wohlwollender, den eigenen Interessen folgender Unterstützung „seiner Durchlaucht“ durchgesetzt, jedoch nicht mit dessen Untertanen und deren unmittelbarer Vertretung gerechnet. Zwei Hofräte, geschickt von Markgraf Georg Ludwig von Baden, der Vogt Wilhelm Straub mit den Gemeindevorstehern, untersuchten ihrerseits die Folgen eines derartigen Investments. Ihre Untersuchungen erbrachten:

- **häufiges Hochwasser würde – zu Recht, hier wie anderswo – als beträchtliches Risiko angesehen;**
- **die zahlreichen Mühlen am Mühlbach zwischen Acher und Schwarzach werden an Wassermangel leiden, sobald das Wasser für das Flößen gestaut werde – auch dies ein generelles, wohl bekanntes allgemeines Problem;**
- **zudem sei die Acher – damals noch Feldbach genannt – viel zu schmal. Diese Tatsache war anderswo kein Hinderungsgrund.**

Georg Daniel Kückh konnte alle Bedenken zerstreuen. Nun war es der Markgraf von Baden selbst, der sich Vorteile von dem Projekt versprach. Gegen ein beträchtliches Konzessionsgeld (Kaution = 12.000 Gulden) konnte der Ausbau der Acher realisiert werden. Drei Verträge, entsprechend der drei Vertragspartner des Herrn Kückh (Landgraf Ludwig von Hessen Darmstadt, der Markgraf von Baden und der Bischof von Straßburg – die Acher floss auch durch Straßburger Herrschaftsgebiet) konnten geschlossen werden.

Von anderen, seit Jahrhunderten bestehenden Floßordnungen konnte man die wichtigsten Bestimmungen übernehmen:

- **geflößt werden durfte nur zwischen Michaelis und Georgi;**
- **bei Schneeschmelze durfte erst das „Nachwasser“ genutzt werden;**
- **die Haftung für Schäden an Wehren, Mühlen, angrenzenden Grundstücken ging zu Lasten der Compagnie.**

Klugerweise hatte Georg Daniel Kückh bereits im Jahr 1730 – also zu einer Zeit, als sich der überaus gewinnbringende Holländer-Holz-Handel anderswo bereits im Aufschwung, in der Blüte befand – diverse Herrschaftsgüter, zwei Meierhöfe, 800 Obstbäume sowie weitere Gebäude erworben. Erkennbar wurde daraus, dass geplant war, das bestehende „Altfreistett“ als Stadt auszubauen. Denn es war bereits Stapelplatz mit einem wichtigen Hafen. Von dort aus wurden Waren auf Fuhrwerke geladen, hinaus in die Rheinebene und in den Schwarzwald, sogar bis nach Basel „auf Achse“ transportiert.

Ein Blick auf den Kartenausschnitt der Tulla'schen Rheinbegradigung (1831) zeigt deutlich die Gefahren der launisch-unberechenbaren Gewässer des Rheins. Der „Österreichische Erbfolgekrieg“ mit der daraus resultierenden großen Teuerung, Missernten verzögerten die Realisierung der Pläne bis zum Jahr 1745.

Nun konnte die recht rege Entwicklung der neuen Stadt erfolgen, nachdem Markt- und Paradeplatz, Straßen angelegt, Grundstücke durch Verkauf von Feldern verfügbar waren. Alle wichtigen Gewerbe wurden angeworben und ließen sich in der Stadt nieder: Bäcker, Metzger, Gerber, Hutmacher, Tabakhändler, Buchdrucker, Arzt, Apotheker, u. v. a. m. Wirte gehörten selbstverständlich dazu: „Zum Ochsen“, „Zum Lamm“, „Zur Stadt Straßburg“. Eine Lateinschule mit Pensionat folgte. Katholiken wie Protestanten mussten zunächst noch von den vorhandenen Pfarrern mit deren Kirchen betreut werden. Ein herrschaftliches Schloss zu Ehren des Landesfürsten wollte die Compagnie, besser: Georg Daniel Kückh errichten. Den krönenden Abschluss sollte die Verbindung mit der Rench bilden.

Doch es sollte anders kommen, völlig anders: Bereits am 23. Oktober 1748 wandten sich die drei Renchtal Gemeinden Renchen, Waldulm und Ulm und die Maiwaldgenossen an das Wetzlarer Kammergericht mit dem Ersuchen, den Bau des Kanals zu unterbinden. Der Maiwald war – und ist es bis heute – überwiegend Eichenwald. Er war für die Eichelmast der Schweine, als so bezeichneter „Eckerich“, von elementarer Bedeutung. Weitere fünf Gemeinden des Amtsgerichtsbezirks Achern wandten sich an den Markgrafen, damit er die „Holtzflötzconcession“ zurücknehme. Doch dieser zögerte, da ihm von dem von ihm selbst eingesetzten Zolleinnehmer Claudi Wurm, Hutmacher in Achern, beträchtliche Zolleinnahmen angekündigt wurden.

Ein Jahr später, im Herbst 1749, folgte die kaiserliche Anordnung- diese wurde von keiner geringeren als Maria Theresia erlassen – die Tätigkeiten bis auf weiteres einzustellen.

Was nun folgte, ist an Dramatik nicht mehr zu steigern. Kückh wandte sich erneut an „seinen“ Markgrafen und bat um Unterstützung, nicht ohne auf die drohenden Verluste für die Compagnie sowie die damit verbundenen finanziellen Nachteile für den Markgrafen selbst hinzuweisen. Dies führte im Mai 1750 in Wien zu einer „Hofrats-Konferenz“. Hier erhielt Graf von Harrasch, seines Zeichens Feldmarschall-Lieutenant, den Auftrag, sich vor Ort im Maiwald zu informieren und Bericht zu erstatten. Bereits am 18. Juli sandte er seinen Bericht nach Wien, in dem die Bedenken zu Gunsten Kückhs ausgeräumt wurden. Doch nur wenige Tage später, am 25. Juli 1750, übergab der Abgesandte der Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm, Franz Michael Schlecht in der Kaiserstadt Wien seine Darstellung und klagte die Vorgehensweise bei der Untersuchung durch Harrasch an. Wohl zu recht. Dennoch:

Georg Daniel Kückh erreichte, dass das kaiserliche Verbot, den Kanalbau fortzusetzen, am 9. / 10. August 1750 aufgehoben wurde. Also begann die Compagnie wieder mit dem Flößen des Holzes. Welch ein Zufall: hoch aufgeschichtetes Brennholz ist so ganz einfach „in den Bach gestürzt“. Dies brachte die Volksseele in Renchen, Ulm und Waldulm zum Kochen.

Franziskus Antonius Glöckner, Waldulmer Pfarrer, hielt in den genannten Gemeinden leidenschaftliche Reden gegen den Kanalbau. So äußerte er die Befürchtung, dass bei entsprechender Weiterentwicklung das Holz zu Spottpreisen verkauft werden würde, sich arme Leute Holz nicht mehr leisten

können würden, es „pfundweise“ kaufen müssen. Das Fällen der Eichen ruiniert zudem die genannte und so wichtige Eichelmast für Schweine. Pfarrer Glöckner konnte 3000 Mann mit Äxten, Hacke und Schaufeln mobilisieren. Markierungspfähle wurden herausgezogen, der Kanal teilweise zugeschüttet, Bauhütten brannten ab; blutige Kämpfe mit den Kückhschen Mannen folgten. Die Neu-Freistetter und Freistetter Bürger ihrerseits unterstützten die Kanalbauer und „ihren“ Kanal mit „Büchsen, Pulver und Blei.“ Der Kückhschen Compagnie fügten diese Angriffe schweren Schaden zu. Kückh erreichte mit einer Beschwerde wegen Sachbeschädigung, dass österreichische Exekutionstruppen, 400 Mann mit Frauen und Kindern, in die Dörfer gelegt wurden. Die drei Gemeinden mussten eine Strafe von 3000 Gulden bezahlen. Zudem wurden für einzelne Personen Strafen in Höhe von 20, 30, 50 und 100 Gulden festgesetzt. Pfarrer Glöckner musste achttägige Exerzitien im Kapuzinerkloster zu Offenburg ableisten, sowie die Prozesskosten tragen. Nicht belobigt, wie erhofft und wohl auch verdient, musste er diese Strafe über sich ergehen lassen. Doch er legte Berufung ein: beim Bischof von Zabern und beim Erzbischof von Mainz. Die drei Gemeinden taten gleiches, bei „Kaiser und Reich“. Am 2. Dezember 1750 verbot ein verschärfter Erlass derartige Tötlichkeiten. Die „Bischöflichen“ bekannten sich zwar schuldig, brachten nun zu ihrer Verteidigung besondere Gründe völlig anderer Art vor:

- ***mit dem badischen Holz würde der eigene Wald ruiniert, der französische dagegen gespart;***
- ***mit Hilfe des Kanals konnten hiesige Steine und andere Baumaterialien leichter zum Bau, zur Reparatur französischer Festungen und Schanzen im Elsaß überführt werden;***

auf diesem Kanal könnten von den Franzosen schwere Artillerie leicht bis ins württembergische und bis ins Reich gebracht werden.

Trotz dieser „Lamentationen“ durch die bischöfliche Maiwaldgenossenschaft behielt die Compagnie die Oberhand. Im Jahre 1753 war die Anlage im Wesentlichen fertiggestellt. Ihre Länge betrug 7 Kilometer, dies bei einer Sohlenbreite von 4 Metern. Das Floßwasser wurde durch eine Schleuse aus der Acher in den Kanal geleitet. In der gut fünfjährigen Bauzeit hatte man 74.934 Gulden ausgegeben.

Als letzter Versuch und auch, um die drohenden, immens hohen Entschädigungskosten abzuwenden, ritten die drei ersten Bürger Renchens direkt nach Wien, um in der Hofburg der Kaiserin Maria Theresia mündlich ihr Anliegen vorzutragen – ein politisch äußerst kluger Schachzug. Beeindruckend zudem, weil zweimal 800 Kilometer zu bezwingen waren: über den Schwarzwald, durch Schwaben, Bayern und Österreich. Die Kaiserin und ihr „lieber Vetter“, immerhin der Bischof von Straßburg, waren sich einig geworden. Der Landesfürst mit seinen Untertanen und die Handelscompagnie hatten das Nachsehen. Das Ende der Handelscompagnie und dessen Floßunternehmen zeichnete sich ab. Wenngleich ein kaiserliches Dekret das Abflößen des Holzes auf der Acher noch für weitere 15 Jahre genehmigte. Den Kolonisten wurde für ebenfalls 15 Jahre Befreiung vom Militärdienst zugesichert.

Von 1754 bis 1756, nach dem vermuteten Tod Kückhs, leitete der Straßburger Kaufmann Divoux als Direktor die Compagnie. In dieser Zeit wurden 7800 Klafter Holz auf den Wasserweg gebracht. Geplante und bereits ausgeführte Arbeiten wurden nach und nach eingestellt. Die Kanalarbeiter suchten sich anderweitig Beschäftigung.

Holzdiebstähle, Angriffe auf die Kanalaufseher - mit Steinen und direkte körperliche Attacken – deutliche Unterschreitung der Akkorde durch die Holzfäller (1800 Klafter zum Flößen geschlagen, statt 4000), berechnete Schadensersatzforderungen der anliegenden Grundstückseigentümer ließen die Verschuldung rapide ansteigen. Am 17. Mai 1774 wurde das Konkursverfahren über das Kückhsche Vermögen

beidseitig des Rheins eröffnet. Die beiden Papiermühlen, Martin Wehrle und Franz Gambler sowie der Mühlenbesitzer Müller in Großweier stellten Entschädigungsansprüche wegen wiederholtem Wassermangel.

Über die Person Kückh und seinen Tod gibt es drei Versionen: einerseits soll er sich nach Übersee abgesetzt haben, wo er als verschollen galt. Aus Verzweiflung soll er, so die zweite Version, am 30. April 1754 den Freitod im Rhein gesucht haben. Als die wahrscheinlichere Todesart gilt „Ertrunken bei Hilfsarbeiten anlässlich eines Hochwassers“.

Seine Witwe Anna Barbara, geb. Salzmann, verstarb am 19. September 1772. Ihr Grab befindet sich auf dem Friedhof in Freistett. Zweieinhalb Jahre danach starb die jüngste und ledige Tochter mit erst 39 Jahren.

Schließlich noch eine weitere Version: Er soll ein durchaus intelligenter Mensch mit Wagemut, bereit zum Risiko, phantasievoll und kreativ in der Nutzung von Beziehungen, gewesen sein; ihm fiel zudem das Glück zu, reich zu heiraten – und der diesen Reichtum sehr wagemutig oder auch waghalsig für dieses Projekt eingesetzt hat. Nach dessen Scheitern soll er ein zwangsweise bescheidenes restliches Leben geführt haben. Verstorben sei er in Straßburg. Ob er tatsächlich den Titel eines Barons hatte, wie auch zu lesen ist, muss offenbleiben.

Der konkrete und heute noch sichtbare Rest der „Kückhschen Compagnie“, die Kolonie Freistett mit ihren 12 Insel-Kolonien, wurde am 1. April 1929 mit seiner 8 ha großen Gemarkung, mit seinem Stadt- und Marktrecht Freistett einverleibt. Der größte Teil des sonstigen Vermögens wurde öffentlich versteigert. Das Schloss blieb unvollendet.

(Quelle: Schütt, Kurt: Die „Kücksche Floßkompanie“ und Neufreistett, in: Die Ortenau 1986, S. 306–319)

Persönliche Anmerkung: diese Historie an Ort und Stelle – Freistatt, Neu-Freistett, einstigem Hafen, jüdischer Friedhof, Heimatmuseum - radeln durch den Maiwald mit seinen zwölf Kolonien, nachzuempfinden, sind eines Besuches wert. Warum nicht im Mai?

Als Ergänzung ist die folgende Geschichte gedacht, wie sie durchaus beidseitig des Rheines üblich war, und nicht nur hier.

Der wiesenwässerer von altschweier

(Aus den Sagen des Schwarzwaldes von Wilhelm Straub)

In altschweier lebte vor langer zeit ein reicher bauer, dessen wiesen, die sogenannten riedmatten, nicht genügend bewässert wurden. Er wollte daher den anderen bauern das wasser wegnehmen. Die besitzer aber waren auf der hut, so dass seine versuche jedesmal mißlangen. Jetzt ging er bei nacht auf die wiesen der anderen bauern und leitete das wasser auf seine wiesen. Dabei hängte er sich jedesmal eine kleine laterne um. Die bauern merkten dies und schwuren ihm rache. Der mann starb, mußte zur strafe aber umgehen. In hellen mondnächten sah man schon oft ein kleines lichtlein den wassergraben seiner wiese entlanglaufen.

7.14 Baden-Baden, das römische Aquae

Das einstige Baden, heutiges Baden-Baden, erwies sich durch seine heißen Quellen als ein begnadeter Ort. Als das römische „Aquae Aureliae“ war es ein reiner Bade- und Erholungsort. Keine Garnison mit Legionären und Auxiliärtruppen, wie vielfach entlang des Rheins, war in diesem abgeschiedenen, friedlichen Tal entlang der Oos erforderlich. Für die Verteidigung und zum Schutz der Besiedlung reichte ein relativ kleines Kastell aus, oben auf dem späteren Rettich. Dort fand man bei Ausgrabungen im 19. Jh. entsprechende Spuren. Aus dem Aquae (Bad) wurde die Civitas Aquaensis oder auch die Civitas Aurelia Aquaensis (Bädersiedlung) und schließlich zu Ehren von Kaiser Aurelius Antonius Pius das römische Kaiserbad. Aquae Aureliae war mit seinen Heilbädern für Legionäre, Soldaten, Zivilpersonen bis hinauf zu künftigen und herrschenden Kaisern ein gern und häufig aufgesuchter Ort – und wird es sicher noch sehr lange bleiben. (Dass Kaiser tatsächlich hierher kamen, wird in manchen Quellen angezweifelt.)

„In früheren Zeiten sowie auch im 15. Und 16. Jahrhundert, konnte wegen des Mangels an Waldwegen das Holz aus dem südlichen Stadtwald nur mittels Flößerbetriebs an zugängliche Orte gebracht werden.“

K. F. V. Jägerschmidt erwähnt einen zersprungenen Stein, gefunden auf dem „Gelände eines einst verschanzten römischen Lagers und eines römischen Begräbnisplatzes.“ Dargestellt darauf ist „Neptun mit dem Dreizack in der Hand und einem Meerungeheuer zur Seite.“ Dieser Denkstein, von der Schiffergesellschaft / Schifferinnung / Schifferschaft dem Gott Neptun geweiht, war eingemauert – ein häufiges Gebaren – in eine Mauer in der Nähe des einst oberen Tores.

Seit dem 15. Jahrhundert ist urkundlich belegt, dass die beiden Bäche Oos / Oosbach / Oehlbach und Grobbach als „Floßstraßen“ genutzt wurden. 1517 regelt eine Allmend-Ordnung, vergleichbar einer Waldordnung, das Recht für Bürger, Stadt und Markgenossen, auf Oos und Nebenbächen Bau- und Brennholz, auch in Form von Sägeklötzen (= Bloche) zu flößen. Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts erfolgte dies ausschließlich als Trift. Bei der Schleuse in der Holzgartenstrasse war ein Holzhof für die Verkäufe eingerichtet (nahe dem heutigen städtischen Schwimmbad gelegen). Wenn Holz aus dem umgebenden Schwarzwald benötigt wurde, dann weniger für das Bad, die Thermen. Das Wasser hierfür kam – und kommt bis heute immer noch – mit circa 70 Grad aus der Tiefe und wurde zudem als Dampfheizung, den „Hypokausten“, zur Erwärmung der Gebäude genutzt. Brennholz und Bauholz brauchte die Bevölkerung. Die Oos, mehr noch der Grobbach mit seinen ihm zufließenden Grundbächen Froschbach, Littersbach, Übelsbach u. a., waren wasserreich genug, um das benötigte Holz an Ort und Stelle zu bringen. Der Ausbau, insbesondere der Oos, erfolgte vorrangig in der Mitte des 19. Jahrhunderts, um Langholz zu transportieren. Stammholz-Flößerei in größerem Ausmaß ist jedoch nicht nachgewiesen. Bis hinab zum weit entfernten Rhein wird sie als eher seltene Ausnahme erwähnt. „3 in der Öhlbach liegende Holländer-Flöße“, wie es in einem Ratsprotokoll vom 23. Juli 1751 geschrieben steht, dürfte als ganz besonders seltene Ausnahme betrachtet werden. Es fehlte die weitere Infrastruktur für diese mindestens 18 Meter langen Nadelbäume.

Flößer aus Rippoldsau hatten sich angetragen, den Geroldsauer Wasserfall durch eine seitlich angebrachte Rutsche (Riese?!) auf schonende Weise zu umgehen. Es kam jedoch letztlich zu keiner Lösung. Überlegungen, den Geroldsauer Wasserfall durch Sprengung der Felsen für die Flößerei „bequem“ zu

machen, blieben ohne Realisierung. Zum großen Glück auch hier, kann man aus heutiger Sicht nur sagen. Denn diese Örtlichkeit war und ist stets eine gern und häufig aufgesuchte Sehenswürdigkeit, längst nicht nur für die Bäder-Touristen.

Wenn Stämme geflößt wurden, dann überwiegend bis zu den beiden Sägen der damals insgesamt fünf Badener Sägen, dem „Holzhof“ an der Geroldsauer Straße und der „Fischkultur“ in Gaisbach. Dort konnten die Bewohner des Oostales ihr Brennholz erwerben. Eineinhalb bis zu vier Meter lange Holz-scheite für Brennholz waren es, die flussabwärts auf den Weg gebracht wurden, „wild“ geflößt wurden. Wie „sauber“ und „schön“ eine Floßstraße in etwa aussehen kann, lässt sich von der Stadtmitte bis zum Kloster Lichtental recht eindrucksvoll nacherleben. Das Bachbett ist ausgekleidet mit perfekt aneinander gefügten Steinquadern. Kein Brett, kein Holzstamm konnte sich daran verfangen oder Schaden nehmen – womöglich bis hin zur Unverkäuflichkeit.

Ihr heutiges, so perfekt gestaltetes Bachbett bekam die Oos nicht der Flößerei wegen, sondern in der Folge zerstörender gewaltiger Hochwasser. Eine große Oos-Überschwemmung im Jahr 1824 ist überliefert. Alle Brücken der Stadt wurden zerstört; am Ufer stehende Häuser wurden weggeschwemmt. Die Anlagen der Flößer und der Säger wurden ebenfalls zerstört. Denn damals diente der Bach vor allem der so bezeichneten „Wildflößerei“: in Abständen war das Wasser durch steinerne und hölzerne „Schwallungen“ gestaut worden. In diese Staubecken wurden Scheitholz, Sägklötze und kleine Stämme geworfen. Das Wasser der nach und nach geöffneten Staubecken sorgte dafür, dass das Holz auf der künstlich erzeugten Flutwelle talwärts getriftet wurde. Auch lässt sich an dieser einstigen Floßstraße erkennen, welch körperlicher und zeitlicher Aufwand erforderlich war, um einen wilden Bach immer wieder von Felsblöcken, Geröll, Steinen und Unmengen an Sand zu befreien.

Am 1. August 1851 gab es erneut ein verheerendes Hochwasser. Es ging ein Wolkenbruch in der „Badener Mulde“ nieder, der auch alle Schwallungen zerstörte. Sie wurden nicht wieder aufgebaut. Dies bedeutete zugleich das Ende eines der ältesten Gewerbe, der Flößerei. Bereits im Verlauf des 19. Jahrhunderts war das abflößen von Holz aus den relativ flachen Hochwäldern der „Badener Höhe“ stark zurückgegangen. Zu beschwerlich waren die weiten Wege ohne Straßen, ohne Holzabfuhrwege, ohne die im Kinzigtal errichteten Riesen. Kleinflößerei brachte zudem nicht mehr die zur Deckung der hohen Kosten erforderlichen Erträge. Was uns heute bleibt, ist das treffliche Bergquellwasser aus dem weiten Quellgebiet der Oos, dem Scherrgebiet, der Scherermatt – und als viel besuchte Ausflugs-Gaststätte der Waldgasthof Scherrhof, die einstige Flößerstube.

Der immer wieder auftretende Konflikt, welche Menge an Holz im Wald geschlagen werden sollte bzw. durfte, führte auch an der Oos mitunter zu heftigen Streitereien. Bis 1840 diente die Oos der Flößerei, betrieben von der „Oosbadischen Compagnie“/ „Badischen Bach-Compagnie“. Sie war im Jahr 1731 gegründet worden. Ihre Blütezeit hatte die Compagnie in der Zeit von 1740 bis 1770, der besten „Holländer-Zeit“. Nach 1715 wurden auswärtige Arbeitskräfte aus Tirol (= Tieroller) ins Land geholt. An dieser Compagnie war auch die „Pforzheimer Handelscompagnie“ beteiligt. Eine weitere Compagnie, als Consortium gebildet, waren die „Dürr- und Faulersche Holländer Holzfloßcompagnie“ aus Pforzheim und Calw (Franz Anton Dürr, Calw und Johann Jakob Fauler, Pforzheim). Sie hatte Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Stämme bis zum Einbindeplatz nach Steinmauern geflößt. Zu den wichtigen Holzabnehmern gehörte neben der herrschaftlichen Fayence Fabrik in Durlach die Festung in Rastatt. In Steinmauern gab es zusätzlich einen speziellen „Holländer Holzplatz“, lang und schmal direkt am rechten Rheinufer gelegen.



184 BADEN: *So oder ähnlich hätte die Floßstraße in Baden idealerweise ausgesehen; ja, wenn die Flößerei nicht schon gute fünfzig Jahre früher beendet worden wäre, verursacht durch ein gewaltiges Hochwasser. (Quelle: Postkartenausschnitt, Privatbesitz)*

Offensichtlich war Holzdiebstahl auch hier kein seltenes Vorkommen. Um diesen zu verhindern, wurden Jäger und Husaren engagiert.

Von Interesse ist, dass die an anderen Flüssen und Bächen üblichen Flößergilden, Genossenschaften, Zünfte an der Oos nicht entstanden. Ein wesentlicher Grund liegt darin, dass sich die Oosflößerei

erst relativ spät entwickelte. Anderswo bestanden bereits starke Flößerei-Strukturen, zudem ausgestattet mit reichlich Kapital. Von dort drängten diese Compagnien mit entsprechender Macht und Kompetenz ins Oostal, auch aus dem nahen Murgtal.

Die Beschwerden über den Raubbau sowie über Schadensersatz-Forderungen – für jedes Durchflößen erhielten die Müller entlang der Oos Entschädigungszahlungen für den Entgang von Mahlgängen – führten zu einer Reduzierung der Holzmenge. Die Floßteiche = Mühlteiche zu schließen, war für die Oos Sache der Müller. Anderswo, zum Beispiel an der Kinzig, war dies eine Pflichtaufgabe der Flößer.

Dass die Wälder und ihre Baumstämme an der Oos sehr gefragt waren, zeigt ferner die Tatsache, dass aus dem benachbarten Murgtal die Murgschifferschaft das Holzgeschäft übernehmen wollte. Einen ersten Flößervertrag schloss die Stadt Baden – mit landesherrlicher Genehmigung – mit den Murgschiffen Sprenger und Vollmer aus Gernsbach. Das ihnen zur Holznutzung verpachtete Gebiet war „Bärnstein und Wurtzelweg“. Der Pforzheimer Fauler übernahm später die Badner Bachcompagnie, gefolgt im Jahr 1761 von dem Murgschiffer und Schultheiß Rindenschwendner. Dieser Name begegnet uns ebenfalls bei den Tiroler Einwanderern.

Zu erwähnen bleiben die für den Holztransport so wichtigen „Öchsner“, die mit ihren Ochsen die gefällten Baumstämme an die Bäche zogen. So manches spätere Fuhrunternehmen hatte seinen Ursprung in eben diesem Öchsner.

Die vordringende Eisenbahn, das zunehmend besser werdende Straßennetz war hier im Oostal ohne Bedeutung. Die Flößerei war schon lange bevor diese tödliche Konkurrenz wirksam werden konnte, zu Ende gegangen. Ebenso wenig gab es die in anderen Gegenden häufigen Auseinandersetzungen mit den Floßknechten um besseres Essen und höhere Entlohnung. Die Compagnien hier waren zu mächtig.

Bedauerlicherweise erinnert in Baden-Baden heute nichts mehr an diese trotz all ihrer Gefährlichkeit interessante Zeit. (Herzlichen Dank den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs für die wertvolle Hilfe.)

Nachfolgend werden noch einige Tagesordnungspunkte bzw. Ergebnisse aus Badener Ratsprotokollen wiedergegeben:

- **Unter Berufung auf die Floßordnungen von 1521, 1531 und 1553 erfolgt die Regelung des Schadensersatzes für die „Schäden durch Flößerei an der 1586 errichteten Mahlmühle des Klosters“.**
- **03. Februar 1778: beklagt wird, dass aus dem Kappler Tal „große**

Mengen Floßholz zur Konkurrenz für das Badener Holz“ werden.

- **14. September 1779: die Müller Benedikt Schaberle und Andreas Wanner erhalten eine „Nachzahlung der Flößerei-Entschädigungs-Gebühren“ zugesprochen.**
- **16. Februar 1796: ... wird eine „Anpassung des Vertrags mit der Flößerkompagnie Georg Müller, ... an die Inflation“ besprochen und festgesetzt. Gleichzeitig erfolgt die „Erhöhung der Holzpreise angesichts der allgemeinen Teuerung“.**
- **8. Januar 1813 erstellen „Sachverständige aus Rippoldsau ein Gutachten betr. Floßbarmachung des Geroldsauer Baches (Grobach) unter Schonung des Wasserfalles“.**
Die ebenfalls in Erwägung gezogene Sprengung der Felsen dieses Wasserfalls unterblieb wegen des sich bereits spürbar entwickelnden Fremdenverkehrs und dieser besonderen Attraktion.
- **22. Januar 1813: „Errichtung einer Stellfalle oberhalb der Schleifmühle zur Verhinderung von Schäden durch Flößen.“**
- **Vertrag mit den Flößern Jakob Göhringer und Cons. aus Rippoldsau wegen Gutachtens betr. Floßbarmachung des Geroldsauer Baches unter Schonung des Wasserfalls.**
- **10. September 1814: Genehmigung der Flößerei an Jakob Göhringer aus Beuern, Phillip Schock aus Wolfach und Melchior Falk vom Neuhaus.**
- **29. Oktober 1814: Zurückzahlung der Kaution an den Flößer Jakob Göhringer und Cons. (Consorten = Kollegen).**
- **28. November 1814: Feststellung, dass die „Flößerei durch Jakob Göhringer, Melchior Falk aus Rippoldsau und Phillip Schoch aus Wolfach genehmigt wurde.**
- **Wiederholt werden unter „Rechnungen des Bürgermeisters Nagel Einnahmen aus der Flößerei bzw. für Floßholz“ berichtet. Und es kommt zur „Abhör der Floßrechnungen“.**
- **Juli 1832: „Lieferung von Senkelstangen an die Rheinflößer.“**

Ab dem Jahr 1811 folgten zahlreiche und intensive Maßnahmen zur Anlegung und Unterhaltung von Waldwegen, auch zugunsten der Flößerei: Übernahme der Unterhaltungskosten der neu angelegten Straße durch das Beuerner Tal; Herstellung einer Straße von der Zimmerbrücke bis zur Gaisbacher Sägemühle; die Schlittenbahn von Schmalbach wird zum Holztransport über Gaisbach an den Floßbach geführt; Wiederherstellung des Weges hinter dem Schmalbach nach Hochwasser; Herstellung eines Weges zu den Kohlenmeilern im Ruhbach; Weg von der Brücke beim Kloster Lichtenthal zum Leisberg; ... Weg im so bezeichneten Frankenreich zur Abfuhr des Holzes vom Leisberg; Weg zum Sauerbosch;

Weg in die Scherrhalde (Flößerstube!); Vereinbarung mit Steinbach wegen Holzabfuhr aus den Domänenwäldern; Holzabfuhr durch den Schatzgraben und Herrenbergweg; ... und auch: Herrichten des Wegs von der Badener Höhe nach Herrenwies wegen eines Besuchs der Prinzessin von Preußen; Herrichten vom Harzbach bis zum „Loch gegen die Herrenwies ...“

Für die Zisterzienser-Abtei Lichtental ist hervorzuheben, dass sie zwar ebenfalls über beträchtlichen Waldbesitz verfügte, dieser jedoch waldbirtschaftlich für die Flößerei keine besondere Bedeutung hatte. Ihr Tätigkeits-Schwerpunkt lag und liegt bis heute in der Bildung in Form der schulischen Kindererziehung. In den Floßordnungen von 1521, 1531, 1553 ist dem Kloster jedoch das Recht eingeräumt, Holz für den Eigenbedarf zu flößen. (So auch mir gegenüber bestätigt von Schwester Susanne Zimmermann des Klosters, wo ich Mitglied im Freundeskreis sein darf.)

7.15 Die Murgschifferschaft – einmalig, einzigartig – bis heute

185 Altes Rathaus in Gernsbach (erbaut 1617): – von Heinrich Filsinger. *Dieses Renaissance-Gebäude konnte der Flößer und Entrepreneur Jakob Kast, auch „Fugger des Schwarzwalds“ genannt, seiner Stadt Gernsbach zum Geschenk machen (Quelle: Public Domain, Internet).*



***Als Flößer wurden reich noch vom Erlöse:
Wie auf der Murg, durch Wellen und Getück,
Mit Stulpenstiefeln, Stangen und auch Glück,
Kühn Mannen talwärts lenkten Polterstöße***

***Als rheinwärts noch schwammen Hollandflösse,
Und manches runde blanke Guldenstück
Und Bürgerwohlstand kam ins Land zurück:
Wahrst du der Stadt geschenkt in schmucker Größe***

***Mit Türmchen, Eckerrund und Giebelschnecken
ragst über Dächer hin und Brunnenbecken,
Sinnbild des Friedens, der Geborgenheit.***

***Sahst Krieg und Pest gar oft, Wirrsal und Entbehrung.
Verschont bliebst du von Pechkranz und Vermehrung
So wahre deine Zier noch fernster Zeit.***



186 Die Murgschiffer Gebrüder Merkel

Die Flößerei auf der Murg und ihren Grund- und Quellbächen, voran dem Forbach, unterscheidet sich von allen anderer Schwarzwaldflößerei auf die verschiedenste, zum Teil völlig grundlegende Weise:

Denn: Die Murgschifferschaft war zu allererst eine Grundstücksgenossenschaft, dies zudem in Form einer Waldgenossenschaft, somit eine Realgenossenschaft, weiter einer Holzhandels-Gesellschaft, einer Flößergesellschaft sowie einer Sägemühlengesellschaft, all dies zusammengefasst in einem einzigen Organ = Rechtskonstitut (!!), dem der „Realgenossenschaft alten deutschen Rechts“ und bis heute existent.

Von daher war sie bereits ein überaus komplex-kompliziertes Gebilde. Juristisch geschulte und gebildete Personen hatten all die Jahrhunderte hinweg sehr gut verdient, von der ersten Flößerordnung an. Diese entstand aus einem Vertrag zwischen dem Grafen von Eberstein und dem Pfalzgrafen von Baden und wurde über die Jahrhunderte hinweg fortgeschrieben, den sich aus der praktischen Tätigkeit im Wald und auf den Flüssen resultieren Notwendigkeiten entsprechend. Sich verändernde Interessen der Grundherrschaften traten hinzu, zumal diese selbst der Dynamik der Holzwirtschaft wiederholt Veränderungen unterworfen waren.

Für die Waldbauern und die Waldflößer / -schiffer entlang der Murg gab es über die Jahrhunderte hinweg „nur“ drei Grundherrschaften: die (Land-)Grafen von Eberstein, die Markgrafen von Baden und den Bischof von Speyer für den unteren Bereich der Murg. Sie waren es jeweils, welche die zahlreichen „Ordnungen“, Wald-, Bach- Floßordnungen verantworteten. (Das Bistum Speyer tritt allerdings kaum in Erscheinung, da im Unterlauf der Murg bis zur Einmündung in den Rhein die meisten flößertechnischen Probleme bereits in Ordnungen gegossen waren, zeitweise in bis zu über 400 Einzelvorschriften. Hier sei auf das sehr ausführliche Werk von Dr. Max Scheifele über die Murgschifferschaft hingewiesen, der sich diesen Vorschriften ausführlichst widmet.

Gefordert – und geregelt in den „Ordnungen“ – waren die bei den Untertanen so geliebten Zölle, die von den Holzhauern zu leistenden Frondienste sowie die der Ochsener, das Flößen der Herrenflösse, die Herrenbordrechte der Sägereien. Sie waren es zudem, die sich bei nicht seltener eigener Verschuldung von wohlhabenden Schiffern (zum Beispiel des sehr reichen Jakob Kast d. Ä.) mitunter Unsummen von Geld leihen mussten, glücklicherweise auch konnten. Diese Ordnungen regeln die häufigen und andauernden Streitigkeiten zwischen allen an der Flößerei beteiligten Personen.

Worin lagen also die weiteren Murg-spezifischen Besonderheiten?

- **Die zur Nutzung des anfangs überreichlich vorhandenen Holzes notwendigen Waldbauern kamen von Murg abwärts gelegenen Dörfern und Städten, vor allem aus Gernsbach und Forbach. Ansiedlung Fremder, gar in großem Umfang wie dies in anderen Gegenden des Schwarzwald der Fall war, ist für die Murg nicht belegt.**
- **Die Flößerei begann – wie ähnlich entlang der anderen Flüsse – „offiziell“, das heißt urkundlich belegt, im 14. Jahrhundert. Es war in erster Linie Scheitholztriferei, also Wildflößerei für die flussabwärts gelegenen Siedlungen, betrieben von den Waldbauern als den so genannten Waldflößern / Waldschiffern.**

- Die Grundherrschaft legte schon sehr früh auch hier großen Wert auf die Errichtung von Sägemühlen und deren Betrieb durch die Waldbauern als Angestellte. Waldbauern wie Schiffer traten sehr bald in die gleichen Fußstapfen. Erweiterung der Wertschöpfungskette nennen wir diese Weitsicht heute. 24 (in Worten: vierundzwanzig) Sägemühlen werden bereits im Jahr 1550 entlang der Murg und dem Forbach sowie an weiteren Quellbächen gezählt.
- Folge dieser Weitsicht war der zunehmende Transport von gesägten, somit höher wertigen Brettern als Oblast ab Forbach auf Murg und ihren Nebenbächen.
- Zunftähnliche Zusammenschlüsse wie an anderen Flüssen, in anderen Städten gab es im Murggebiet nicht. Auch Zünfte waren von der Grundherrschaft nicht zugelassen. Weshalb wohl? Sie übten unerwünscht viel Macht aus, Kartellmacht, auch gegenüber der Grundherrschaft, zumal sie jeweils nur zu einem einzigen Beruf zusammengefasst waren. Im Wald und auf dem Wasser war arbeitsteilige Tätigkeit naturgemäß vorgegeben, daraus sich sodann dynamisch entwickelten Berufe. Die Murgschifferschaft war ein genossenschaftlicher Zusammenschluss, dauerhaft und intensiv geprägt vom Gedanken der Solidarität.
- Doch nun zum bedeutendsten Merkmal der Murgschifferschaft: 24 Personen – mit ihren Familien im Hintergrund – waren es, welche bereits im Jahr 1505 den ersten Kauf von Waldgrundstücken in jeweils unterschiedlichen Größen tätigten. Damit allein war jedoch noch nichts gewonnen. Es ging konkret um das Holz, wachsend in und auf diesen Grundstücken. Also um die Bäume, und zwar um die, welche an die Orte der Nachfrage gebracht werden konnten, auch als Oblast bis hinauf nach Köln. Als Hauptabsatzmarkt werden ebenso die Städte des Mittelrheins genannt. Scheitholz, zunehmend Sägebretter, waren gefragt. Langholz, gar Gestöre, gehörte lange Zeit nicht dazu. Denn hierfür war die Murg nicht geeignet. Zu viele, zu große und daher viel zu schwere Felsbrocken waren im Flussbett, der Floßstraße. So auch heute noch.
 Nur das auf den Markt zu bringende gesägte Holz war Gegenstand des gesellschaftlichen, des genossenschaftlichen Zusammenschlusses der Waldbauern. Sehr eng damit verknüpft waren die zahlreichen Sägemühlen.
 Immer mehr Waldbauern taten sich zusammen – häufig von der Grundherrschaft dazu gedrängt – um ihrerseits Sägemühlen zu errichten und selbst zu betreiben.
 Damit verbunden waren wiederum die „Bordschnittrechte“, das Recht der einzelnen Mitglieder, eine bestimmte Menge an Holz sägen zu dürfen. Denn stets war man in Sorge, dass zu viel Holz auf die Märkte gebracht werden könnte.
 Preisverfall oder gar unverkauftes Holz stellte wiederholt ein grundlegendes Problem dar, im gesamten Schwarzwald und darüber hinaus.
 Nicht eingebrachtes Geld, wie viel später bei Schultze-Delitzsch und bei F. Raiffeisen bildete die Grundlage von Rechten und Pflichten der Mitglieder, sondern die sehr „realen Objekte“, abgeleitet aus dem Eigentum an Waldgrundstücken. Bis heute ist die Murgschifferschaft eine „Genossenschaft des altdeutschen Rechts“, eine „Realgenossenschaft“. Vor diesem Hintergrund wird deutlich und verständlich, wenn dies bereits bei kleinen Unstimmigkeiten zu gewichtigen Rechtsproblemen führten und noch heute führen. Laufende Anpassungen der „Ordnungen“ waren die unerlässliche Folge. Daher waren von Beginn dieser Genossenschaft an Juristen mit Schlichtungsaufgaben beschäftigt.



187 a Flößer auf der Murg: diese sowie die nächst folgende romantische Ansicht zeigt die scheinbar leichte Arbeit der Murgtalschiffer (Privatbesitz). Bei damals häufigen Hochwasser war es schnell vobei mit der Romantik. Bei hochsommerlichen Niedrigwasser ebenso.

- **Ab Gernsbach / Hörden waren die Bedingungen für Langholzflößerei besser. Einfache Flöße wurden eingebunden und mit reichlich Oblast, Auflast (Säge-Bretter, Latten, Balken) beladen, geführt von den Rheinschiffern und auf die Absatzmärkte geschickt. In Steinmauern befand sich der große Sammel- und Einbindeplatz. Hier befand sich am rechten Rheinufer auch ein „Holländer-Holz-Platz“. Dennoch: die mindestens 18 m langen „Holländerstämme“ konnten nicht aus dem Murgtal kommen, bestenfalls aus dem unteren Bereich des Flussgebietes.**
- **Mit der „Scheiterholz-Entreprise“ im 19. Jahrhundert kam für etliche Murgschifferschaft eine weitere Besonderheit hinzu. Sie unterzeichneten am 2.2.1831 eine „Scheiterholz-Konvention“. Zweck dieses rechtlich wie wirtschaftlich selbständigen Kartells war es, gefälltes Holz zu ersteigern und dieses auf die Nachfragemärkte zu bringen. Keines der anfangs 14 Mitglieder, die Anteile zwischen drei und 13 Prozent erworben hatten, konnte allein handeln. Nur gefälltes Holz (= Gefälle) aus dem Gernsbacher Stadtwald und aus dem Loffenauer Gemeindewald konnte von jedem Schiffer für sich selbst ersteigert werden. Der lose Verbund, wiederholte Nichtlieferfähigkeit mangels Masse, Unstimmigkeit bei der Kosten-Umverteilung sowie weitere Gründe führten dazu, dass die Scheiterholz-Entreprise Mitte der 66er Jahre nicht mehr handlungsfähig war. Sie musste ihre Tätigkeit einstellen.**
- **Zur besseren Vermarktung des Scheiterholzes wurden in Rastatt und Karlsruhe und anderswo mit hohem Aufwand zur Zwischenlagerung Holzhöfe errichtet.**
- **Von hier aus wurde das Holz zu Lande und zu Wasser zu den Käufern transportiert. Diese konnten sich an Ort und Stelle sehr schnell einen guten Überblick über das Holzangebot verschaffen – nicht immer zum Vorteil der Scheiterholz-Entreprise.**

Wiederholt blieb Scheiterholz unverkauft oder musste billig verramscht werden, weil neues Holz nachdrängte. Hoher Verwaltungsaufwand, Unstimmigkeiten unter den beteiligten Personen führten für die Holzhöfe zu einem baldigen Ende, so in Karlsruhe am 8.8. 1860.

- Ähnlich wie im Mittelalter allgemein bei den Zünften, durften die Schiffer hier kein anderes Handwerk treiben. Zum Wohle der Flößerei war die Arbeit in der Säge und in der Landwirtschaft jedoch gestattet. (Zum Vergleich: die Willstätter Flößer – 12 Mann plus der „Spöt-knecht“ als Ersatzmann – gingen in der floßfreien Zeit ihrem auch sonst ausgeübten Handwerksberuf nach.)
- Konflikte ergaben sich zwischen den Rheinschiffern, die überwiegend aus Fischern hervorgegangen sind, und den Zimmerleuten. Im Jahr 1564 – als ein Beispiel – waren den Zimmerleuten drei Bäume im Jahr als „ihr“ Bauholz zugestanden. Eichenholz und Bort(d), also Bretter, durften sie nicht flößen. Und sie hatten das Recht, an der jährlichen „Rügung“ teilzunehmen. Die Rheinschiffer nutzten ihre Möglichkeiten aus, um „Heckerei“ zu betreiben. Dies war heimlich betriebener Kleinhandel, bei dem Zuhause, auf Wochenmärkten und Jahrmärkten mitgebrachte (importierte) Waren verkauft wurden. Zum Schutze der regulären Händler erfolgte bald eine Mengenbegrenzung.



187 b Flößerei auf der Murg: (Quelle: Privatbesitz; auch Dr. Max Scheifele, *Die Murgschifferschaft u. v. a. m.*)

Zu Ergänzen ist noch eine Kleinigkeit, die die Ortschaft Steinmauern an der Murgmündung als Flößer-dorf betrifft, entnommen der 2011 erschienenen Dorfchronik über diese Ortschaft, verfasst von Johann Werner.

1683 verfassten Visitatoren des Bischofs von Speyer einen Bericht. Danach ernähren sich die meisten Steinmaurer damit, dass sie Stangen, Balken und Bäume zum Niederrhein und nach Holland hinabführten. Die Murgflöße wurden hier, an dem Sammelplatz Steinmauern, zu Rheinflößen umgebunden. Ein „Holländer Holzplatz“ ist auf der Tulla'schen Rheinkarte deutlich zu erkennen.

Der englische Reiseschriftsteller Leith Ritchie schreibt im Jahr 1832:

The traveler who is more desirous of seeing the Rhine than the surrounding country may flow himself down from Radstadt on one of the rafts which are sometimes carried past the town by the river Murg. Entering the Rhein near Steinmauern, he will glide down its stream, which speedily begins to twist and twist like a serpent, as far as Mannheim.

„Möge diese Gesellschaft endlich zur Besinnung kommen, die alten, verrosteten Ansichten und wechselseitigen, persönlichen Leidenschaften und ihre Habsucht aufgeben, als eine Körperschaft sich zu ihrem eigenen Frommen organisieren, von deren sonst verehrten Mitgliedern man Geschäftskenntnis und Bildung erwarten kann, und so ihre gesellschaftliche Verbindung auf Fabrikation und gemeinschaftlicher Verkauf übertragen, und nicht wie weiland ihre Vorfahren zu eigenem Schaden bis an's Ende im alten Sauerteig verharren!“

Wer dies denkt, sagt und schreibt ist kein geringerer als der „großherzoglich-badische Oberforstrathe“ K. F. V. Jägerschmid in der neuen Ausgabe seines Werkes „Baden und der untere Schwarzwald“ auf Seite 152, im Jahr 1852.



188 Gernsbach: Stahlstich (Privatbesitz) des Flößerstädtchens um 1860. Im Hintergrund Schloss Eberstein

Weitere Quellen: Dr. Eugen Renner: Entstehung und Entwicklung der Murgflößerei, 1928, 120 S.
Prof. Dr. M. Eimer: Das Obere Murgtal – seine Geschichte und Kultur, 191 S.

Persönliche Anmerkungen: Sehr zu empfehlen ist der Radwanderweg entlang von Murg und Forbach, genannt „Tour de Murg“ z. B. beginnend beim Bahnhof in Rastatt bis hinauf nach Freudenstadt, weiter bis Loßburg, von wo aus der Flößerpfad bis hinunter nach Wolfach folgt. Dauernd bergab geht es dann bis Straßburg. Zahlreiche Museen liegen auf dem Weg. Von Straßburg wiederum bieten sich mehrere Alternativen beidseitig des Rheins an, um wieder nach Rastatt zurückzukehren, auf besonders erholsame Weise durch die Auewälder – et vice versa: zuerst bergauf bis nach Freudenstadt, danach bergab bis Rastatt (ein ganz „häßlich“ steiler Buckel kann umgangen werden. Zur Sicherheit und Beruhigung: die Bahnlinie verläuft parallel, ohne zu stören. Mit zahlreichen Halte- und notfalls Einstiegsstellen.

7.16 Die Ettlinger Alb mit ihren Klöstern Herrenalb und Frauenalb

Eher unscheinbar, sowohl als Floßstraße als auch für eine Flößertätigkeit kaum bekannt, entspringt diese Alb (nicht zu verwechseln mit der Hauensteiner Alb im südlichen Schwarzwald!) mit ihren Quellbächen ebenfalls im weiteren Gebiet des Kniebis. Nach eher bescheidenen 52 km mündet sie südlich von Karlsruhe bei Neureuth bereits in den Rhein, dem einstigen Zielort der Flößer.

Um 100 nach Christus gründeten die Römer im Bereich der heutigen Stadt Ettlingen eine zivile Siedlung mit ausgedehnten Wohn-, Handels-, sowie Werkstattquartieren. Die Straßenkreuzung hier – sie verbindet Pforzheim und weitere im Osten gelegene Städte mit den südlichen Städten wie Straßburg, Baden-Baden (Aquae Aureleae). Mit ihren wichtigen Dienstleistungen ist sie logische Konsequenz einer perfekten römischen Infrastruktur sowie weit vorausschauender Siedlungspolitik. Holz als Bau-, Werk- und Brennmaterial kommt auf der Alb hierhin, ebenso Bausteine.

Steinernes Dokument als Beweis für die Flößerei hier im Südwesten ist ein Weihenstein, wie solche an weiteren, ähnlich bedeutsamen Lokalitäten vorgefunden wurden.



189 Der römische Neptun-Weihenstein: eingelassen im Rathaus von Ettlingen – Ostseite. In Rom waren Flößer, Schiffer und Fischer in einer Zunft zusammengebunden und diese Einheitlichkeit wurde so in die Provinzen übernommen. Doch welche seltsame Kopfbedeckung in der rechten Hand? (Quelle: Archiv der Stadt Ettlingen)

In H D D D NEPTUNA CONTUBERNIO NAUTARIUM

CORNELIUS ALIQUANTUS D S D

Übersetzt: „Zu Ehren des göttlichen (Kaiserhauses) dem Gott Neptun geweiht. Der Genossenschaft der Schiffer hat Cornelius Aliquantus den Stein von den Seinigen geschenkt.“

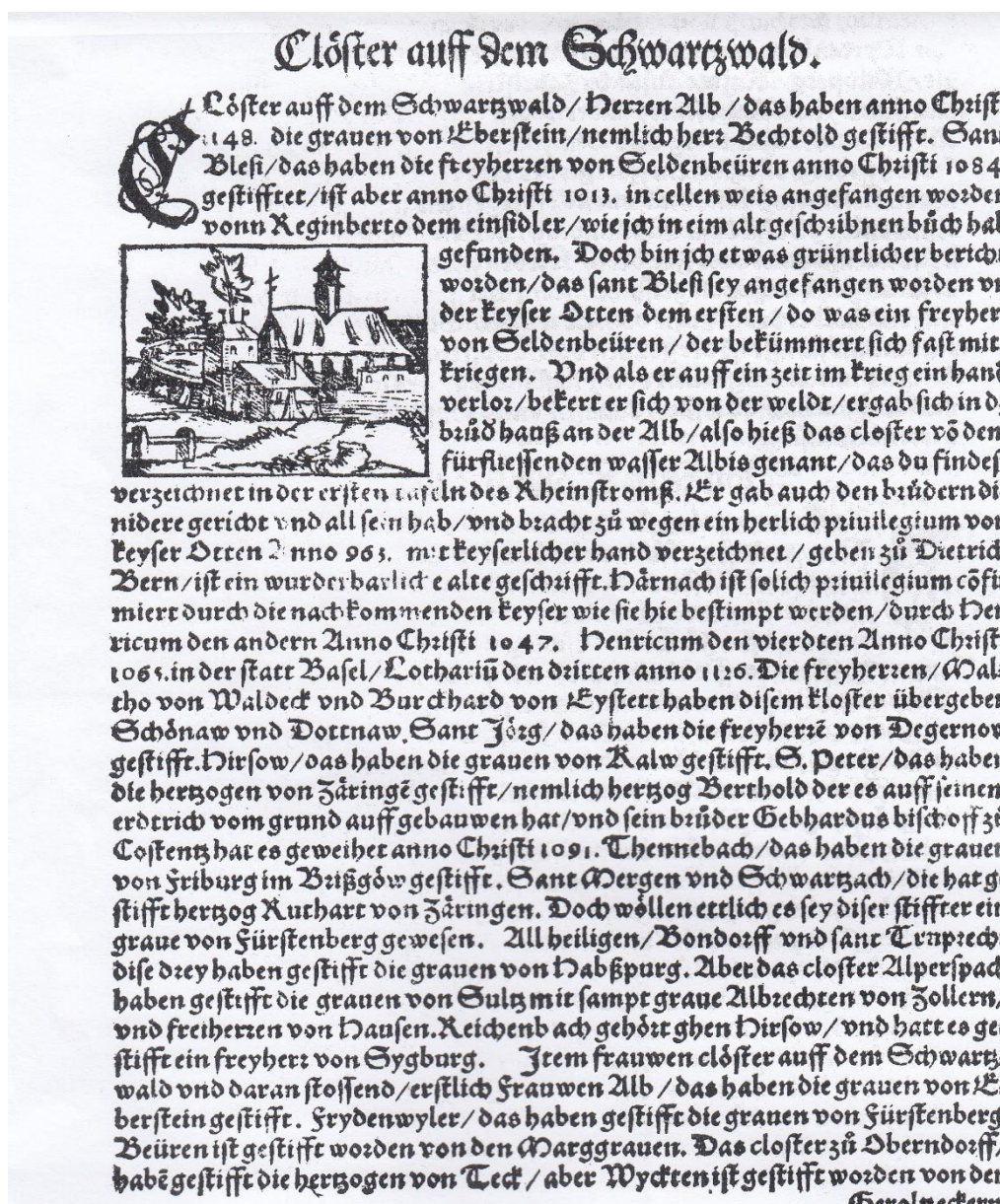
Neptun wird dargestellt mit Dreizack in der linken Hand, einem Fisch in der anderen. Ein flossenfüßiges Ungeheuer begleitet ihn.

Exkurs: Die Römer als Weltmacht zu Lande hatten durch ihre erfolgreichen Eroberungen sehr bald die Herrschaft auf dem Mittelmeer übernommen und dabei hunderte von Handels- und Kriegsschiffen „übernommen“. Außerdem verfügten sie bald über alle erdenklichen Schiffsarten und Schiffstypen. Vom kleinen breitbödigen Nachen / Bramen, wie sie bis heute bei den Fischern auch bei uns Verwendung finden, und tief liegende Transporter bis zu allen Größen von Ruder- und Segelschiffen (z. B. Trieren, wie sie solche von den Griechen übernommen hatten). Balkenflöße, wie eines davon bei Ausgrabungen in der Nähe von Königshoffen/Straßburg entdeckt worden war, stellten die einfachste, primi-

tivste Art des Wassertransportes, des Transportes von Holz, dar. Alle die Schiffer, zusätzlich die Fischer, waren zu einer Zunft zusammengefasst und wurden mit einem Weihstein durch einen Sponsor / Spender der oben genannten Art geehrt.

Wie bereits erwähnt, wurde Köln zu römischer Zeit auf Pfählen aus dem Schwarzwald begründet. Neben dem Gebiet entlang der Kinzig kommt auch die Murg als Liefergebiet in Frage.

Im 11. Und 12. Jahrhundert waren es die Grafen von Eberstein, die ihren „Drang zu himmlischer Nähe und Absicherung ihres Seelenheils durch die großzügige Stiftung von Klöstern“ Ausdruck verliehen. Dis geschah durch Übertragung von überwiegend aus Waldbesitz bestehenden, somit noch weitgehend unbesiedeltem Grundbesitz.



190 Text über die Klöster im Schwarzwald: (Sebastian Münster, 1544 – Reprint, Privatbesitz)

a) Kloster Herrenalb (gegründet 1148)

Das Zisterzienserkloster „Alba“ (Alba Minorum = Herrenalb, gegründet 1148) liegt am Zusammenfluss von Alb und Gaisbach. Vom unterelsässischen Kloster Neuburg kommen die ersten Mönche. Dies legt den Schluss nahe, dass man von dort ebenso die Siedler ins noch sehr dünn besiedelte Waldgebiet holte. Parallelen zum Kloster Gengenbach, einige hundert Jahre früher, drängen sich auf.

Gernsbacher Bürger hatten das Recht auf Nutzung von Brenn- und Bauholz, sowie auf die Schweinemast, den so wertvollen Eckerich. Sie beklagten, dass vom nahe gelegenen Loffenau Floßholz widerrechtlich zum Verkauf geschlagen wurde, da ihm nur der Einschlag von Bauholz zum eigenen Bedarf gestattet war. Derartige „Eigenmächtigkeiten“ treten im gesamten Gebiet des Schwarzwaldes immer wieder auf, nicht nur vereinzelt. Denn der Schwarzwald ist ein sehr großer, auch sehr dunkler Wald – mit seinen vielfältigen Versuchungen.

Ebenso ver- und überschuldet sich die adlige Grundherrschaft nur allzu leicht, den Waldreichtum im Rücken – hier und an der benachbarten Murg ist es die ebersteinische – und wird wiederholt zum Verkauf von Waldgrundstücken gezwungen. In der weiteren Folge kommt es nicht selten zu einer „Änderung der Schirmherrschaft“. Hier ist es zunächst die badische, später wird daraus durch kaiserliches Eingreifen die württembergische. Zahlreiche Streitigkeiten zwischen Baden und Württemberg sind die Folge. Die Ausübung des Jagdrechts ist eine solche, der Verlust der Reichsunmittelbarkeit mit der so wichtigen Schutzfunktion, somit auch der landesherrlichen Rechte, eine weitere, umfassendere.

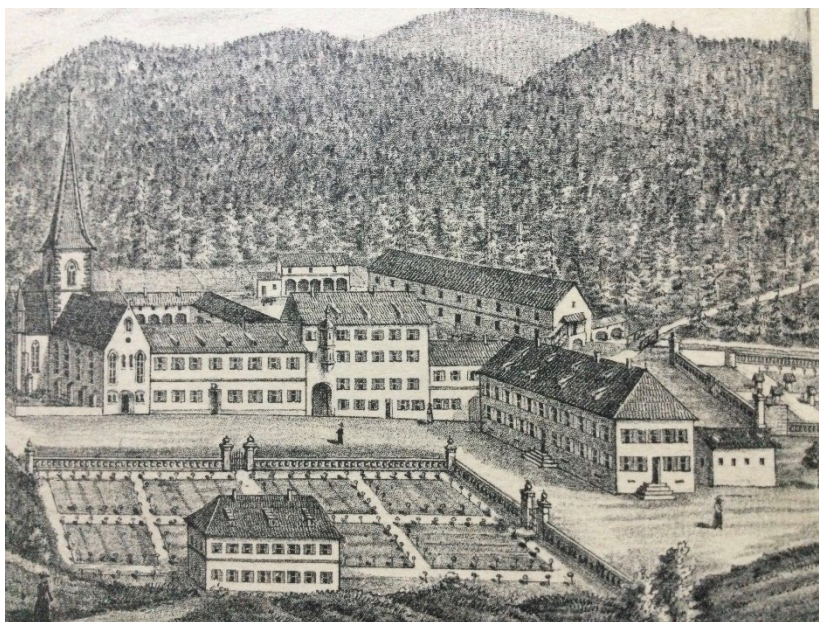
Im Zuge der lutherischen Reformation 1535 werden sehr viele Klöster „aufgehoben“. So geschieht dies auch mit Herrenalb. Es erfolgt, glücklicherweise, keine Zersplitterung oder gar Veräußerung des Besitzes.

Der geistliche Besitz wird zu einem eigenen, besonderen Kirchenbesitz zusammengefasst. Dieser wiederum wird der obersten „Geistlichen Verwaltungsbehörde“ unterstellt, dem herzoglichen Kirchenrat. Besonders erfreulich daran ist die Tatsache, dass der Ertrag hieraus für kirchliche und schulische Zwecke Verwendung findet. Das Kloster Herrenalb wird zu einem reinen Wirtschaftsbetrieb mit Holzhandel, Weidewirtschaft und etwas Ackerbau. Der „Abt von Herrenalb“ ist nur noch ein Titel, verliehen an „verdiente“ Männer der evangelischen (!) Kirche.

Im Dreißigjährigen Krieg wird das Kloster weitgehend zerstört. Es verbleibt als Ruine. Zur Zeit der Säkularisation 1803, als in Süddeutschland zahlreiche Klöster aufgelöst werden, ist Herrenalb ein eigenständiges Klosteramt mit einem Klostermann als Verwalter. Auch hier wird der Klosterwald Staatswald. Flößerei war ein fester Bestandteil der wirtschaftlichen Tätigkeiten.

b) Kloster Frauenalb (gegründet 1180 und 1185)

Das Frauenkloster, nur vier Kilometer vom oberhalb gelegenen Herrenalb entfernt, befindet sich ebenfalls auf ebersteinischem Grund und Boden. Beidseitig der Alb befindet sich ausgedehnter Waldbesitz. Durch mehrfache Zukäufe vergrößert sich der Klosterbezirk bis ins 18. Jahrhundert. Die Vogtei müssen sich die Ebersteiner bereits um 1300 mit dem Markgrafen von Baden teilen, später diese ihm ganz überlassen. Die „Schirmrechte“ fallen 1535 an das Haus Baden, danach 1771 an das Haus Baden-Durlach. Die Reichsunmittelbarkeit kann das Kloster bis zur Säkularisation 1803 gegen starken Widerstand zäh verteidigen, insbesondere wegen Wald- und Jagdangelegenheiten. Danach wird das Kloster aufgelöst. Der Klosterwald wird Staatswald. An mehrere Orte müssen Holz- und Weiderechte, sowie als Gemeindewald, abgetreten werden. Die weitläufigen Ruinen lassen den einstigen Klosterbesitz erahnen.



191 Kloster Allerheiligen: In flößertechnischer Hinsicht tritt dieses Kloster in der Literatur nicht in Erscheinung. Die bei Julius Naehrer gedruckte Ansicht erscheint mir wertvoll, dennoch hier einbezogen zu werden. Denn von diesem einst sehr stattlichen und bedeutsamen Kloster ist nur noch ein kümmerlicher Rest in Form einer Ruine übrig. Die Größe dieses Klosters verdeutlicht, welche wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung Klöster auch in unserem Schwarzwald hatten. (Quelle: Julius Naehrer, Privatbesitz)

In der Regel entfalteten Frauenklöster selten besondere oder gar intensive, nach außen wirkende wirtschaftliche Aktivitäten.

Daher konnten sie auch nicht zu größerer wirtschaftlicher Bedeutung gelangen. So hatte Lichtental bei Baden seinen Schwerpunkt in der geistlichen und schulischen Arbeit. Flößerei auf der an der Klostermauer entlang fließenden Oos diente der Deckung des eigenen, klösterlichen Bedarfs. Das mitten im Schwarzwald und in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Bergwerks gelegene Wittichen mit seiner Flößerei darf als Ausnahme hervorgehoben werden, auch in seiner reichsunmittelbaren Rechtsstellung und dem damit verbundenen besonderen Schutz.

8. Der nördliche Schwarzwald

Von 1708 an war die Alb ab Ettlingen flussabwärts gut flößbar. Das starke Gefälle, zahlreiche Mühlenwehre und Wasserableitungen für Mühlkanäle, bereiteten dem durchfließen des Holzes auch hier beträchtliche Probleme. Scheiterholztrift war hier daher die Hauptaufgabe zur Versorgung der Städte Ettlingen und Karlsruhe. Die in Pforzheim ansässige „Flößerei- und Holzhandels Compagnie“ (eine Holländer Kompagnie) war auch in dieser Gegend sehr früh tätig.

Generell, so auch hier, wurden im Dreißigjährigen Krieg in vielen Gemeinden und Städten alle Urkunden vernichtet, oder sie fielen den Bränden zum Opfer. Für die Albflößerei und andernorts bedeutet dies, dass wir auf Vermutungen und Rückschlüsse über die solchermaßen fehlenden Zeiten der Flößerei, angewiesen sind. Das dicke rote Seil der „siedlungsnahen Selbstversorgung“ wurde gleichermaßen hier betrieben, wo immer dies möglich war.

Wie erwähnt, konnten Ettlingen und Karlsruhe (gegründet als Stadt erst 1715) lange Zeit per Scheiterholztrift versorgt werden. Um den Wiederaufbau Ettlingens – die Stadt war 1789 von den Franzosen vollständig zerstört worden – zu gestalten, versuchte man die Langholzflößerei wieder zu beleben. Die hohen Investitionskosten auf der einen Seite, fehlende Geldmittel auf der anderen, verhinderten die Umsetzung dieser Pläne.

Der auswärtig ansässige Holzhändler A. Schillinger erhält von der Stadt in einem zehnjährigen „Contract“ den Auftrag, auf eigene Kosten Alb und Moosalb für Scheiterholz flößbar zu machen. Gegen die jährliche „Recognition“ von 80 fl (florentiner Gulden) erhält er zudem das ausschließliche Recht, auf diesen Gewässern neben der Herrschaft (dies sind Baden-Durlach und Württemberg) jährlich 6000 Klafter Brennholz „und nicht mehr“ zu triftten. Zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, darf getriftet werden, jeweils für die Dauer von 12 Tagen. Ausgeschlossen ist die Zeit, in der die „Forellen im Laich

sind“. Im gesamten Schwarzwald gab es bis in das 20. Jahrhundert hinein Berufsfischer. Das Scheiterholz kann bereits ohne Schaden passieren. Denn die Mühlen sind hier mit Nebenwehren versehen. Aus dem städtischen Holzgarten, dem Verkaufsort des herangeflößten Scheiterholzes an die Bevölkerung und im Volksmund „Holzhof“ genannt, wurde der spätere Albtalbahnhof.

Für die baden-badische Rentkammer war dieser Vertrag ebenfalls von Vorteil. Kassierte sie doch „ordentlich“ Ein- und Ausfuhrzoll. Bei Verkauf im Inland innerhalb des Landes fiel „Akzis“ an, eine Abgabe zugunsten der herrschaftlichen Kasse. Markgräfin Augusta Sybilla (1675–1733), Witwe des Türkenlouis, konnte dem Vertrag nichts Positives abgewinnen. Sie rügt die Räte, weil sie „nach alter Art schlenderhaft, voreilig und unvorsichtig gehandelt“ haben sollen.

Parallele Entwicklungen lassen sich für das 1715 gegründete Karlsruhe festhalten. Hofhaltung, Garnison und Haushalte in der Markgrafschaft Baden-Durlach sind kostengünstig mit dem notwendigen Brennmaterial zu versorgen. Kohle als Brennmaterial war zu dieser Zeit noch völlig unbekannt.

Der Bedarf an Brennholz steigt von 4000 Klafter pro Jahr um 1740 auf die doppelte Menge gegen Ende des 18. Jahrhunderts an. Es kommt auch hier wiederholt zu „Energiekrisen“. Das Murggebiet und das Albtal sind die günstig gelegenen Lieferquellen, zusammen mit den herrschaftlichen Waldungen bei Langenalb und Langensteinbach. Da man sich zu keiner Verflößung unter staatlicher Regie verständigen kann, soll die Floßkonzession an einem im Lande lebenden Untertan vergeben werden. Denn auf diesen könne man eher Einfluss nehmen als auf einen auswärtigen.

Es bewerben sich: Der Baden-Durlach'sche Rent-Cammerrath F. E. Lamprecht, der kurpfälzische Holzhändler der Holzhandelsmetropole zu Mannheim Dieter Schilling, Joseph Tiebauer / Thiebault (Bürgermeister zu Ettlingen), der Gernsbacher Schiffer H.-J. Ettliger; schließlich noch ein kurpfälzischer Handelsmann aus Speyer, J.-F. Hochstetter. Nach etlichem hin und her – kein „Ausländer“ = Kurpfälzer – soll hier zum Zug kommen. Es soll nur ein Untertan der beiden Herrschaften berücksichtigt werden.

Salomonisch-diplomatisch entscheidet Baden-Baden, Floßbarmachung und Brennholztrift unter interessierten Entrepreneurs zu versteigern. Den Zuschlag erhält Lamprecht, der Meistbietende. Es wird ein 15 Jahre laufender Akkord = Vertrag geschlossen. Lamprecht übernimmt davon 2/3, das verbleibende Drittel teilen sich Friedrich Kag (Posthalter und Gastwirt in Rastatt) und J. A. Benckieser, Klosterwirt in Herrenalb, je hälftig.

Hauptaufgabe der Entrepreneurs wird das „Ausputzen der Floßstraße“, also die Floßbarmachung der Alb und ihrer Nebenbäche auf eigene Kosten. Um das Floßregal (das Recht flößen zu dürfen) ausüben zu können, haben sie eine jährliche „Recognition“ von 450 Gulden zu entrichten. Dafür erhalten sie die Erlaubnis, Brennholz, Bauholz und Bordtwaren (Bretter) zu verflößen. Nur im Frühjahr und Herbst darf geflößt werden. Der Stadt Ettlingen wird gestattet, für ihren Bedarf Brennholz zu verflößen. Will sie zudem Holzhandel treiben, muss sie sich vorab mit Lamprecht verständigen. Für Karlsruhe gelten ähnlich gestaltete Vereinbarungen.

„DIE MASCHINE“ (am Scheitelpunkt Baden zu Württemberg)

oder: Leonardo da Vinci lässt grüßen; nicht minder: Marcus Vitruvius Pollio, kurz genannt VITRUV

Wer als Waldknecht oder als Floßknecht sein Geld verdienen wollte, musste in jeder Hinsicht stark sein. Wer das nicht war, hatten dort nichts verloren, folglich auch nichts zu suchen.

Den Waldbauern, ebenso den Flößern und Schiffern, darf zu recht bescheinigt werden, dass ihre Tätigkeiten durchaus denen von späteren Ingenieuren entsprach. Vitruv, genialer Architekturbeschreiber

zur Zeit Julius Caesars und ganz besonders in den Diensten von Kaiser Augustus, erfand und konstruierte auch (Kriegs-)Maschinen. Das komplexe Wasserversorgungssystem Roms mit seinen weit verzweigten Aquädukten geht in wesentlichen Teilen auf ihn zurück.

Im oberen, hinteren Murgtal mit seinen großen Urwäldern befanden sich viele Tannen der besonderen Qualität. Der Holländerholzhandel weckte daher entsprechende Begierden. Hier „oben, hinten“ sind wir im württembergischen, nicht mehr im badischen Herrschaftsbereich. Zudem: die Murg war erst ab Forbach floßbar. Oberhalb verhinderten die zahlreichen, gewaltigen Felsbrocken im Fluss die (Langholz-)Stammholzflößerei. Die Stämme wären hängen geblieben, hätten Blockaden verursacht, wären massiv beschädigt worden. Scheitholztrifterei war hier das Hauptgeschäft. Für die „Holländer“ mussten folglich andere Wege gesucht und gefunden werden. Inwieweit die markgräfllich-badische Grundherrschaft Eigeninteresse dagegensetzte, wird sich nicht mehr eindeutig klären lassen. Sie hatte ebenso unternehmerisches Denken; denn Zolleinnahmen winkten - wenn, ja wenn dieses so wertvolle Holz von Baden aus auf die entfernten Märkte gelangen und auf die erforderliche Nachfrage treffen konnte.

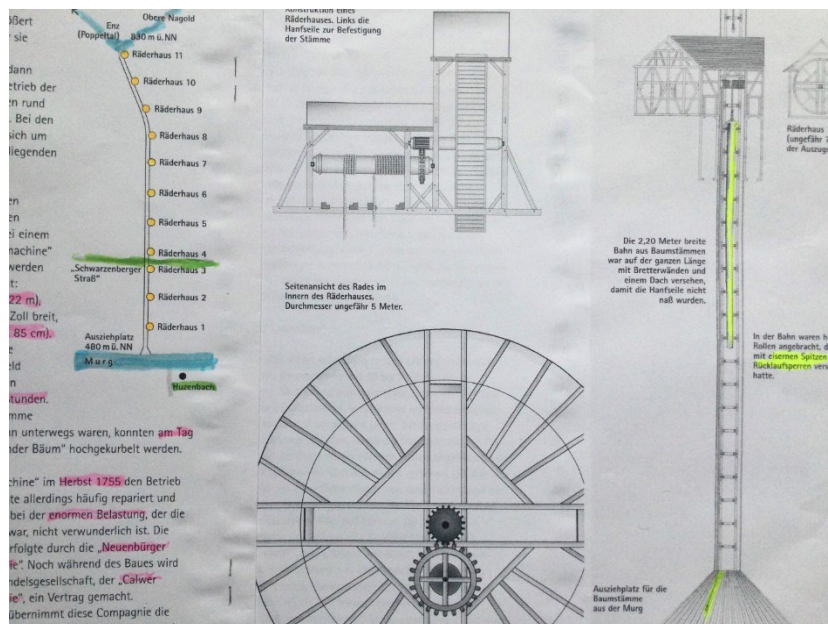
Huzenbach heißt die damals kleine Siedlung mit dem so malerischen Namen, die einer technisch-revolutionären Besonderheit ihren Namen verleihen sollte. (Doch, Vorsicht bei der Internet-Recherche: ein kleiner Vertipper und man landet ganz woanders – und findet womöglich nur mit Mühe den Weg wieder zurück.)

Der Not gehorchend, wurden mit Pferden die Holländerstämme von Klosterreichenbach aus in die Höhe gezogen, über den Igelsberg zur Erzgrube, von dort weiter zur Enz. Danach war der Weg frei, über Nagold und Neckar die Stämme nach Holland zu flößen. Württemberg hieß nun das Herrschaftsgebiet.

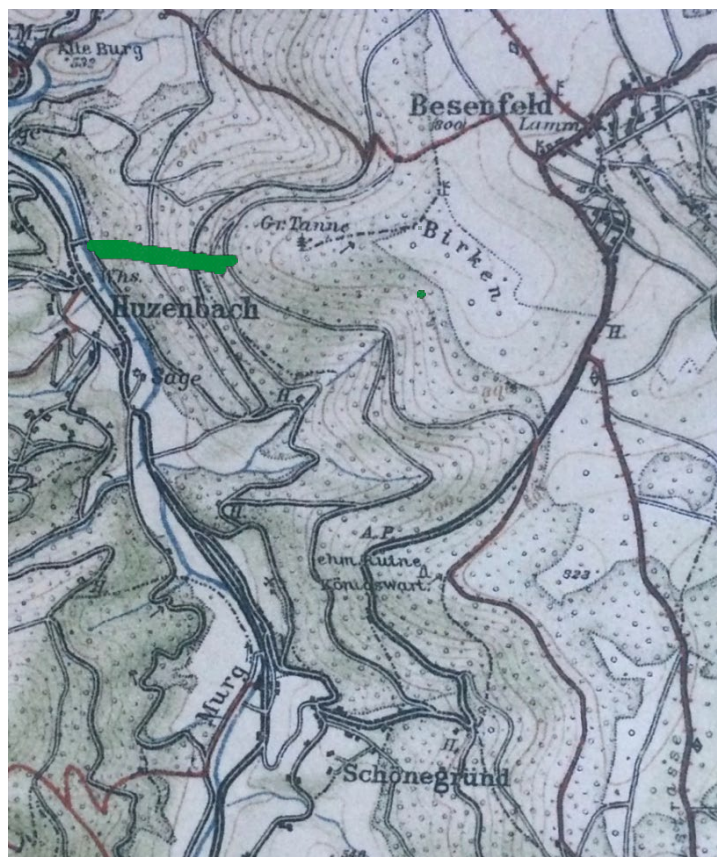
In der Huzenbacher (eine Calwer Niederlassung?) Firma Liedel & Compagnie wurde 1755 von einem Mechaniker eine Maschine als mechanischer Aufzug entwickelt und gebaut. Mit ihrer Hilfe konnten die Holländerstämme über 350 m weitestgehend senkrecht in die Höhe befördert werden. Die insgesamt 1200 m lange Strecke wurde in 12 Abschnitte eingeteilt. In jedem dieser Abschnitte befand sich ein „Granenhaus“, in dem jeweils acht Arbeiter damit beschäftigt waren, u. a. ein Tretrad zu betätigen. Über dieses Tretrad wurde eine Aufzugswelle bewegt. Zwei gegenläufig aufgewickelte Hanfseile – eines bewegte die Aufzugswelle für den Holztransport aufwärts; mit dem anderen wurde die Welle wieder zurückgeholt. Auf diese überaus praktische Weise wurde der Holzstamm von einem Granenhaus zum nächst höheren gezogen. Ein Holzstamm folgte auf den anderen, jeweils am dicken Hanfseil befestigt, und konnte so nach und nach auf den erforderlich hohen Zielort gebracht werden. Die an dem Hanfseil befestigten Holländerstämme selbst liefen auf hölzernen Rollen, die ihrerseits mit eisernen Zacken versehen waren. Bei einem Seilriss sollte und konnte dadurch grundsätzlich verhindert werden, dass der Stamm in die Tiefe schoss, wodurch in der Folge Schaden an Mensch und Maschine angerichtet würde.

Insgesamt waren für den Betrieb 100 Mann erforderlich. In sechs bis sieben Stunden war es mit Hilfe dieses technischen Wunderwerks möglich, zwölf und mehr Stämme je Tag zu befördern.

All diesen Sicherungsmaßnahmen zum Trotz kam es wiederholt zu schweren Unfällen. Die Hanfseile waren, bei aller Dicke, einer der Schwachpunkte im System. Mehrere Granenhäuser wurden zerstört. Verletzte Arbeiter gab es ebenfalls. Nach 2 ½ Jahren war das Abenteuer, das Investment „Die Maschine“, bereits wieder beendet. Heute erinnern nur noch der „Untere und Obere Baumweg“ an dieses Abenteuer. Auf einem Bengelweg brachte man die Stämme weiter zur Besenfelder Höhe. Danach wartete das Wasser der Enz auf Arbeit.



192 „Die Maschine“: Insgesamt waren ca. 100 Männer zum Betreiben dieser phänomenalen Erfindung nötig. Das Rad (Bildmitte) wurde durch Menschenkraft angetrieben – einem Hamsterrad ähnlich. Rechte Seite zeigt den Transport jeweils eines Baumstammes von einem Kranenhaus zum nächsten. Das Umhängen von einem zum anderen Kranenhaus war vermutlich die gewagteste Tätigkeit. Die kleine Skizze links verdeutlicht, dass insgesamt über elf Stufen / Etappen hinweg die Stämme bergaufwärts gezogen wurden, ehe sie danach auf Fuhrwerken zum Wasser (Enz) bei Besenfeld gebracht werden konnten. (Quelle: Prospekt der Gemeinde Huzenbach)



193 Huzenbacher Maschine: dieser Kartenausschnitt deutet an, welche besondere Leistung mit der Erfindung und Entwicklung der oben erklärten Maschine verbunden war. Zollersparnis soll der Hauptgrund gewesen sein. Die Murg, korrekter: der Forbach war für Baumstämme, gar für die gewaltigen Holländer, nicht flößbar. Von Besenfeld aus konnten das Holz wieder ins Wasser gelassen werden. Die grün eingezeichnete Linie gibt ungefähr diese Örtlichkeit des Maschinenaufzugs wieder. (Quelle: Rad-Wanderkarte „Tour de Mourg“) Wer diese Radtour entlang der Murg unternimmt, kommt zwangsläufig hier vorbei. Zahlreiche gastronomische Betriebe der besonderen Güte befinden sich ebenfalls entlang dieser Strecke.

8.1 Der nördliche mit dem östlichen Schwarzwald

„Untersuchung über die Flößerei auf dem Neckar und seinen Nebenflüssen“

Der Neckar ist mit seinen 362 km Länge der bei weitem längste Schwarzwaldfluss. Berücksichtigt man den oberen Zufluss, den oder die Eschach mit ein, kommt man auf 380 Kilometer. Entsprechend groß ist das Einzugsgebiet der zum Rhein hin erfolgenden Entwässerung – und seine Entwaldung. Die rechtseitig zuströmenden Nebenflüsse Jagst, Kocher, und Eychach seien hier lediglich erwähnt, wenngleich diese ebenfalls intensiv als Floßstraßen genutzt wurden und Holz auf den Rhein und dessen Bestimmungsorte lieferten – so aus dem Gebiet der Schwäbischen Alb und der Frankenhöhe.

Die Dissertation von Karl Luttenberger aus dem Jahr 1904 sei ganz bewusst diesem Teil des Schwarzwalds vorangestellt. Denn Luttenberger liefert die erste und sehr detaillierte Grundlage über die Flößerei auf dem Neckar und seinen Nebenflüssen, auf die spätere Autoren wiederholt zugreifen.

In seiner Beilage 1 werden die Bestimmungen dargelegt, welche auf Veranlassung der Stadt Heilbronn zwischen Markgraf Rudolf IV. und Graf Ulrich III. von Württemberg für den Betrieb der Flößerei auf Würm, Nagold, Enz und Neckar am 17. Februar 1342 verfasst wurden. Diese Bestimmungen, im damaligen mittelhochdeutsch wiedergegeben, regeln die naheliegenden Probleme: Zollverpflichtungen, Schadensersatz gegenüber Mühlen und Grundherrn sowie die Zeiten der Flößerei.

Luttenberger bezieht sich wiederholt auf die rechtlichen Grundlagen der Waldwirtschaft wie auch der Flößerei. Die Pforzheimer Schifferordnung aus dem Jahr 1501 definiert die Schiffer als die Besitzer des Holzes, unterscheidet zwischen Floßknechten und Holzhauern sowie den Waldschiffern als „unzüftige Flößer“. Fünf Jahre später folgte eine „Floutz- und Holzordnung am Schwarzwald und unter Dornstetten“. 1593 folgte ein von Herzog Friedrich I. von Württemberg verfügter Holzlieferungsakkord, der die Grundlage schuf für die Blütezeit des Pforzheimer Floßholzhandels im 16. Jahrhundert, dem sodann im 17. Jh. (1691) die Hauptperiode der Holländerflößerei auf der Nagold und anderen Flüssen folgen sollte. Am 1. Oktober 1623, zu Beginn des 30-jährigen Krieges, sah man sich genötigt, eine Flößer- und Wasserordnung für die Nagold zu erlassen; diese wurde 1667 erneuert.

Mit dem Jahr 1829 wurde der Neckar ab Rottweil flößbar, ergänzt durch die Einmündung der Glatt und deren Quellbäche Heimbach und Lauter (siehe dort). Die folgenden weiteren Floßbäche wurden für den Holztransport genutzt: die Eyach ab Immau, die Enz ab Gumpelsbeuern, die Kleine Enz ab Rehmühle, die Nagold ab Schorrental, der Zinsbach ab Zinsbachmühle sowie die Würm ab Liebeneck.

Langholzflößerei wurde betrieben auf Glatt, Enz und Nagold. Für die Holländer- und Bauholzflößerei wurden an diesen Flüssen sowie auf der oberen Murg sogenannte Holzkammern (Holzlagerplätze, wie sie ähnlich an badischen Rhein- und Kinzigufern angelegt waren). Von den Holzcompagnien besonders begehrt waren Weißtannen, Fichten, Forlen / Forchen und speziell Eichen. Dabei war eine „urwüchsige, eigenartige Floßtechnik“ üblich: keine Verwendung von eisernen Haken, Klammern, Nägeln etc. Durch speziell vereidigte Personen, sogenannte Waldhauer, wurden Waldzeichen (= Wappen) angebracht, um Rechtstreitigkeiten bezüglich der Eigentumsrechte zu vermeiden. Schleifwege, Schmierwege, das Seilen und Riesen für den Transport der Hölzer zu den Bächen und Flüssen waren auch hier üblich. Mone vermerkt, dass bereits die Römer Riesen angelegt hatten. Als Wieden fanden junge Tannen und Eichen Verwendung.

Tübinger Studenten, so nicht nur bei Luttenberger zu lesen, machten sich einen häufigen Spaß daraus, indem sie vorbeifahrenden Flößern zuriefen: „Jokele sperr!“, was der am Sperrstümmel stehende Floßknecht auch flugs befolgte – sehr zum Ärger des weit vorne, das Steuer führenden Schiffers oder Floßherrn. Er rammte den Sperrstümmel in den Grund des Neckars. Das Floß verlangsamte seine Fahrt und

stand schließlich. Als „Schollen“ bezeichnete man in im württembergischen eine besondere Art von Langholzflößen, nämlich steife Flösse von 80 bis 130 Fuß Länge und 15 Fuß Breite. Eine solche Scholle wurde von zwei Flößern geführt, jeweils einer mit Ruder (= Streiche) hinten und einer vorne. Dadurch wurde vereinfacht, nicht schwimmfähige Eichenhölzer einzubinden, statt sie als Oblast auf dem Floß mitzuführen. Als „Thromflöße“ bezeichnete man solche, in die 150 bis 200 Sägeklötze eingebunden wurden. Sie waren für kürzere Strecken vorgesehen, um zu Sägemühlen zur weiteren Veredelung gefahren zu werden. (Dr. Max Scheifele liefert zu dieser Technik die passende Zeichnung: zwei „Traghölzer“, Fichten und / oder Tannen, konnten drei Eichen „tragen“, also mitnehmen.)

Als Floßschiff oder auch Floßplätz wurden „Bord- oder Thillflöße“ bezeichnet. Diese bestanden aus 5 Lagen zu je 5 Brettern (bzw. 4 Lagen zu je 6 / 7 Brettern nebeneinander) Schnittware.

Es ist auch an dieser Stelle darauf zu verweisen, wie von Luttenberger festgestellt, dass es durch die Holländer Holzhandelskompagnien (u. a. Lidell aus Neuenburg) in den Jahren 1731/34 zur zunehmenden Devastierung des Schwarzwaldes kam. Die Informationen über den Betrieb der Holländer Holzflößerei sind zwar insgesamt spärlich und lückenhaft. Im Grunde waren sie die Herren mit eigenen Faktoren vor Ort. Ihnen kam entgegen, dass die gewaltigen „Holländer“, die bis zu 33m langen Nadelbäume, in einem Stück auf den (Wasser-)Weg gebracht werden konnten. Keine Sägemühle konnte hier mithalten. Die hauptsächlichen Nutznießer des Holländer Holzhandels waren hierzulande logischerweise die (adligen) Grundherren.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass es wiederholt zu Anpassungen durch veränderte Floßordnungen kam, so in den Jahren 1501, 1533, 1583. Die (badischen) Pforzheimer Flößer schlossen sich 1747 zu einem „Flößerzunftverein“ zusammen, beschränkten deren Holzhandel auf 12 Portionen in einer Hand. Wohlstand oder gar Reichtum war so nicht zu erlangen (siehe dort).

Der Auer Flößerzunftverein

Den württembergischen Enz- und Nagoldflößern waren zunftartige Vereinigungen nicht gestattet. Auch hier kannte man eine dreijährige Lehrzeit (in einer Quelle werden zwei Jahre genannt) sowie den Meister als besonders befähigte Person. Erlaubnis zur Flößerei sowie die weitere Kontrolle erteilte und übte das Forstamt des jeweiligen Wohnsitzes aus. Der Entrepreneur, vertreten durch einen Compagnieverwalter, wies die Arbeit an, indem er entsprechende Passierscheine ausstellte. Ein „Gespähn“ bestand aus 5–10 Mann, gemeinschaftlich geführt und angeführt von einem Obmann. Pforzheim war Generalsammelplatz des Langholzes. Von hier wurde es von Frachtflößern nach Mannheim gebracht. Zwei dieser Unternehmen waren in Pforzheim zugelassen: eine badisch-durlachische und eine württembergische. Das Holz aus dem Raum Freudenstadt wurde einerseits – württembergisch - der Enz und Nagold mit Glatt, Heimbach und Lauter zugeführt, andererseits – badisch – der Kinzig und der Murg.

In Cannstatt bestand ab 1713 eine Zunft der Neckarschiffer und Fischer (!).

Wenngleich es schwierig bis unmöglich ist, über längere Zeit Preisvergleiche anzustellen. Sie müssten in Beziehung gesetzt werden zu den jeweiligen Lebenshaltungskosten. Dennoch geben die Preise für Holländer Tannen die Bedeutung dieses Handels wieder. So wurde pro Tanne im Jahr 1691 30 Kreuzer erlöst, 1715 45 Kreuzer, 1728–1731 bereits 3 fl 30 kr, 1742 9 fl, 1743 12 fl, 1746-49 fl (fl = Florentiner Gulden).

In der Zeit von 1800 bis 1845 kam es zum Rückgang und allmählichen Stillstand und Ende dieser Art des Holländer Holzhandels. Denn die Waldgebiete mit den schönen und schönsten Tannen, Fichten, Forlen waren devastiert. Die Napoleonischen Kriege taten ein weiteres. Zudem wurde die Flößerei nach

und nach freigegeben, sodass sich selbst die damals aufs dürftigste entlohnten Lehrer der Flößerei zuwenden konnten. Konkurrenz erwuchs ferner aus dem bayerische Allgäu in Verbindung mit dem Ulmer Bretterhandel. Das vermeintlich ferne Böhmen und Galizien lieferte preiswerte Schnittware. Denn auch die Sägemühlen erfuhren technische Entwicklungen, nicht nur in den Schwarzwaldtälern. Nicht außer Acht bleiben dürfen die Auswirkungen der 1848er Revolution, die gerade in Baden das gesellschaftliche Leben dauerhaft prägen sollte. Und es kam auch die Eisenbahn als Beförderungs- und Transportmittel: Rottweil – Horb, Nagold – Calw, Wildbad – Pforzheim, Freudenstadt – Horb in den Jahren von 1865 bis 1873; Calw – Pforzheim – Horb – Stuttgart von 1873 bis 1884. Das Ende der Langholzflößerei auf Enz, Nagold und oberem Neckar kam ab 1879. Gleiches vollzog sich im Floßhafen Heilbronn, der in der Blütezeit von 8 Firmen belegt war. Zu erwähnen gilt es zudem die Mainflößerei, die Holz aus dem Frankenwald auf die rheinischen Absatzmärkte brachte. Die billigen bayerischen Eisenbahntarife erzwangen ein Übriges. Andererseits: zahlreiche Amtsblätter und Zeitungen zwischen Karlsruhe und Offenburg preisen in Anzeigen „Holländer Eichenstämme“ an, die vor Ort in den Auewäldern oder Gasthäusern ersteigert werden konnten.

Dennoch: Mit Hilfe der Eisenbahn konnten neue, entfernte, auch andersartige Absatzmärkte erschlossen werden. Eisenbahn-Holzhandel brachte Ware aus dem Gebiet Freudenstadt in die Schweiz, ins Elsaß und weiter hinein nach Frankreich. Neue Berufe entstanden auch hier und somit vielfältige Möglichkeiten des Lohnerwerbs. Aus der beschaulichen Sägemühle eines Theofil Schuler entwickelten sich durch laufende Vervollkommnung der Technik aus dem ursprünglich einzelnen metallenen Sägeblatt nach und nach ganze Sätze von Sägeblättern. Solchermaßen konnte ein Baumstamm in einem Sägegang in mehrere gleichmäßig dicke Bretter gesägt werden. Eine florierende Sägeindustrie entwickelte sich mit Absatzmärkten für Spezialprodukte (z. B. Totenbretter bis ins ferne Japan).



193 b „Holländer“: Die Holländer Tannen, auch wenn es zunehmend Fichten waren, bedurften naheliegender Weise entsprechender Fuhrwerke, sobald der Transport zu Wasser beendet war. Folglich konstruierte und baute man die dazu passenden Fuhrwerke, von Pferden gezogen, später motorgetrieben. (Quelle: Postkarte, Privatbesitz)

„Die Holländer Tanne“

Diese ist, so zu lesen im Anhang der Luttenberger'schen Dissertation, eine gehauene Fichte, Weisstanne oder auch Kiefer, die 60, 70, 80 und mehr Schuh lang und am dünnen Ende 16 Zoll ist. Im Wert steht 1 Holländer Tanne 2 Messbalken (60–70 Schuh lang und 12–16 Zoll dick) oder 3 Holländer Dickbalken (44 Schuh lang und 16 Zoll am dünnen Ende) oder 4 Mess-Siebziger (60–70 rheinische Schuh lang und 12–16 Zoll dick) oder 6 Kreuzbalken (44 Schuh lang und 14–16 Zoll am dünnen Ende) gleich.

Doch es gibt noch mehr „Holländer“, viel mehr sogar: Zeitungen und Amtsblätter aus der Rheinebene, beginnend mit dem Gebiet südlich von Mannheim an, weisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt auf Holzauktionen hin. Objekte der Begierde – nachfrageseitig wie angebotsseitig – sind „Holländer Eichen“ (!). Dass bereits im 18. Jh. solche Annoncen in den badischen Blättern üblich waren, dürfen wir annehmen.

Achsholz ist gespaltenes Eichholz, 4 ½ - 5 Fuss lang, welches zu Wagenachsen verarbeitet wird.

Knappholz ist ein Stück gespaltenes Holländer Eichholz, 8 rheinische Schuh lang und 12 Zoll hoch.

Krummholz ist krumm gewachsenes Eichholz und wird zum Schiffsbau gebraucht.

Pfeiffholz ist ein Stück gespaltenes Holländer Eichholz. 10 rheinische Schuh lang und 13 Zoll hoch.

Pfeiffklotz ist ein Stück Eichholz, das nicht behauen, aber leicht beschlagen ist und 10 – 14 rheinische Schuh lang ist.

Pfosten sind Holländer Eichholzer, 30 – 40 Schuh lang und beliebig dick.

Ruthen oder **Fangbäume** sind Holländer Eichhölzer oder gespaltene ganze Eichen, deren Länge 40 rheinische Schuh und deren Dicke 13 – 17 Zoll beträgt.

Schwellen sind Eichen von 30 – 50 Schuh Länge und kommen leicht beschlagen aufs Wasser. **Wagenschuss** ist ein Stück gespaltenes Holländer Eichholz. Es ist die stärkste Sorte Eichholz, welche im Holländer Holzhandel vorkommt und wird deshalb auch „ein Stück“ genannt. Geschätzt werden 2 Stück Pfeiffhölzer = 1 Wagenschuss. 3 Stück Knapphölzer = 1 Wagenschuss. 8 Stück Ranzen = 1 Wagenschuss

Nochmals: „Unter **Oblast** eines Floßes werden auch hier die auf dem Floss befindlichen Gegenstände, vorwiegend Eichhölzer und Bretter, sowie die bereits erwähnten Waren, verstanden.“

Zu berücksichtigen ist bei diesen Definitionen, dass sie nicht für den gesamten Schwarzwald (oder gar darüber hinaus) einheitlich für die Flößerei und den Holzhandel Verwendung gefunden haben. Für die verschiedenen Regionen des Schwarzwalds gab es durchaus unterschiedliche Begriffe für ein und dieselbe Sache oder Tätigkeit. Festzuhalten gilt ferner, der der Holländer Holzhandel einen zahlen- und wertmäßig unvorstellbaren Umfang erreichte. Dies über gut eineinhalb Jahrhunderte. So wurden allein für den Floßverkehr auf dem Neckar in Heilbronn selbst für die sehr späte Zeit von 1858 bis 1900 deutlich über 250 000 Holländer Stämme Nadelhölzer gezählt. Die Anzahl der Flösse betrug im Jahr 1858 immerhin noch insgesamt 843, in den besten Jahren 1867 bis 1871 zwischen 1348 und 1857 Flösse. Wilhelm Hauffs „Der Holländer Michel“ mag ein wenig, dafür umso drastischer, diese Zeit beleuchten. Bei all der Flößerromantik, die auf so mancher Floßstraße anlässlich diverser Flößerfeste vermittelt wird – sei es auch unbeabsichtigt – sollten wir uns stets vergegenwärtigen, dass der weitaus größte Teil des auf die Floßstraßen gebrachte Holz Brenn- und Feuerholz, also Scheitholz war. Die Holländer brauchten es (Holland hatte beträchtliche Torfvorkommen, die nur allzu schnell verbraucht waren), die Römer lange vor ihnen ebenfalls. Die Flösse mussten bewacht werden. Jede Floßordnung schrieb es vor. Das tage- und nächtelang dahintreibende Scheitholz wurde nachts durch „Wachtfeuer“ so gut als eben möglich geschützt; an Enz und Kinzig gleichermaßen. Im Heimatmuseum von Offenburg-Griesheim, ebenso in der Sammlung des Wasserwirtschaftsamtes in Offenburg, sind diverse Objekte aus dieser Zeit ausgestellt.



194 Hall (Schwäbisch Hall): Salzsiederei war ein energie-, somit holzverschlingender Prozess. Braun und Hogenberg liefern mit ihrer Graphik überaus eindrucksvoll das Flößen mit der danach folgenden Lagerung. (Privatbesitz) Die Kocher gehört zwar nicht zum Schwarzwald, dem Untersuchungsgebiet meiner Arbeit; der besseren Nachvollziehbarkeit der Holztrift habe ich diese aussagekräftige Graphik einbezogen.

Erms, Fils, Rems, Murr, Kocher, Jagst, Itter, Himmelsbach, Finkenbach, Steinach, Seebach sind die Fließgewässer, die rechtsseitig dem Neckar zufließen. Flößerei wurde auch hier betrieben, wenngleich ihre Entstehung unklar ist. 1614–1630 wird in Archiven genannt, ebenso das Jahr 1676. Stuttgart hatte als Hauptabnehmer für Bau- wie für Feuerholz eine große Bedeutung. Ebenso die Saline Hall, die über die Kocher versorgt wurde. (Die wohl schönste und zugleich aussagekräftigste Darstellung der Flößerei hierzu ist uns von Braun und Hogenberg um 1600 erhalten.) Die Errichtung von Holzgärten, wie dies am Rhein versucht wurde, war ähnlich am Neckar eingeführt worden – bei ebenfalls nur kurzfristigem Erfolg.



195 Rottweil: Das heute markanteste und modernste Wahrzeichen dieser einstigen Römersiedlung mit nach und nach sechs verschiedenen Soldatenlagern ist bereits aus großen Entfernung sichtbar: der Aufzug-Testturm. Sehr sehen- und des Besuchens wert, wegen seines Rundumblicks. Von diesem fährt man steil hinunter zum Neckar, sehr steil. Im Nu ist man in einem Gewerbegebiet, welches Einmaligkeitscharakter besitzt: der Pulverfabrik mit etlichen noch originalen Gebäuden. Holz musste herangefloßt werden für die Kohlenmeiler. Deren Produkte, der Kohl, fand in Pulverform als Explosionsbeschleuniger / -verstärker in der Munition Verwendung. Heute befinden sich in diesem Gebiet ein Kulturzentrum sowie Gewerbebetriebe. Der Neckarradweg führt hier entlang – trotz steiler Abfahrt und ebensolchem Anstieg sehr lohnenswert. (Quelle: Informationstafeln vor Ort)

8.2 „Pforze“ als badische „Beule im schwäbischen Fleische“

Das wohl wichtigste sei vorangestellt: in Württemberg gab es für Flößer keine genossenschaftlichen Zusammenschlüsse, auch keine Gilden; Zünfte waren bestenfalls von kurzer Dauer. Solche waren von der Obrigkeit, der Grundherrschaft, hier ebenfalls nicht erlaubt. Zu mächtig wären die Flößer auf diese Weise geworden. Es gab nicht diese Zersplitterung der Herrschaftsgebiete wie etwa entlang der Kinzig. Württemberg hatte den Herzog, der seine sehr großflächige Grundherrschaft nach einheitlichen Ordnungen ausüben konnte. Die 1495, 1515, 1521, u. a. Jahren erlassenen Landesordnungen (mit ihren Forstordnungen 1540, 1542, der Bauordnung 1581, sowie Floß-, Wasser-, Holzordnungen der Jahre 1540, 1552, 1567) waren weitreichende, verlässliche Sammelgesetze zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Für die Schifferschaften gab es folglich keine speziellen detaillierten Flößer-, Schifferordnungen, wie diese anderswo üblich waren.

Infolge der „lebhaften Betreibung der Flößerei“ kam es auch hier bereits im Jahr 1342 zu dem wiederholt erwähnten Vertrag zwischen Markgraf Rudolf IV. von Baden und Graf Ulrich von Württemberg. Würm, Nagold, Enz und Neckar wurden für die Flößerei geöffnet. Insgesamt 14 Orte wurden zeitweise als Zollstätten festgelegt. Die vereinnahmten Zölle wurden überwiegend zur Unterhaltung der Floßstraßen verwendet – nicht wie vielfach andernorts zur herrschaftlichen Hofhaltung.

Betrachten wir diese vorbildliche und mustergültige **Forstordnung**, die erstmals in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1540, 1542) erlassen worden war:

Ziel und Hauptzweck war die Vermeidung / Verhinderung einer immer wieder drohenden Holznot. Daher gab es für die Holzhiebe Mengenbeschränkungen. Holz an Ausländer zu veräußern war nur zu deren eigenem Bedarf gestattet. Holzhandel war nicht möglich. Um Raubbau zu unterbinden, galt es mit „Maß und Bescheidenheit“ zu arbeiten und „keinen schädlichen Missbrauch“ zu treiben. Kein Flößer durfte seinen Bauernhof oder sein Handwerk verlassen. Wieden durften nur an „unschädlichen Orten“ geschnitten werden, jedoch keine Tannen und Eichen. Sie waren ja die künftigen, wertvollen Objekte des Holzhandels. Der Bau von Sägemühlen war zwar gewünscht, bedurfte jedoch der obrigkeitlichen Genehmigung.

Im Jahr 1567 wurden „Model und Maß“, also „Lengin und Meß“ für Brennholz einheitlich festgelegt: ein Scheit maß 4 Fuß Länge, ein Klafter 6 mal 6 Schuh bei Übernahme der Heilbronner Holzsortierung.

Mit dieser Standardisierung, verbunden zugleich mit einer Qualitätskontrolle, wurde die sich unaufhaltsam entwickelnde Fernhandelsware Holz zu einem verlässlichen Kaufmannsgut. Zur Kontrolle wurde ein „Holzmesser“ beschäftigt. Ein Grundsatz galt „Inland vor Ausland“, wenngleich nicht dauerhaft einhaltbar, trotz und gerade wegen des an vielen Orten (Städten) geltenden Stapelrechts.

Eine **Bauordnung** aus dem Jahr 1581 beinhaltet die Holzersparnis als Nebenzweck. Verbot des Fürkaufs (Zwischenkaufs) als unnötig / schädlich angesehene Verteuerung des Holzes.

Floß-, Wasser-, Holzordnungen (1540, 1552, 1567): Diese galten nicht mehr für das gesamte Herzogtum, sondern waren beschränkt auf ausgewählte größere Gebiete und ihre Ämter (Dornstetten, Hornberg, Sulz, Rosenfeld, Bulach). Zudem ging es vorrangig um den Schutz der düsteren, dunklen „schwarzen“ Nadelwälder zum Zwecke der Nutzung für Bauholz, weniger der lichten, hellen Laubwälder. Es galt ein generelles Rodungsverbot; Holzeinschlag wurde beschränkt und bedurfte der jeweiligen obrigkeitlichen Genehmigung. Holzsparen war vorrangig; daher war ebenfalls den Forstleuten jeglicher Holzhandel verboten. Ferner wurde die Forsthoheit in strenger Form auf alle Besitzer der Wälder ausgedehnt. „Nachhaltigkeit“ war bereits damals das Ziel. Die Zahl der Holzhändler wie auch der Flößer nahm ab; nur eigene Bewohner durften die Holzgeschäfte abwickeln, keine ausländischen Staatswesen oder deren Beauftragte; Waldbauern mussten in der Folge daher ihre Höfe verlassen. Für die zu zahlenden Löhne, für Zehrung gab es ebenfalls einheitliche Regelungen.

Für das Jahr 1887 wird von enormen Hochwasserschäden an den 36 Wasserstuben, Sägemühlen, Brücken, Wehren, sowie auf Wiesen berichtet. In den Jahren bis dahin konnte die Flößerei auf intensive und rationelle Weise betrieben werden. Der kontinuierliche, unaufhaltsame Niedergang der Flößerei zeichnete sich in dieser Zeit bereits überaus deutlich ab. Stichworte: Eisenbahn, Straßenbau, Baumaterial Eisen, Brennstoff Kohle, all dies in rasantem Tempo in zunehmendem Umfang.

Doch zurück in das 16. Jahrhundert: Zu bedenken ist, dass wir uns in der Zeit der Renaissance befinden; einer Zeit der wirtschaftlichen Blüte von Handel, Handwerk, Kunst, Kultur, persönlichem Fleiß. Sprechender Beweis hierfür ist bis heute das Haus des Jakob Kast in Gernsbach, das er als sehr reicher Mann der Stadt schenken konnte. In ihm befindet sich heute neben anderem das städtische (Flößer-)Museum. Der Niederrhein war ein wichtiger Absatzmarkt, nicht nur für den Schwarzwald. Murgflößer standen in erbittertem Konkurrenzkampf zu den Flößern an Enz und Neckar und deren Quellbächen. Der entfernte Frankenwald lieferte ebenfalls über die Floßstraße Main Holz an Mittel- und Niederrhein.

Und: Noch war der dreißigjährige Krieg weit entfernt.

Wir interessieren uns für die von Herzog Christoph (1550–68) im Jahre 1552 erlassene Ordnung, weil sie dem Floß- und Holzhandel neue Wege ebnete:

- ***Floßlöcher und Durchlässe an Wehren, Weihern und Floßstraßen wurden „durch rechte Weite und Höhe“ vereinheitlicht;***
- ***Anlandestellen (Allmende) wurden für „geschnittel Zeug, Gfäll und ander Holz und Flöße“ bestimmt;***
- ***Ein Floß durfte maximal 4 Nächte an einem Ort liegen;***
- ***„Anhängsel“ waren nicht gestattet;***
- ***Wehre waren nach den Durchfahrten mit Stellbrettern wieder zu schließen;***
- ***Pflicht war sich allen Vischens zu enthalten, Schonen der Fischwasser, keine Beschädigungen derselben;***
- ***An den Zollstätten war Zoll zu entrichten;***
- ***Floßzeit war an Neckar und Enz von Martini bis Ostern, ansonsten vom 7. August bis Martini;***
- ***Verbot von „Fürkauf“ (Zwischenkauf zwecks Spekulation) von Floßholz und Floß; Gemeinden und Städte dürfen für ihre Bürger Holz auf Vorrat kaufen.***

Diese Vorschriften entsprachen durchaus einem wirtschaftlichen Ideal: gewünscht war der direkte, unmittelbare Verkehr zwischen dem Erzeuger und dem Verbraucher. Dieser ließ sich jedoch nicht dauerhaft realisieren. Zwischenhandel mit den Funktionen der Lagerhaltung zum Zwecke einer längerfristigen Preissicherheit, Vermeidung einer Energiekrise, somit der Holznot erwies sich unumgänglich.

Zwei neue Ordnungen, 1501 erlassen durch Markgraf Christof und 1555 erlassen von Markgraf Karl II., führten zum Tausch bzw. Verkauf der Ämter Liebenzell und Altensteig. Das bislang so sehr bedeutende Einzugsgebiet der Pforzheimer Flößer geriet in der Folge dadurch zur Randlage. Es entwickelte sich ein zunehmend erbitterter Konkurrenzkampf zwischen badischen und württembergischen Flößern. Als sich in Calw, Liebenzell, Neuenburg, Wildbach, Calmbach und Enzklösterle Unternehmer Mitte des 18. Jh. zur „Holländer Holzcompagnie“ zusammenschlossen, wurden badische Flößer allmählich zu deren Lohnknechten (drei Pforzheimer waren Mitglieder dieser Compagnie). Dies konnte auch durch die Gründung des „Neuen Flößer-Zunft-Vereins“ 1747 nicht verhindert werden. 1763 erfolgte der Zusammenschluss mit württembergischen Holzherrn aus dem oberen Murgtal. Die nun neue „Enz-Nagold-Murg-Compagnie“ hatte bis 1788 Bestand. Holländer ergriffen Initiative zur neuen Holländer Holzcompagnie, die von 1801 bis 1840 mit Holländer-Beteiligung das schwierige Holzgeschäft betrieben. 42 Zollstellen mussten auf dem Wasserweg von Mannheim bis hinauf nach Amsterdam, das auf tausenden von Schwarzwaldbäumen steht; vor allem Dordrecht als Schiffsbaustadt musste „bedient“ werden. 1891 endete die württembergische, 1894 die badische Flößerei auf den genannten Floßstraßen. 1912 war das endgültige Ende. Angehäufte Gewinne wurden von geschäftstüchtigen und weltgewandten Flößern in die bis heute bedeutsame Edelmetallindustrie investiert.

8.3 Der kleine, unscheinbare Heimbach; Glatt und Lauter

Zahlreiche Quellen entströmen unserem so herrlichen Schwarzwald; manche versteckt und kaum bekannt, andere sich offen darbietend. Beide Kinzig-Quellen, die Wolf(b/ach)quelle, die Murg als Forbachquelle sind die bekanntesten, die frisch und glasklar und sehr nah beieinander hier oben im Kniebis Gebiet als vielfältige Energiespender entspringen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie in unterschiedlicher Richtung ihr Quellgebiet verlassen, um letztlich im Rhein zu münden. Unscheinbar, auch von seiner weiteren Menge an Wasser, befindet sich der kleine, scheinbar winzige Heimbach. So manchem Kartographen ist er nicht einmal der Erwähnung und Einzeichnung wert. Als einer der Quellbäche des Neckar verabschiedet er sich sehr bald nach Osten.

Die Flößerei hier mit dem Hauptausgangspunkt, der Ortschaft Wälde, brachte den Bewohnern dort zwar immer wieder willkommene Verdienstmöglichkeiten, auch sehr bescheidenen Wohlstand. Zu Reichtum gelangte hier jedoch niemand. Für ein genossenschaftliches Gebilde reichte es ebenso wenig, bis zum letzten Wälde-Floß im Jahr 1898. Dafür sind andere Begebenheiten umso informativer: denn es war damals im 14. Jahrhundert durchaus üblich, dass die Rechte an einem Leibeigenen von dem einen Lehensherrn auf einen anderen übergangen – gegen auszuhandelndes Entgelt, versteht sich. So geschah es am 30. April 1352, dass die drei Söhne Bertholds von Lichtenfels (bei Leinstetten gelegen) Dietrich, Conrad und Hans, zusammen mit Heinrich, dem Sohn Heinrichs von Lichtenfels, zwei ihrer Leibeigenen verkauften. Diese, mit „*Gertrud, Cuonratz des Flözers dohter von Braitnowe, die Ehefrau Werthers in dem houffe zuo hoppawe*“. Käufer war der Abt und das Gotteshaus (Kloster) von Alpirsbach. Auffallend für uns ist das häufige Fehlen eines Familiennamens im heutigen Sinne. Der Vater des Leibeigenen war der „Flößer von Breitnau“. Andererseits ist aus Dokumenten (Freudenstädter Heimatblätter XI. Band Nr. 7, S. 51 f.) zu entnehmen, dass die damaligen Ortsherren von Leinstetten den Heimbachflößern ihrer Arbeit so manche Schwierigkeiten bereiteten.

196 Wappen des Klosters Wittichen: *der Flößerhaken, hier zweifach eingesetzt, hat einen festen Platz in zahlreichen Wappen, im Kinzigtal (Wolfach) und auch anderswo (Villingendorf).* (Foto: Verfasser)



Noch für das Jahr 1518 wird vor dem Alpirsbacher Abt Alexius von drei Personen bezeugt, dass Jörg Müller, Kaspar Scheck aus Wälde und Konrad Streff „vor circa 30 Jahren als Anfänger des Flößens, Sägen und Weiher zum Flößen am Heimbach gebaut haben.“ Von Wälde bis Biesigheim sei das Flößen zollfrei gewesen. Erst ein Junker Veit von Bubenhofen habe vor etwa zehn Jahren „etliches Geld“ verlangt. Ein weiterer Hinweis auf die Heimbach-Flößerei ist dem Sternecker Lagerbuch zu entnehmen. (Lagerbücher waren eine Art Protokoll, in denen alle rechtlich bedeutsamen Ereignisse sowie Besitzverhältnisse eines Ortes festgehalten wurden.) In diesem Fall ging es um die Verunreinigungen des Baches sowie um verspätete Bezahlung des Spannstattgeldes. Beides wurde unter Strafe gestellt. Spannstadt war die Einbindestelle der Flößer in Wälde ein flacher Floßweiher

mit gepflasterter, schräg abfallender Rampe, um die Flöße zu Wasser zu lassen. Bereits 1616 wurde unterhalb des Lampertstegs bei Römlingsdorf ein neuer Floßweiher erbaut. Im Jahr darauf wurde sodann beim Weiher eine Sägemühle aufgerichtet. Ein Vergleich der Sternecker Lagerbücher von 1597 und 1654 belegt, dass das Spannstattgeld, das Entgelt für die Benutzung der Spannstatt, von knapp 2 fl

auf 10 fl, also gut das Fünffache angestiegen ist. Der Floßzoll, zusammen erhoben mit dem „Schwellgeld“, stieg im gleichen Zeitraum von 19 fl auf 60 fl (Gulden). Diese Entwicklung muss als Zeichen dafür angesehen werden, dass in diesem Zeitraum die Nachfrage nach geschlagenem Nutzholz durch auswärtige Käufer enorm angestiegen ist. Einheimische müssen keinen Zoll bezahlen. Dokumente der „verschlossenen Registratur“ des altherwürdigen Kirchenrats in Stuttgart liefern sichere Belege für eine rege und anhaltende Heimbachflößerei im 17. und 18. Jahrhundert:

- ***Bauholzflöße aus den Waldungen der Kloster „Alpirsbacher Pflege Dornhan“ Für die Baubedürfnisse der waldarmen württembergischen Ämter im Unterland (1736 – 1759);***
- ***Über Floßakkorde und Zollfreiheiten (1739 – 1741);***
- ***Über das von der „Pflege“ angeforderte und abgelieferte Bauholz zum Kasernenbau in Stuttgart (1736 – 1759).***

Am 21. Oktober 1749 erfolgte der Übergang der Grundherrschaft Sterneck auf das Herzogtum Württemberg. Dies war für die Untertanen Anlass zur Übergabe eines Schriftstücks mit den folgenden Punkten: das freie Holzen in den eigenen und privaten Wäldern nicht zu behindern, sowie den freien Handel mit Floßholz über die üblichen Wasser-, Wehr- und Spannstattgelder hinaus nicht zu belasten.

Im Jahr 1771 wird den Inhabern des „Erblehngutes“ zu Sterneck sogar das Recht eingeräumt, von jedem Floß, welches den Heimbach passiert, ein „Sperrgeld“ zu kassieren.

Für das Jahr 1863 wird vom Oberamt Sulz festgestellt, dass jährlich etwa 40 Flöße auf dem Heimbach eingebunden wurden. Diese wurden dem Neckar zu geflößt und teilweise bis nach Mannheim gebracht. Es darf angenommen werden, dass von diesem Haupt-Absatzmarkt und dem Umbindeplatz die Reise des Heimbachholzes, verbunden mit Holz aus Murg- und Kinzigtal, noch weiter bis ins ferne Holland ging.

Dennoch, die Zeit des Flößergewerbes ging auch hier bereits dem allmählichen Ende entgegen. Die Eisenbahn rückte von seiner Hauptstrecke in die Seitentäler vor, so auch in das Neckartal. Andere Materialien wie Eisen und Stahl, sowie Kohle lösten Holz als Bau- wie auch als Brennmaterial ab.

Für Wälde, dem Hauptort für die Heimbachflößerei, ist der Abgang des letzten Floßes für das Jahr 1898 festgehalten. Der für andere Orte bekannte und übliche Zusammenschluss der Flößer zu einem genossenschaftlichen Gebilde, einer Gilde, gar einer Zunft oder ähnlichem ist für Wälde nicht festzustellen. Namentlich genannt werden als Flößer für das Jahr 1859 nur Matthias Graf aus Breitenau, sowie die aus Wälde stammenden Johannes und Michael Kilgus, die in Betzweiler ins Bürgerrecht aufgenommen wurden.

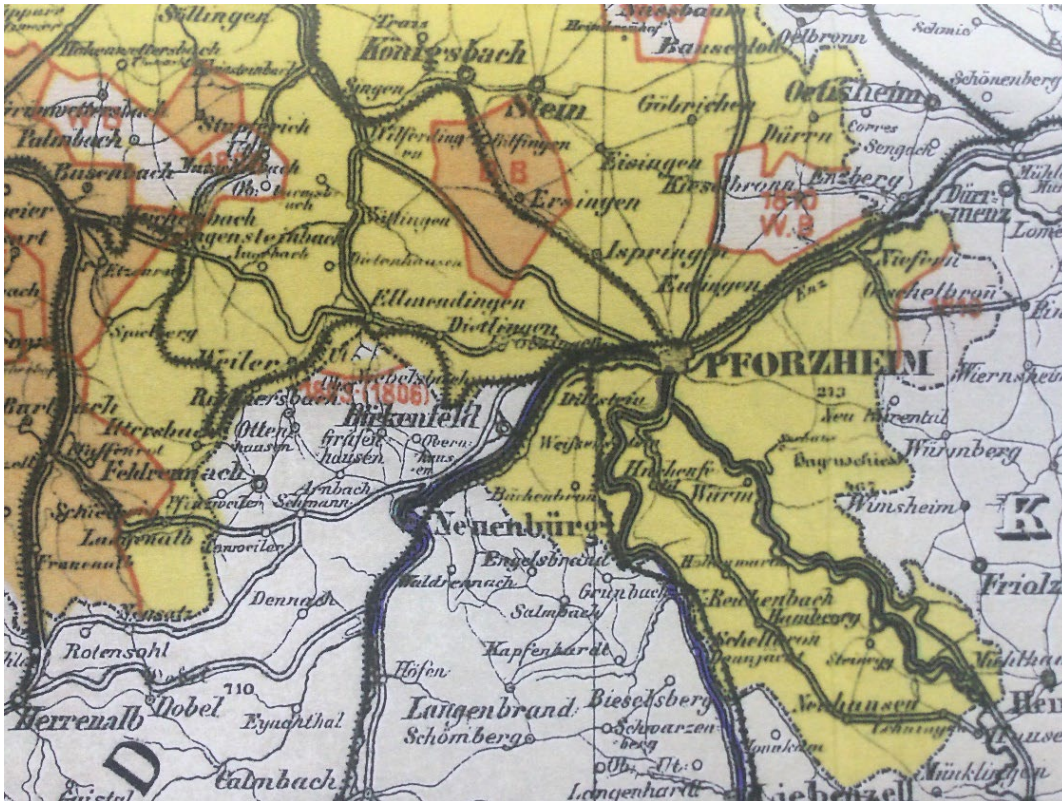
„Klein aber fein“, so könnte man die Heimbachflößerei bezeichnen. Denn auf diesem kleinen Bach-Raum spielte sich so ziemlich das alles auch ab, was anderswo im Großen von statten ging, die vielschichtigen Geldtransaktionen im Besonderen. Außerdem liefert er Informationen darüber, dass selbst kleinste Bäche von erfindungsreichen, wagemutigen Schwarzwäldern und Schwarzwälderinnen für den Scheitholz- und den Langholztransport nutzbar gemacht wurden.

(Quelle: Hummel, Karl-Martin, Flößen auf dem Heimbach, in: Freudenstädter Heimatblätter) Weitere ähnliche Floßstraßen östlich von Freudenstadt waren Glatt und der Quellbach Lauter, deren Flößertätigkeiten ebenfalls auf das 16. Jh. zurückgehen. (An dieser Stelle sei auf die Jahresschriften der

Deutschen Flößervereinigung verwiesen, in denen zahlreiche Artikel über die Flößerei in Deutschland erscheinen, mittlerweile im 28. Jahrgang).

8.4 Weitere Neckarflüsse: Enz, Nagold, Würm, Lauter, nochmals „Pforze“ mit Au, der Flößervorstadt

Hier nun befinden wir uns im Württembergischen, wo die Uhren anders gingen – auch heute noch, mitunter. Und mittendrin liegt Pforzheim – badisch! Fast ist man versucht zu sagen: wie ein Fremdkörper, wie ein dicker, runder badischer Pfahl im württembergischen Fleische, so verdeutlicht es der Blick auf die Karten-Ausschnitte von 1771 bis 1810. Doch gemacht, gemacht! Einen Schritt nach dem anderen.



198 Das gelbe, badische „Pforze“ (Ausschnitt): ist umschlungen vom hier farblosen Württemberg. Konflikte für die badischen Flößer waren an der Tagesordnung. Reich wurde die Flößerzunftvereinigung mit ihren Mitgliedern leider nicht – im Gegenteil. Die selbst-gegebene Satzung verhinderte dies. Ein Flößer musste, sobald ein Auftrag groß genug war, mit einem weiteren Flößer teilen, diesen gewissermaßen aufs Floß nehmen. (Quelle: Badische Landkarte, 1860 – Reprint, Privateigentum)

Den alten Römern begegnen wir auch hier wieder, an der Pforte zum Schwarzwald (röm.: portae silva negra). Hier war es ein Cornelius Aliquandus, welcher der Schiffergilde (contubernio nautarum), einen Weihstein „unten“ in Ettlingen widmete. Der recht rege Personen- und Güterverkehr im gesamten römischen Reich, so auch im Bereich des Schwarzwaldes, bezog logischerweise die fließenden Gewässer auf intensivste Weise mit ein. Hafenanlagen liefern bis heute sprechende Beweise, und seien es nur Holzstücke, die dank dendrologischer Analysen zeitlich exakt zugeordnet werden können.



199 a Pforzheim mit Au im Vordergrund: Mehrere Besonderheiten lassen sich auf dieser Zeichnung erklären: Ein typisch langes Holländer Floß erreicht hier gleich die Brücke, welche die Flößervorstadt Au mit der Stadt rechts verbindet. Ein mehrgestöriges Floß mit zwei „Ellenbogen“ folgt im Hintergrund. Der Flößer an der Sperre ist nun gefordert, durch Einsetzen des Sperrstümmels diese Ellbogen wieder zu „glätten“. Ansonsten könnten Brücke und Floß Schaden nehmen. (Quelle: Archäologische Untersuchungen zu Pforzheim, Arch. Institut Freiburg: Rückseite des Umschlags).



Blick auf Pforzheim, Mitte 18. Jb. Auf der Enz bei der Altstädter Kirche ein langes Floß.

199 b Pforzheim-Au: Ähnliche Zeit, ähnliche Situation: Die Staffage im Vordergrund dürfte hier der Realität besser entsprechen haben als oben. Au ist deutlich sichtbarer, die Flößerei ebenfalls. (übernommen aus Dr. Max Scheifele)

Im einleitenden Teil sind die römischen Straßen-Verbindungen, ausgehend von Straßburg, in die verschiedenen Himmelsrichtungen knapp dargelegt. Der Kreuzungspunkt Ettlingen, mit dem kleinen unscheinbaren Flüsschen Alb und seinem doch so wichtigen, lang anhaltenden Holztransport darauf, bereits

zu Römerzeiten, liegt auf dem Weg zu den Donaustädten, vor allem Regensburg und Passau. Pforzheim, Calw, Cannstatt gehören zu dieser einst „globalen“ Wegstrecke.

Für die Flößerei in Verbindung mit Pforzheim gab es ab dem 15. April 1501 eine erste Flößerordnung mit insgesamt 40 Artikeln, erlassen von Markgraf Christoph. Hoheit und Geschäftsführung wurde einem herrschaftlichen Amtmann übertragen. Diesem waren vier Verordnete der Schifffahrt („Zunftmeister“) per Los der „gemeynen schiffen und flotzern“ beigeordnet und durch eidliche Verpflichtung

gebunden, die Einhaltung der Ordnung mit Geschäftsführung und Rügung zu gewährleisten. Diese erfolgte im Sinne einer kontinuierlichen Geschäftsführung alle zwei Jahre, zeitlich versetzt. Zur Verbesserung des Holztransports baute die Stadt Heilbronn die Floßstrasse entsprechend aus. Denn mit der Neckarmühle gab es bis dahin ein großes und gefährliches Hindernis.

In der kurzen Zeit zwischen 1476 und 1501 gab es in Pforzheim eine Zunft oder ein zunftähnliches Gebilde („Pforzheimer Flößerzunftverein“)

Folgend einige der insgesamt 18 Vereinbarungen und Festlegungen:

- ***Nur Pforzheimer und in der Markgrafschaft ansässige Personen durften flößen und Flößer werden.***
- ***Im Sinne der Arbeitsteilung durften Flößer keine Holzfäller sein und umgekehrt Holzfäller keine Flößer sein.***
- ***Mit einer gemeinsamen Kasse sollte die Floßstrasse erhalten werden, bei einem jährlichen Beitrag von 1 Gulden.***
- ***Gegenseitiges Verdingen war nur in Notfällen erlaubt.***
- ***Ab einem Holzwert von 60 – 100 Gulden musste ein zweiter Teilhaber, ab 160 Gulden ein Dritter Teilhaber eingebunden werden. Dieser zusätzliche Teilhaber wurde per Los bestimmt.***
- ***Pro Jahr durften maximal 5.000 Stück Holz verflosst werden.***

Zweck dieser Festlegungen war der eigene Schutz der Flößer und ihrer Verdienste in Verbindung mit der Verhinderung kapitalistischer Betriebe. Reichtum zu erlangen war für die einzelnen Flößer bei Einhaltung dieser Bestimmungen nicht möglich.

Die Pforzheimer Flößer bewohnten ab dem 13. Jahrhundert die südlich der Enz gelegene Stadt Au, umgeben von einer eigenen Stadtmauer mit Toren und Türmen, darunter dem „Schelmenturm“, wo sie eng bedrängt zusammenwohnten. Mit dem „Rössle“ hatten sie ihre eigene Wirtschaft. In der Augasse, der späteren Holzgartenstraße befand sich der Holzgarten mit Einbindestelle und Polterplätzen.



200 Pforzheim: Die badischen Flößer in Pforzheim hatten ihre eigene Siedlung, jenseits der Stadt: die Flößervorstadt Au. Heute ist davon wegen der dichten Bebauung leider nichts mehr zu erkennen; auch weil die Enz im Stadtbereich über eine längere Strecke gestaut ist. (Quelle: Stadtmuseum Pforzheim) Ein Radausflug entlang der Enz und eine längere Strecke durch den Wald ist sehr empfehlenswert. Eine „abenteuerliche“ Floßfahrt kann man mit ein wenig Phantasie sehr gut nachempfinden, zahlreiche Schleusen und Wehre einbezogen.

Emil Strauß beschreibt in seiner „Novelle Euphemia“: „Die Vorstadt rechts über dem Wasser ist die Au, dort wohnen wir. Das dritte Haus am Wasser, das mit dem Erker, ist unser. In dem Erker sitzt der Vater und das Zipperlein und guckt aufs Wasser, ob kein Floß kommt.“

Das Zipperlein als Berufskrankheit – ein sehr milder Ausdruck für sehr früh beginnende und lebenslang dauernde Beschwerden, hervorgerufen durch das meist kalte bis eiskalte Wasser.

1575 fielen die Ämter Liebenzell, Altensteig an Württemberg. Die Pforzheimer Flößer verloren damit ein großes Einzugsgebiet und gerieten in eine unvorteilhafte Randlage. 1689 kam es zur Zerstörung der Vorstadt Au. (Zur Erinnerung: bei Hochwasser oder drohendem Hochwasser war die Flößerei einzustellen! Wer entscheidet?)

1725 wurde den Pforzheimer Flößern der Holzhandel verboten. Denn Württemberg legte großen Wert darauf, den Holzhandel in „eigener Gand“ zu behalten. Es wurde ihnen, den Flößern, immerhin die Beteiligung an Compagnien ermöglicht. In Calw entwickelte sich aus der Textilfabrikation eine Zeughandels-Compagnie, die den Holzhandel einschloss.

Am 18. März 1747 kam es nochmals zur Gründung eines „Neuen Flößer-Zunft-Vereins“, bei Orientierung an der Ordnung von 1501. Nach wie vor galt: zu Wohlstand gelangte weder diese Zunft noch ihre Mitglieder. Jedoch: im Jahre 1789 wurde zum Schutze der Witwen und Waisen eine Flößerwitwenkasse gegründet.

In den Jahren von 1886 bis 1895 kamen durchschnittlich auf Nagold und Enz jährlich 159 Flöße in Pforzheim an bzw. fuhren durch Pforzheim; von 1895 bis 1905 waren es im Durchschnitt noch 59 Flöße, im Jahr 1906 waren es nur noch 21 Flöße (Quelle: Edmund Rebmann, Das Großherzogtum Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher Hinsicht dargestellt. 1912)

Zum Vergleich: Auf der Murg waren es in den vergleichbaren Zeiträumen durchschnittlich 642 pro Jahr (1886-1895), danach nur noch 14 im Durchschnitt (1896 bis 1905); für das Jahr 1906 werden gerade noch 3 Flösse verzeichnet.

(Quelle: Hans Georg Zier, Pforzheim – Geschichte der Stadt, 1982, 400 S.)



201 „Pforze“: Stahlstich (Privatbesitz) mit Sicht auf die Stadt von Westen. Rechts, mit der Brücke verbunden und nur andeutungsweise erkennbar, die Flößervorstadt Au

Ergänzend sei nachfolgend die „Flößerei am obersten Neckar“ kurz dargelegt, somit die Floßbarmachung des Neckar von Rottweil bis Oberndorf. Hier war es – wie so häufig – ein Gastwirt, der Kreuzwirt Ignaz Fleig von Villingendorf, der im Auftrag des Staates die Herstellung der Floßstraße vom Keltenberg bis Thalhausen übernahm. Dazu erwarb er um 1830/31 eine beim Keltenberg am Neckar gelegene Wiese und verwendete sie als Einbindestelle. Finanzielle Probleme, offengelegt durch das Forstamt Rottweil, zwangen ihn, um 1850 diese Einbindestelle für 2.400 Gulden an die Firma und Compagnie Stälin von Calw zu verkaufen. Diese ließ ausschließlich die von ihr gekauften Hölzer dort lagern. Andere Holzhändler durften diesen Platz nicht anfahren. Ein von der Grundherrschaft (Stadt Rottweil) gewünschter Wettbewerb konnte sich nicht einstellen. Mit Hilfe des Forstamts wurde unterhalb der neuen Pulvermühle ein neuer Einbindeplatz angelegt. Dazu kam eine Wasserstube mit drei Ablässen, damit der bestehende – und heute noch sichtbare – Mühlbach geschwellt werden konnte. Die Stadt und die Finanzverwaltung übernahmen die Errichtung einer Einbindestelle, Herrichtung und Unterhaltung von Floßstraße und Floßgasse, sowie die Herstellung eines „tauglichen Weges zwecks Holzbeifuhr“ kostenfrei für die Flößer. Dennoch oder gerade deshalb kam es in der Phase der Realisierung zeitweise zu chaotischen Zuständen. Die Stadt Rottweil übernahm per Vertrag vom 29. April 1852 die Haftung für Schäden, welche infolge des Floßbetriebes an der Pulvermühle entstehen sollten – und auch entstanden. Fazit: die Flößer griffen zur Selbsthilfe und sorgten für einen „soliden, nicht zu beanstandenden Zustand“. 1854 wurde die maximale Länge der Flöße auf 1000 Fuß = 286 m begrenzt. Zum Vergleich: Kinzigflöße wurden 1867 auf maximal 600 m beschränkt, da sie vereinzelt bis zu 750 m Länge erreichten; durchschnittlich waren sie ebenfalls bei 200–250 m lang.

Persönliche Anmerkung: Sehr lohnend ist es, den Neckar-Radweg hier in Rottweil zu beginnen. Zum einen, weil man sich auf den Spuren der Römer befindet – Reste einer Therme befinden sich unmittelbar neben diesem Radweg. Rottweil lag zudem am Kreuzungspunkt mehrerer Römerstraßen. Rottweil hatte keine Garnison, auch kein Kastell; allerdings über längere Zeit hinweg sechs verschiedene Lagerstandorte. An den Ruinen einer Therme führt der Radweg unmittelbar vorbei. Nach der Stadt fährt man eine lang gezogene Straße wieder hinunter zum Neckar. Dort befindet sich mit dem „Gewerbepark Rottweil“ ein industrielles Kleinod. Fernab der Stadt und jeglicher sonstigen Besiedlung wurde hier eine Pulverfabrik errichtet. Munition für Jagdzwecke wie auch für die diversen Kriege wurde entwickelt und produziert. Kaiserlicher Besuch gehörte dazu. Das besondere sind die Gebäude in ihrer architektonischen Vielfalt – der Zeit der Jahrhundertwende, Das bildreiche und mit 12 € überaus preiswerte Buch sollte man sich nicht entgehen lassen. Zu erwähnen ist der weithin sichtbare Aufzug-Testturm.

Bereits im Jahre 1342 (!) gab es zwischen dem damaligen Baden und Württemberg eine Floßordnung – „Floz-Ordnungs-Pacto“ – der sehr früh bereits die Flüsse Enz, Nagold, Würm und Neckar umschloss, im Vergleich zu anderen Flößer-Regionen. Geregelt wurde die „gebundene Flößerei“, also die Langholzflößerei, nicht die vermeintlich naheliegendere Scheitholzflößerei, die Trift, mitunter auch Wildflößerei genannt. Man durchfuhr gegenseitig betroffenes Territorium. An Scheitholz = Brennholz herrschte kein Mangel. Es war überwiegend auch hier „siedlungsnah“ zu beschaffen. Also begnügte man sich mit zeitlich befristeten Einzelverträgen mit dem jeweiligen Landesherrn, je nach aktuellem Bedarf.

Für 1550 liegen erste Informationen über die Scheitholzflößerei = Trift auf Enz und Nagold vor. Vertraglich vereinbart wurden zwischen Württemberg und Baden der Verkauf von „Quanti Floz Brennholz“, geflößt für das badische Pforzheim. Geliefert wurde auf Enz, Eyach und Nagold aus den württembergischen Herrschaftswaldungen. Die flößbare Zeit war zwischen „Midfast“ (Ostern) und „Galli“ (16. Oktober). Wer trägt die Kosten für Bau und Unterhalt sowie den Ersatz der mit Sicherheit zu erwartenden Schäden? Baden. Wer denn sonst!

Bereits nach wenigen Jahren war das Ende dieser „Kooperation“ gekommen. Zu groß waren die Schäden an Mühlen und Bach- und Flussufern. Zu hoch auch in der Folge die Schadenersatzforderungen und -leistungen.

Bis 1748 wurde die Nachfrage nach Holz im Unterlauf der Enz auf etwas sonderbare Weise geregelt: sie erfolgte als Oblast = Transportgut auf den Langholz-, auch Bauholzflößen. Dafür gab es die Bezeichnung „Brennlastflößen“ (Brennlast, Brennlöss, Brennlost). Als Holzarten durften nur zu Brennholz brauchbare entastete Baum- oder Wipfelstücke verwendet werden. Das Angebot reichte bald nicht mehr; denn die Städte, die Gewerbebetriebe, die Garnisonen – und nicht zu vergessen: die fürstliche Hofhaltung – mussten befriedigt werden.

Als ein Beispiel besonderer Art sei der Basler Samuel Burckhardt als „Admodiateur“ (Unternehmer im Sinne von Pächter) erwähnt, der mit seiner Familie von 1739 bis 1833 die „Pforzheimer Schmelz- und Schnitter- Werker“ betrieb. Per Akkord (= Vertrag) sicherte er sich jährlich 5.000 Klafter = 12.000 Kubikmeter Brenn- und Kohlholz.

Immer wieder auftretender Brennholzmangel, verbunden mit Holzverteuerung, führte zu einem Scheitholz-Vertrag, dem bereits erwähnten „Wildbader Rezeß“. Dieser Mangel an Brennholz zeigte sich besonders im unteren Bereich der Enz sowie am Neckar. Neue Bezugsmöglichkeiten galt es zu erschließen. Seit 1731 gab es bereits deshalb Verhandlungen mit Baden-Durlach, um auf der badischen Enz Scheitholz zu flößen. Restholz sollte besser für Brennholzzwecke genutzt werden: Wipfel der Holländerstämme, Abfall-, Bengel-, Wipfelholz generell.

Die folgenden (auszugsweise acht von 18) Punkte umfasste dieser „Wildbader Rezeß“:

- *„Scheiterholzflößen“ auf „ewige Zeiten und beliebige Mengen“;*
- *Einführen der Scheiterholzflößerei; Ende der Brennlastflößerei;*
- *Freistellung, ob durch private Entrepreneure oder ein staatlicher Selbstadmonistrator das Holz liefern sollte;*
- *Ein amtlich bestellter Holzmesser stellt an den Ausziehstellen per Urkunde die Holzmenge fest;*
- *Um Behinderungen zu vermeiden, findet Trift im Winterhalbjahr, Langholzflößerei in der übrigen Zeit statt;*
- *„Nachtrieb“ für liegen gebliebene Scheiter wird an Sonn- und Feiertagen durchgeführt – „ohne ärgerlichen Tumult, oder Gelärm“,*
- *Regelung von Zoll, Flussgeld, Kostenverteilung für Wasserbauten, Schadensersatzregelungen für Fisch und Fischwasser. Hierzu erfolgt jährlich eine Wasserschau durch eine Kommission;*
- *Besonderheiten zugunsten der Pforzheimer Eisenwerke: sie erhalten zu „billigem Preis“ überschüssiges Brennholz zum Verkohlen;*

Dass es für Holzdiebstahl in Verbindung mit der Flößerei besonders hohe Strafen gab, sei hier erneut betont; im Vergleich zu „normalem“ Holzdiebstahl, den die Obrigkeit großzügiger ahndete. Doch wo und wie zog man die Grenze?

Mit Ende des 18. Jahrhundert bahnte sich eine Energiekrise an, welche die so wichtige „Unterländer“ Holzversorgung gefährdete. Ein Blick zu unterschiedlichen Zeiten auf alte Karten macht dies verständlich. Nach Pforzheim folgen flussabwärts zahlreiche Städte, deren Bevölkerungswachstum mit stetig anwachsendem Brenn- und Bauholzverbrauch einherging.

Da sind die Städte Tübingen, Bietigheim, Bissingen, Stuttgart, Leonberg, Ludwigsburg, Heidelberg, u. v. a. m. Sie alle brauchten – alltäglich und ganzjährig - Holz, Brenn- und Kohlholz, und Bauholz, offenkundig mehr als „siedlungsnah“ zu ernten war. Das Stapelrecht, von dem so kleine Siedlungen wie Willstätt ebenso Gebrauch machten wie die großen Städte Heidelberg, Basel oder Magdeburg, zwang die Flößer, ihr „gemeines“ Holz mindestens einen Tag lang allgemein zum Verkauf anzubieten. Nach alles vernichteten Bränden wie in Basel und Magdeburg ist diese Maßnahme voll verständlich. In Willstätt war es wohl eher die Geldgier der Grundherrschaft.

Die Durchführung der Scheiterholztriebe erfolgte auf überaus raue Weise: Kahlschläge, Räumen des Waldes, so dass „nicht ein floßbarer Prügel von Ästen oder Gipfeln im Schlage“ liegen bleiben sollte. Ein Gutachten der obrigkeitlichen Rentenkommission kam sogar zu dem Schluss, dass „dies für Wald, Publikum und fürstliche Kasse“ vorteilhaft sei. Letzteres dürfte an erster Stelle gestanden haben – bis ..., ja bis kein Wald mehr da war.

Die Scheitholztriebe an den Oberläufen der Enz und deren Quellbächen erfolgte überwiegend per Schlitten. Benachbarte, also fremde und folglich auch badische Waldungen (Enzklösterle, Wildbad, Neuenbürg, Kaltenbrunn, sogar Gernsbacher Murgschifferwaldungen) wurden in Anspruch genommen.

Zwischen den einheimischen Holzhauern und den „Tyrolern“ bestand ein Lohngefälle zu Ungunsten der Gastarbeiter / Fremdarbeiter (100 zu 70). Letztere wanderten daher zunehmend in die Eisenwerke Christophstal unterhalb Freudenstadt ab. Ihr katholischer Glaube, der einen katholischen Pfarrer notwendig gemacht hätte, führte zu folgender Intervention von evangelischer Seite: im Krankheitsfalle sollte die Betreuung „ohne die mindeste öffentliche Zeremonie“ erfolgen. Der Tod hatte „in aller Stille und ohne Geläut“ von statten zu gehen, bzw. begangen werden.

Pforzheimer Fazit: Für die badischen Flößer und Schiffer im Raum um Pforzheim galt sehr früh, dass sie sich aufgrund obrigkeitlicher Anordnung genossenschaftlich zusammenschließen mussten. Ihre Wurzeln liegen in der Gründung einer losen und freiwilligen Interessengemeinschaft zur Organisation und Ordnung des Holzhandels und Floßbetriebes (Herrichten und Unterhaltung von Floßstraßen, Beherrschung der Arbeits- und Marktverhältnisse und den darin enthaltenen Risiken). Der Genossenschaftsgedanke erweist sich sehr früh als das Ideal für die Flößerei: gemeinsames, gleichberechtigtes, verantwortlich-verpflichtendes Planen und Handeln. Zunftartige, zunftähnliche Normen / Statuten prägen ihre Arbeit. Denn Markgraf Christoph I. von Baden (1475 – 1527) zeigt sich als weitsichtiger Förderer von Wirtschaft und Gewerbe. Die Flößer bilden das älteste Gewerbe in Pforzheim. Ihre in Inhalt und Umfang gestaltete Ordnung entspricht weitgehend der der Murgschifferschaft des Jahres 1488. Im Gegensatz zu diesen waren die Pforzheimer Flößer jedoch keine Waldbesitzer. Daher sind sie gezwungen – ein Blick auf den Kartenausschnitt zeigt es überdeutlich – Holzzukäufe im württembergischen „Ausland“ zu tätigen. Sie besitzen auch keine Sägemühlen. Im Umfang von Holz Mengen und Geldumsatz sind sie streng begrenzt. Auch besitzen sie grundsätzlich keine Handels- und Gewerbefreiheit. Als Hauptschiffer und „Meister“ betreiben sie das Holzgewerbe als selbständige Floßherren und Unternehmer. Sie müssen Pforzheimer freie Bürger (also nicht leibeigen sein), das Mannrecht besitzen und verheiratet sein. Als solche besitzen sie durchaus ein monopolistisches Privileg, welches wirtschaftlich jedoch sehr eingeeignet ist (siehe unten). Durch die Verpflichtung auf ein Jahr, mit jeweiligen Verlängerungen, sowie der Möglichkeit vom Knecht zum Schiffer zu wechseln (et vice versa!) und der Begrenzung auf ein Holzgewerbe wird die Gefahr schädigender Konkurrenz vermieden und werden die knappen Arbeitsplätze gesichert. Für Notsituationen (Hochwasser als ein Beispiel) gelten Ausnahmeregelungen, wie generell ähnlich auch anderswo.

Prägendes Ziel war ein sicheres Auskommen für Alle. Zu diesem Zweck wurde das jährliche Maximum auf 5000 Stück Holz und Borten bei Strafe beschränkt. Der Amtmann teilte zu und zwar an jeweils zwei Partner. Sehr bescheidener Kleinhandel, Kleinbetrieb, bei 200 bis 250 Gulden (Zum Vergleich: Murg- bzw. Rheinschiffer konnten bis zur fünffachen Holzmenge vermarkten, bei Werten zwischen bei 30 – 35.000 Gulden, Jakob Kast gilt hier als das wohl markanteste Beispiel für den gesamten Schwarzwald. Er konnte sehr reich werden, dies nicht allein zum eigenen Vorteil – wie Schuldnerverzeichnisse belegen).

Die Schifferrechte sind vererblich (so in den „zunftigen“ Familien) und können von Fremden erworben werden, bei einem Eintrittsgeld von einem Gulden. Im Todesfall darf auch hier die Witwe durch einen Knecht das Flößergewerbe weiterbetreiben, wenn nicht ein Sohn eintreten kann, Mindestalter 16 Jahre.

Die Knechte (Waldknechte, Wasserknechte: „uff dem Wasser das Land ab fahren“) erhalten als Taglohn Geld und Zehrung. Für die Dauer eines Jahres stehen sie in einem festen Beschäftigungsverhältnis; für eigenen Holzhandel erhalten sie jedoch keine Erlaubnis.

Für ihre württembergischen Kollegen an Enz und Nagold gab es kein Zunftwesen. Ihre Vorschriften hatten mehr technischen und polizeilichen Charakter. Flößer waren hier Wald-, Wildflößer; denn Fernhandel fehlte noch. Daher waren sie Tagelöhner in fremden Diensten ohne jeglichen Kapitalbesitz, bestenfalls konnten sie als selbständige Flößer tätig sein. Sie wohnten in Calmbach, Wildbad, Neuenbürg. Die badischen Holzhändler erweisen sich als gute und sichere, verlässliche Abnehmer des württembergischen Holzes. Bauholz, Schnittware, Sägeblöcke gelangen nur bis ins badische Pforzheim und der Flößervorstadt Au. Dort kaufen die Schiffer diese Ware und flößen selbst weiter. Vorerst!

Die Beziehungen zu den Grundherrschaften = Herrschaftshäusern werden als gut, eng und sogar als freundschaftlich überliefert.

Mit dem zunehmenden, sehr profitablen Fernhandel im Laufe des 17./18. Jahrhunderts ändert sich dies. Jedoch: die Flößer von Au bleiben letztlich als verarmte Flößer auf der Strecke.



202 Flößervorstadt Au: Mit Überschwemmungen musste hier, so nah an Zusammenfluss von Enz und Würm, immer gerechnet werden. Ob der Schelmenturm ähnliches ausdrückt, wie die Schelmen der Flößergilde in Kehl, muss (hier noch) offenbleiben. (Quelle: Dr. Max Scheifele)

8.5 Nagold und Würm – ihre Vereinigung mit der Enz bei Pforzheim

Scheiterholz-Flößerei auf diesen Flüssen war immer schon von geringem Umfang. Die Bedeutung der örtlichen und zudem überörtlichen Brennholz-Versorgung überwog. 1729 kam es sogar zu einem Verbot der Scheiterholz-Trift. Zu groß waren auch hier die Schäden an den Wasserläufen und Wasserstufen. Brennholz durfte daher nur noch in Gestören transportiert werden. Andererseits wurde die kleine Waldach ab dem 27. September 1736 per herzoglichem Dekret für Scheiterholz flößbar gemacht.

Die „Zeug- und Färber-Compagnie“ in Calw errichtete Schwallungen und Nebenschwallungen in den Seitentälern an Kropfbach (der sog. Kropfstube) und Schneitbach. Sie stellt ferner ein Beispiel dar, wie aus einem artfremden Gewerbe aufgrund des vorhandenen Kapitals Holzhandels-Gesellschaften bzw. Beteiligungen daran entstanden. Ein 1737 errichteter herzoglicher Holzgarten arbeitete oftmals dagegen mit Verlusten. Entlang des Enzgebiets wurden Holzgärten in Bissingen, Vaihingen, Bietigheim; so auch in Pforzheim eingerichtet.

Hauptabnehmer waren der Hofstaat in Ludwigsburg, die Kasernen in Ludwigsburg, Stuttgart, Asperg, ein Waisenhaus und die hohe Temperaturen benötigende Porzellan-Manufaktur, ab 1818 die Saline Friedrichstal. Zur gerechten, zuverlässigen Abwicklung der Holzlager-Geschäfte wurde ein „Holzfaktor“ als herzoglicher Rat bestellt, sowie Holzmesser, Aufseher und Holzaufseher angestellt. „Holzgartenstraßen“ erinnern allenthalben an diese einstigen Örtlichkeiten.

Aus meiner Kindheit: *Als kleiner Knirps und Volksschüler durfte ich in den Sommerferien mehrere Male zu meiner Lieblingstante väterlicherseits, der „Tante Zenzi“ (Kreszentia), nach Nürnberg reisen, um dort ein paar Wochen in der Großstadt zu verbringen, anfangs noch in Begleitung meines Vaters oder meiner Mutter. Meine Tante wohnte mit ihrem Mann, meinem Onkel Gottfried, dem Dampflokomotivführer, in der Holzgartenstraße 4, im obersten Geschoß mit schrägen Wänden. Vom Wohnzimmer aus, meinem Schlafzimmer, konnte ich hinunter und hinüberschauen auf die andere Straßenseite, wo sich hinter einem langen und hohen Bretterzaun der große Holzgarten befand. Ein Kohlelager gehörte ebenfalls bereits dazu. Ums Eck herum war eine kleine Wirtschaft, wo fast allabendlich mein Onkel seine Biere trank und seine „Virginier“ rauchte, während meine Tante in der Küche mit half und ich mit dem gleichaltrigen Sohn, dem Hansi, auf dem Gelände des Holzgarten verbotenerweise mit anderen Buben spielten. Nach Feierabend stürten wir niemanden; Zerstörungen lagen nicht in unserer Fantasie. Verstecken, „Räuber und Gendarm“ waren unsere Spiele, für die ein solches Gelände ideale Bedingungen bot. Straße und Straßennamen existieren heute noch, das Lagergelände musste längst der Wohnbebauung weichen.*

Die Besichtigung der Nürnberger Burg, der Dutzenteich sowie eine Rudertour darauf mit Onkel und Tante gehörten zu dieser Ferienzeit – und das beeindruckende Aufmarsch-Riesengelände mit seinen diversen Gebäuden und Anlagen des „Tausend-jährigen Reiches“. All dies unvergesslich – restlebenslaufzeitlang. Dazu die gewaltige Burg sowie das Albrecht-Dürerhaus in unmittelbarer Nachbarschaft. Bohnensuppen, Bohnensalate und Bohnengemüse nicht zu vergessen Denn dafür war meine Tante in der gesamten übrigen Verwandtschaft berühmt, auch berüchtigt. Ich liebe Bohnengerichte jeglicher Art bis heute.

Der Sohn Gustav, mein Taufpate, galt viele Jahre als im Russlandfeldzug vermisst, bis viele Jahre später vom DRK die Nachricht kam, dass er kurz vor Kriegsende gefallen war. Ich sollte ihn nie kennenlernen – und doch begleitet er mich mein ganzes Leben lang. Auch durch ein Foto, welches ihn mit seinem Freund auf der Zugspitze zeigt. Auf diesen Berg, dem höchsten Deutschlands, musste ich folglich auch „klettern“. Vor allem die Wanderung durch das herrliche Reintal ist bis heute präsent geblieben.

Zur Erinnerung an diese überaus lebhaften Zeiten der Scheitholztrift wird bis heute ein „Holzklobenfest“ veranstaltet. Bis zu 300 Personen, „eine ziemliche Menge Volk“, mitunter das gesamte Dorf, war vonnöten. Einst 3 Wochen lang mit Ausziehen, Aufsetzen und Abführen der Scheiter. Vom Ort des Einwerfens ab zog sich oft ein „gigantischer Lindwurm“ auf dem Wasser dahin. Dass es vom Waldort bis zum Holzgarten zwischen zwei und vier Jahre lang dauern konnte, ist kaum vorstellbar. Einen Verlust des Holzes von 2–5 %, verursacht durch Diebstahl und Sinkholz, versuchte man durch den „Nachtrieb“

zu minimieren. Dr. Max Scheifele nennt bis zu 10% als Verlust, auch höhere Werte tauchen in der Literatur auf.

Die Würm war für die Trift von sehr geringer Bedeutung. Ein nahes Eisenwerk dort war Hauptabnehmer für Holz.

1850 war das Ende der Scheitholztrift gekommen. Die Rentabilität der württembergischen Scheitholz-Holzgärten nahm ab 1820 stetig ab und mündete – wie übrigens ebenso im badischen, deren Ende 1830 besiegelt war – zusehends in Verlusten. So Ende 1858 in Nagold. Dies wiederum führte in Pforzheim (badisch!) zu steigenden Holzpreisen. Die Pforzheimer Bürger antworteten mit einem Aufstand, indem sie das Forsthaus anzündeten.

Mit Beginn der Siedlungstätigkeit benötigten die zahlreicher werdenden Menschen den Wald bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als die vorrangige direkte wie auch indirekte Nahrungsquelle. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts fanden zeitweise große Rodungen statt. Ursache hierfür waren das rasante Wachstum der Städte mit entsprechender Bautätigkeit. Verbunden mit diesem Wachstum war ein steigender Bedarf an Brennholz. So auch im nördlichen, mittleren und östlichen Schwarzwald.

Die „Waldweide“ für Schweine (Eckerich), Kühe, Pferde (für letztere waren Eicheln ungenießbar, ja giftig) und weitere Tiere war fester Bestandteil der Nahrungserzeugung, und spielte somit eine elementar bedeutsame Rolle im Alltag. Waldweide und Holznutzung standen daher in permanenten Konflikt. Hier, wie wohl überall im Schwarzwald, kam es zur Ausdehnung der Waldweide durch Fällen der Bäume, auch verstärkt durch das Abfressen der Büsche und Jungpflanzen durch die vielen Tiere. Dauerhafte Stallfütterung entwickelte sich erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Hinzu kam: das Gewinnen von Harz als Rohstoff für Wagenschmiere und zahlreiche weitere Produkte erfolgte offiziell, jedoch häufig auch unerlaubt. Die betroffenen Bäume waren von minderer Qualität und mussten für die Flößerei besonders benannt werden.

Zudem: die Köhler errichteten ihre Meiler, aus denen sie Holzkohle für die Glasherstellung sowie die sich allmählich entwickelnde Eisenindustrie / -herstellung durch Verschmelzung des Erzes gewannen. Konflikte mit den Flößern auch hier. Denn es war wertvolles Holz, welches ebenso die Flößer gut und gerne verwenden konnten und wollten.

Die Pottaschebrenner (Glasherstellung!) konnten auch Abfallholz, Faulholz, Baumwipfel etc. für ihre Zwecke verwenden. Doch, warum sollten sie? Bequemer war es für sie, „Flößergerechtes“ Holz zu verbrennen. Ein weiterer Konfliktherd für die Flößer.

Von eher positiver Auswirkung waren die Interessen der Handwerker, die gutes Holz für ihre Produkte benötigten. Die naturgegebene Biegung der Äste war für so manche Produkte von Vorteil, weil mit mehr Stabilität und zugleich weniger Arbeitsaufwand für den Holzhandwerker verbunden. Hier jedoch ohne die natürliche Biegung des Holzes – dafür holzwurmstichig. Die hölzernen Wagenräder mit Eisenreif seien als ein Beispiel genannt. (Vergleiche hierzu Bild Nr. 56)

Erste Forstordnungen gab es bereits sehr früh, so die Württembergische von 1540. Die wiederholten und Jahrhunderte andauernden Verwüstungen des Schwarzwaldes konnten leider erst sehr spät, wiederholt zu spät, beendet werden.

Als erster und ältester Vertrag, der ausschließlich die Flößerei zum Gegenstand hatte, wird die Vereinbarung zwischen Markgraf Rudolf IV. von Baden und Graf Ulrich III. von Württemberg im Jahre 1342 genannt, dem „Weißen Sonntag“ am 17. Februar. Auf Bitten der Reichsstadt Heilbronn wurden darin die Flüsse Neckar, Nagold, Enz und Würm, für „immer und ewiglich“ für die Flößerei geöffnet. Den

Flößern war stets freies Geleit zugesichert, auch in Kriegszeiten. Damit wurde der Transport von Zimmerholz, Dielen, so auch Scheiterholz und Langholz gesichert. Das Betreiben von Sägemühlen, auch „Plotzsägen“ genannt, nahm wohl hier seinen Anfang. Zahlreiche Bestimmungen über die Größe und Länge der Flöße, der Errichtung und Instandhaltung der Floßgassen, Nutzung der „Floßteiche“, den Wasserstuben, die Höhe der zu zahlenden Zölle blieben über viele Jahrzehnte feste Bestandteile des Flößerei-Gewerbes, so wie dies auf ähnliche Weise überall im Schwarzwald der Fall war. Die sich infolge real notwendig werdenden Marktveränderungen führten auch andernorts zu notwendig werdenden Bestimmungen – wie wir dies bis heute in unserem komplexer werdenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben gleichfalls erleben.

Die Flößer des **badischen Landesteils** hatten, wie erwähnt, ihre Wohnungen in der Flößervorstadt Au „bei“ Pforzheim, genauer: gegenüber auf der anderen Uferseite der Enz. Wie die anderen Handwerksberufe auch, waren hier die Flößer kurzzeitig in einer Zunft zusammengeschlossen – jedoch anders, als im übrigen Baden. Eine Floßordnung von 1501, erlassen von Markgraf Christoph, traf vielfältige Regelungen für die Flößerei:

Nur landesangehörige = ortsansässige Schiffer mit einwandfreiem Leumund konnten Mitglied der Zunft werden.

- ***Flößerwitwen konnten mit einem Knecht das Gewerbe fortführen – sofern sie nicht wieder heirateten.***
- ***Hier war die Konzession, Flöße zu fahren, erblich – im Gegensatz zu anderen Gegenden.***
- ***Wer mehr als 100 fl (= Gulden) Gewinn erzielte, musste einen oder mehrere Partner aufnehmen. Diese wurden per Los bestimmt, um die „Häufung bestimmter Familiennamen“ zu verhindern – weil dies andernorts zu „Vetterleswirtschaft“ (bayer.: Spezlwirtschaft) führte.***
- ***Die Maße der Flöße waren einheitlich festgelegt, ebenso die Floßzeiten von Ostern bis St. Gallus (16. Oktober). Martini, somit der 11. November, war im Schwarzwald der häufigere Schluss-Termin der floßbaren, floßfreien Zeit.***
- ***Strafen bei Verstößen gegen die Floßordnung waren festgelegt.***
- ***Es gab eine Bruderschaft, die ihren Bruderschaftstag am Montag nach hl. Dreikönig mit Seelenmesse abhielt, gefolgt vom Rügungstag, dem Tag der Jährlichen „Bilanz“ mit Rechenschaftsbericht-Ablegung.***

Diese Bestimmungen entsprechen weitgehend denen der badischen Landesteile entlang des Rheins und seiner Seitentäler und Nebenflüsse. Eigeninitiative wurde hier in der württembergischen Nachbarschaft jedoch nicht nur **nicht gefördert**. Sie wurde geradezu verhindert. Zuzug in Verbindung mit Flößertätigkeit war nicht möglich.

Anders war die rechtliche Situation in Württemberg. Der Landesherr selbst betrieb auf einzelnen Flussläufen die Flößerei gegen eigene Rechnung. Aber auch Gruppen von Waldbesitzern, Einzelunternehmer, öffentliche Kooperationen, vielfach Handelsgesellschaften (Holz-Handelsgesellschaften) konnten per Erwerb einer „Concession“ tätig werden.

Diese Vielfalt an rechtlichen Gestaltungsmöglichkeiten führte dazu, dass es mehr Flexibilität, mehr Geschäftstüchtigkeit, auch mehr Bereitschaft zu unternehmerischem Risiko im Sinne einer wichtigen Investitionsbereitschaft geben konnte, besser: könnte. Die Floßbarmachung von Nebenflüssen von Nagold und Enz waren eine Folge dieser Politik. Das Anlegen von Wasserstuben, Stauseen, die Einführung des „Sperrflößens“, ähnlich der Kinzigflößerei, führten zu rationellerem Flößen.

In der Folge mussten die Flösse der Württemberger in der badischen Flößervorstadt Au nicht mehr umgebunden werden. Sie fuhren einfach durch Au und somit Pforzheim hindurch. Der dadurch entstandene höhere Gewinn der württembergischen Flößer ging zu Lasten der badischen.

Durchaus vergleichbares vollzog sich auf dem Rhein: der Absatzmarkt Holland brachte weitaus mehr Gewinn als der „traditionelle“ in Köln oder Straßburg. Also fuhr man anfänglich an Köln vorbei, bis durch dauerhafte Regelungen die Holzgeschäfte zugunsten Hollands abgesichert waren. Dass sich Köln dennoch prächtig entwickeln konnte, Klüngel hin oder her, zeigt der historische Verlauf der Stadt. Schwarzwald und Frankenwald waren bzw. blieben nicht die einzigen Holz liefernden Wälder.

Kahlschläge in den badischen Wäldern, wie in denen zu Durlach gehörenden, führten ferner dazu, dass den Flößern und dem badischen Holzhandel Holzumsätze und somit Einkünfte wegbrachen. Die Verpfändung der Ämter Liebenzell und Altensteig durch Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach im Jahr 1604 an Württemberg erbrachte auf einen Schlag 100.000 Morgen schlagfertigen Wald. Der Floßtransport der Calwer Holz-(Handels-)Compagnie im Jahr 1715, dem offiziellen Beginn des Holländer Holzhandels, umfasste die beträchtliche Mengen von 14.000 Stück Langholz, 51.000 Stück Kantholz, 292.000 Dielen sowie 158.000 Latten.

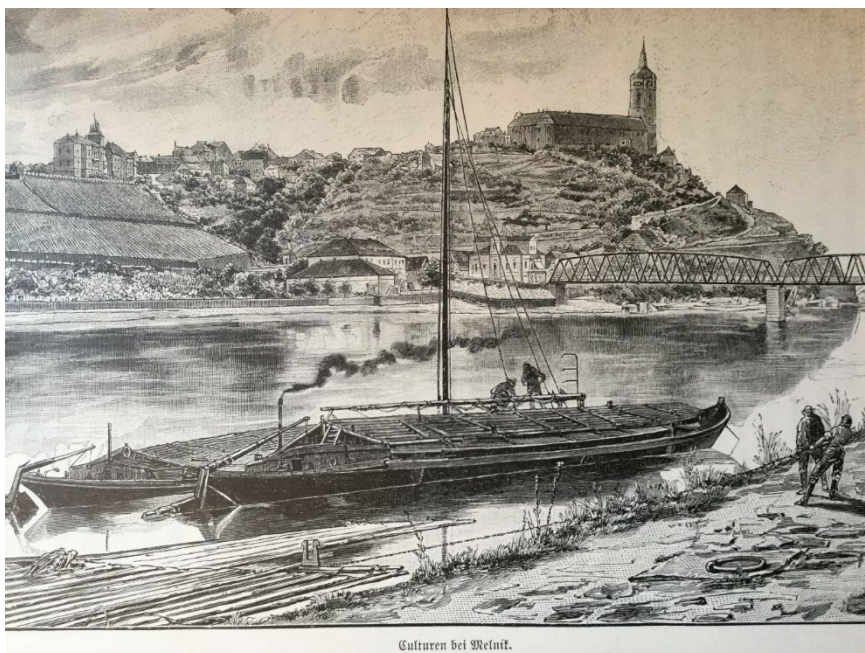
Als Transportgut, „Oblast“, wurden, hier gleichermaßen wie auch anderswo, Fasssauben, Stangen, Weinbergpfähle / Rebstecken, Schindeln, Holzkohle für Schmieden und Eisenschmelzen mitgeführt. Ferner Fässer voll mit Harz als vielseitig Verwendung findender Rohstoff; zudem Getreide, Hülsenfrüchte und weitere landwirtschaftliche Erzeugnisse. Ordenariflößerei kam hinzu, d.h. regelmäßiger Personentransport.

9. Die Absatzmärkte – kleine und große (Nah- und Fernhandel) „Wandel im Handel – Handel im Wandel“

Aus meiner Jugend: Als Industriekaufmanns-Lehrling von 1958 bis 1961, unmittelbar daran anschließend als Kaufmannsgehilfe in der „Kolonialwaren-Großhandlung der Gebrüder Neeb“ mit angeschlossenem Gewürzhandel „en gros“, Marke NEBONA, wurde mir intensiv und somit dauerhaft und nachhaltig vermittelt, mitunter auch eingebläut, wie unverzichtbar und wichtig es ist, dem sich stetigen gesellschaftlichen und ökonomischen Wandel rechtzeitig zu begegnen, wo möglich, diesen auch zu antizipieren, um am Markt bestehen zu können. Als revolutionär konnte man damals das Abpacken von Hülsenfrüchten Erbsen, Bohnen und Linsen in praktische 250 Gramm transparente Cellofantüten bezeichnen. Mein Chef, Herr Neeb, jedenfalls war stolz darauf, diese neuartige Verpackungsart als seine Erfindung anpreisen zu können. Zu Recht. Zu meinen ganz speziellen Aufgaben gehörte es neben anderen, die in schmalen, dünnwandigen Glasröhrchen gelieferten schwarzen Vanilleschoten vor dem Verkauf zu putzen. Denn sie setzten innerhalb kurzer Zeit Schimmel an. Dieser war zwar unbedenklich, sah jedoch wenig appetitlich aus.

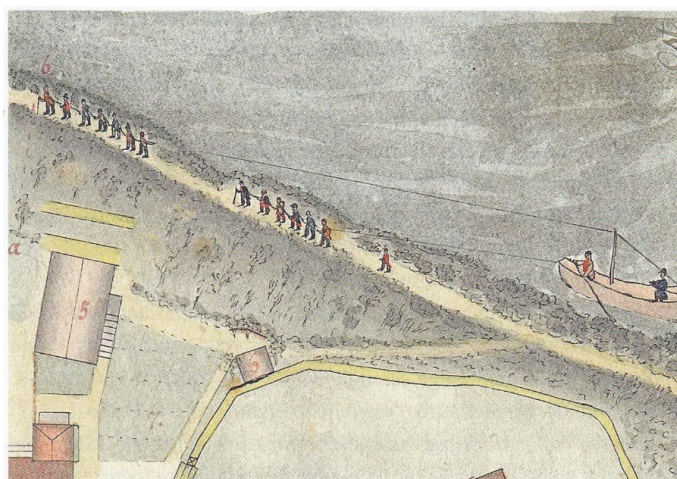
9.1 Straßburg

Hier verweise ich auf das bereits unter 7.2 ausführlich Dargelegte.



203 a, b, c, d TREIDLER: Diese Technik, um Ware gegen den Strom zu transportieren, dürfte so alt sein wie die Menschheit. 6 bis 8 Mann rechnete man für ein Pferd (et vice versa). Hier sind Treidler vor der Kullisse der böhmischen Weinstadt Melnik zu sehen, wo die Moldau in die Elbe mündet. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild) Die weitere Zeichnung zeigt zweifaches: „Schiffsführer“ zum einen an der Mastspitze befestigtes Seil, zum anderen am Bug befestigt (Quelle: Gefahr am Fluss; Schrift des Museum Schiff Lauffenburg, 2022)

Und: Straßburg hatte zudem eigene Schiffer (und Flößer? – solche konnte ich in der Literatur (noch) nicht finden). Flößer dürften entlang der Breusch für Strasbourg tätig geworden sein. Diese sorgten dafür, dass nicht nur überschüssiges Holz auf den Rhein gebracht und von dort stromabwärts gefah-

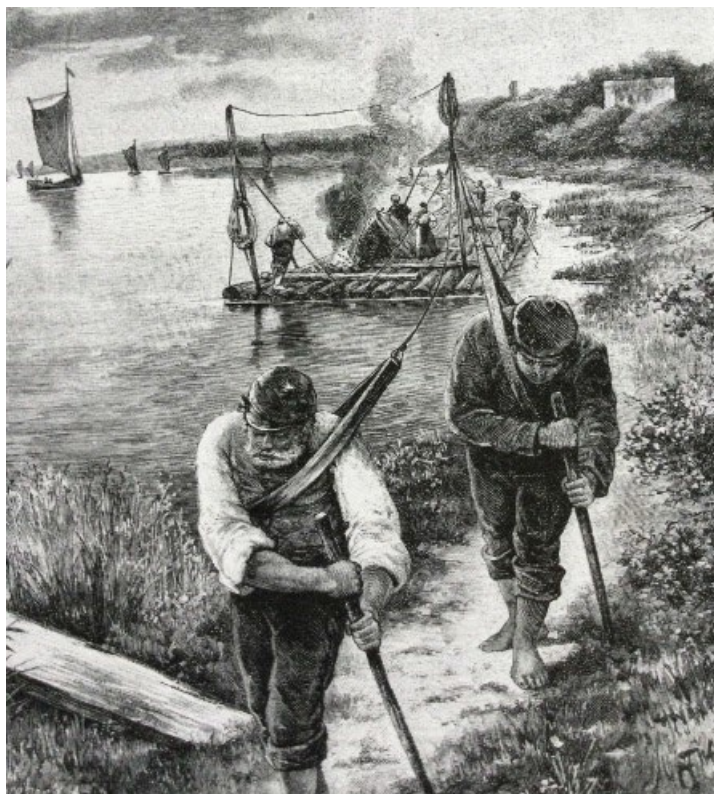


Treidel-, auch Lein- oder Reckpfad genannt. Die Besonderheit hier: Zwei Gruppen treideln: eine vom Bug aus, die andere vom Mast aus. Da die damals verwendeten Materialien für Seile nicht die erforderliche Festigkeit aufwies, waren die Männer gehalten, diese Seile trocken zu halten. (Quelle: s.o.)

wurde. Wir dürfen davon ausgehen, dass ähnlich wie im Schwarzwald Waldbauern die Flösserei in die Städte, so auch nach Strasbourg, betrieben haben.



Treideln einmal auf andere Art und Weise: Die Flößerstiefel für das tiefe Wasser hängen bereit. Es dürfte ein Kehler Flößer sein, zu erkennen einerseits an seiner typischen Kleidung. Ferner: Charles Lallemand begann seine badischen Exkursionen von Strassbourg/Kehl aus. (Quelle: Lallemand, Privatbesitz)



Treidler auf bzw. an der Havel: Ein Grundsatz galt: ein Pferd ersetzt ca. 8 Männer (Quelle: Gartenlaube) Für die Transporte der Römer zu ihren Garnisonen dürfte zudem auf der Rhone der Einsatz des Segels bedeutsam gewesen sein (Mistral!) Treideln war jedoch ebenfalls notwendig, um letztlich bis zu den Garnisonen in Germanien gelangen zu können.

Die Straßburger Schiffer, Flößer und Fischer kannten nicht nur die harten und „sauren“ Zeiten, sondern sie verstanden es ebenso, frohe Feste für sich und die Allgemeinheit zu gestalten. Jeder Sommer brachte die überaus beliebten Wasserspiele auf der Ill. Einige Tage vor dem dazu bestimmten Tag zogen die Schiffer gemeinsam mit den Fischern (wiederum sind wir bei den alten Römern!) in bunten, mit Bändern und Blumen gezierten Kleidern aus der südlichen Krutenau in die Stadt. Dem Zug voraus schritten die Musiker und die Träger der Zunftfahnen. Solchermaßen zogen sie durch die Stadt und luden den „Ammeister“, den „Stettmeister“, die Herren des Rates sowie die Großkaufleute, mit denen sie in Geschäftsverbindung standen, zum Fest ein. Dieses fand am 15. August (Mariae Himmelfahrt) statt (auch der 20. Juli wird verschiedentlich genannt).

Als Festplatz eignete sich keine Örtlichkeit besser als das große, geräumige Fluss-Becken vor der Wilhelmskirche am Fischerstaden, wo sich die beiden Arme der Ill vereinigen und wo sich das Fischertor befand. Andere Örtlichkeiten werden ebenfalls angeführt.

Das Fischerstechen, welches leider nicht mehr geboten wird, war nur ein Teil des umfangreichen Programmes. Da stand auf dem erhöhten Hinterteil eines großen Nachens ein Schiffer mit einer Stange bereit (vgl. römische Nachen). Das vordere Ende der Stange war mit einem Lederpolster versehen. In einer gewissen Entfernung wartete der Kahn des Gegners. Auf ein Zeichen hin ließen die Ruderer die Nachen mit großer Schnelligkeit gegeneinander fahren. Die Ruderer legten rechtzeitig ihre Ruder ins Boot. Nun versuchte ein Kämpfer“, den anderen mit der Stange durch einen Stoß gegen die Brust ins Wasser zu stürzen.

Bei einem **zweiten Spiel** wurde an der Spitze eines Schiffsmastes ein Stück Stoff befestigt. Den Mast bestrich man mit Talg. Wer den Mast hinaufkletterte und das Stück Tuchs herabholte, erntete reichen Beifall. Die meisten jedoch – nicht nur weniger Geschickten – fielen unter lautem Gelächter der Zuschauer ins Wasser. *(Persönliche Ergänzung: bei einem mehrmonatigen Aufenthalt auf der philippinischen Insel Camiguin konnte ich exakt diesen Wettbewerb beobachten. Ich erinnere mich nicht, dass auch nur einziger junger Mann bis zur Spitze des mit Cocosöl bestrichenen Bambusmasten gelangen konnte.)*

Bei einem weiteren, **dritten Spiel** wurden Figuren ins Wasser gesetzt. Deren Köpfe ragten knapp über das Wasser. Nun galt es, vom rasch dahinfahrenden Nachen aus mit einem Degen die Köpfe abzuschlagen.

Ein **viertes Spiel**: Hierbei saßen in kleinen, blau bemalten und mit gelben Lilien bestreuten Schiffen (Nachen) acht Ruderer. In einer Entfernung von 40 bis 50 Metern hatte man auf einem Pfosten im Wasser ein Fass befestigt. In diesem Fass waren Tauben oder andere Vögel eingesperrt. Wiederum: in raschem Vorbeifahren mussten die Ruderer (nach rechtzeitig eingezogenem Ruder) mit spitzen Lanzen die Fassreifen vom Fass abstoßen und auf diese Weise die „Gefangenen“ befreien.

Spiel Nummer fünf: Von einem Ufer zum anderen wurde ein Seil gespannt. Daran waren Ringe befestigt. Wem es von seinem Nachen aus gelang, mit seinem Speer in einen solchen Ring zu stoßen, bewies seine besondere Gewandtheit und erntete reichen Beifall.

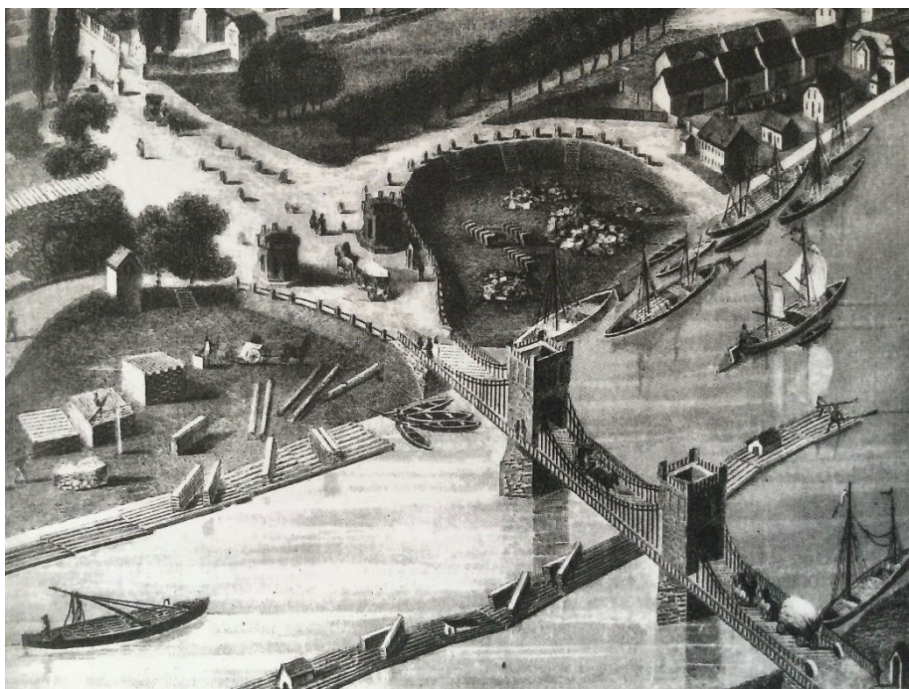
Weiter mit dem **sechsten Wasserspiel**, dem Gänsespiel: Am gleichen Seil wurde eine lebendige Gans locker angebunden. Auf einem schnell geruderten Nachen fuhr man darunter vorbei. Im passenden Augenblick suchte man die Gans zu erfassen. Da diese – von Angst ob der drohenden und unbekanntes Gefahr heftig flatterte – erwies sich dieses Vorhaben als recht schwierig. Auch geschah es, dass beim Zugreifen der Nachen unter den Füßen des Springenden wegfuhr. Der Fänger fiel ins Wasser und musste schwimmend das Ufer oder den Nachen wieder erreichen. Später ersetzte man die Gans durch einen Aal. Wohl auch keine leichte, sondern eher deutlich schwierigere Aufgabe.

Ein interessantes Bild bot eine sehr spezielle „Prozession“: Bacchus, der Gott des Weines, trieb in bzw. auf einem leeren Fass sitzend auf der Ill und ließ sich in den Fluten treiben. Als Gefolge trieben weitere Götter in Kübeln und auf Brettern mit dahin.

Für die Elsässischen Flößer darf die Blütezeit für das 15. sowie der Anfang des 16. Jahrhunderts angesehen werden. Die politischen wie auch die religiösen (u. a. der 30-jähriger Krieg) Umwälzungen führten dazu, dass in der Folgezeit grundlegende Veränderungen eintraten, zuungunsten der Elsässischen Flößer. So auch durch den Holländer Holzhandel.

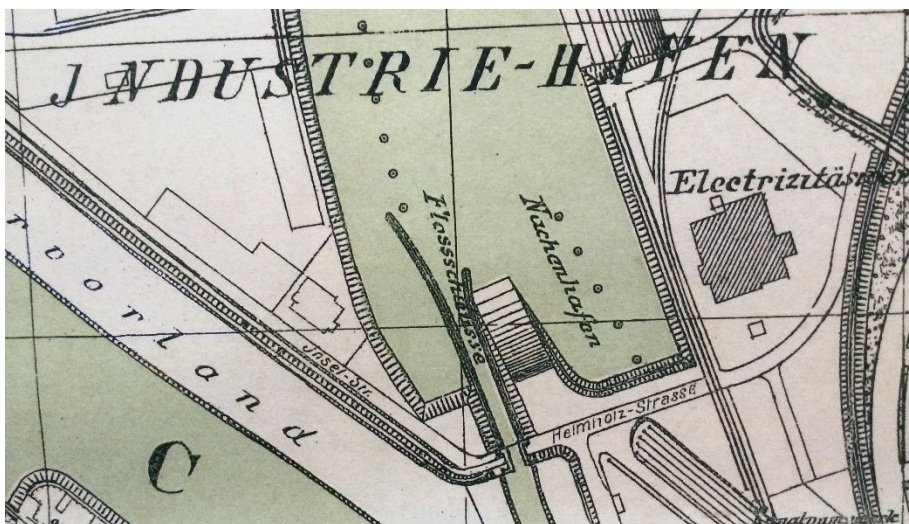
Straßburg, das römische Argentorate, bekam sein Holz vorrangig aus den nahegelegenen Vogesen. Breusch, Sauer, Moder – hier in Verbindung mit Landtransport zum südlich gelegenen Straßburg, aber auch von der badischen Schutter – ebenfalls mit abkürzendem Landtransport bis zum Rhein – waren hier die Transportwege.

Persönliches: Die Ill war für den Holztransport offensichtlich nicht geeignet. Vermutlich lag sie zu weit vom Wald entfernt, war zu sumpfig, zu lang. Die westlich der Vogesen an diesen entlang strömende Mosel war für die Aufnahme der Hölzer besser geeignet; auch, weil hier die Vogesen weniger steil abfielen wie im östlichen Teil dieses Waldgebirges. So auch bestätigt durch eine Ill-Paddelwanderung von Colmar nach Strasbourg.



204 a Floßhafen Mannheim bei der Kurpfalzbrücke: (Quelle: Dr. Max Scheifele, Stahlstich um 1850) Deutlich zu erkennen sind die als Oblast mitgeführten Bretter

204 b Darunter ein vergrößerter Ausschnitt des Stadtplans von 1880 mit der „Flossschleuse“ am Neckar. Die dazugehörige „Floßmarktstrasse“ liegt in diesem Stadtviertel des Industriehafens, auf dieser Karte jedoch nicht mehr sichtbar.



204 c Schließlich ein Ausschnitt der „Umgebungskarte Ludwigs-hafen am Rhein“ von 1933 (Privatbesitz). Die „Friesenheimer Insel“ bietet sich geradezu als Ort der Einbindung für die Kapitalflüsse nach Holland an,



Mannheim galt bereits sehr früh als zentraler Ort für Holz- und Metallhandel, sowie für weiterverarbeitende Gewerbe. Vorrangig galt dies für die Holzverarbeitung, danach folgend für Kohle- und Kolonialwaren. Für die Einfuhr und spezielle Lagerung von Petroleum (öffentliche und private Beleuchtung) war es der erste Standort.

Besonders interessante Wandlungen im Holzhandel brachte auch hier der Holländer Holzhandel. Holländische und niederrheinische Firmen entsandten ihre Einkäufer in die Schwarzwaldtäler (rhein- und neckaraufwärts) Mannheim selbst war nur Umbinde Stelle für die zu gestaltenden Holländer Rheinflösse. Bedeutende Handelshäuser errichteten Filialen in den Schwarzwaldtälern. In Mannheim wurden zudem Filialen errichtet, so auch wegen des allmählichen Ausbaus des Straßennetzes.

In den 1850er Jahren, als sich die Ablösung des Holzes durch die Kohle für Feuerungszwecke, der Stahl für den Brückenbau bereits abzeichnete, siedelten Firmen von Gernsbach, Calw, Cannstatt nach Mannheim über.

bach, Calw, Cannstatt nach Mannheim über.

Ursprünglich wurde nur Speditionshandel für Holz mit kleinen Lagern betrieben. Zweck war die Deckung des Bedarfs der nächsten Umgebung an Nutz- und Brennholz. Der Brennholzhandel wurde nach und nach durch die Konkurrenz der zunehmenden Kohle zurückgedrängt. Es kam logischer-, naheliegenderweise zur Verbindung beider Geschäfte, also Holz und Kohleeinkauf, -lagerung und -verkauf.

Die Zunahme der Industrie- und Bautätigkeit in den rheinischen und westfälischen Industriegebieten führte zu einer Steigerung des großen Bedarfs an Nutzholz, der lange Zeit zu günstigen Preisen befriedigt werden konnte.

1857 unternahm die Firma Staelin und Mohr einen ersten Versuch, die Beförderung ihrer Flöße durch Verwendung eines Dampfschleppers bewältigen zu lassen. Der Versand von Brettern, früher als Oblast, konnte nunmehr von den Kohleschiffen mit übernommen werden- dies zudem als überaus willkommene, da kostengünstige Rückfracht!

Ab den 1880er Jahren erfolgte der Transport von Schnittware zunehmend durch den rascheren und günstigeren Bahntransport. Denn durch veränderte Zoll- und Bahntarife konnte es zu einer völligen Veränderung des Bahntransportes kommen. Bayern lenkte den Holztransport auf den Main und bestimmte zunehmend die Tarifpolitik. Vollends unbedeutend wurde der Floßverkehr vom Oberrhein nach Mannheim. Heilbronns lange Zeit vorrangige Stellung am Holzmarkt war erschüttert.



204 d Ludwigshafen: linksrheinisch, somit nicht badisch, nicht württembergisch, sondern pfälzisch. Der unaufhaltsame Siegeszug der Eisenbahn wurde wiederholt erwähnt. Die Dampfschiffahrt bildete für den Personen- wie den Warenverkehr gleichermaßen eine zunehmende Konkurrenz. Holz – wie hier zu sehen – wurde auch auf recht einfache Weise auf größeren Booten transportiert. (Quelle: Baden in Stahlstichen, Privatbesitz)

Als Fazit ist festzuhalten, dass Mannheim nicht mehr Zentrum des einheimischen, also baden-württembergischen Holzhandels war. Es blieb jedoch eine der wichtigsten Sammel- und Verteilungsstellen für Rundholz und Schnittware. Zudem: die Holzeinfuhr überstieg zunehmend die Holzausfuhr. Die steigenden Importe aus Skandinavien und Amerika waren unaufhaltsam. Es blieb die Bearbeitung in Dampfsägen und Hobelwerken. Als weitere Hauptrichtung ist der Osten mit seinen Holzliefergebieten zu nennen – damals wie auch gegenwärtig. Das Rheinland war und blieb weiterhin Nachfrage- und Konsumtionsgebiet.

In früheren Zeiten überwinterten die in Mannheim nicht verkauften Flöße, gesichert gegen Eisgang und Sturm, beim „Bildenstand“, nahe Lampertheim als natürlichem Holzhafen. Die „Besorgnis“ erfolgte von Mannheim aus. Der immer befürchtete Holzüberschuss führte in der logischen Konsequenz zu einer Abnahme des Floss-Verkehrs.

Altneckar und Altrhein waren lange Zeit die Mannheimer Holz-Stapelplätze, in denen der Zusammenbau der gewaltigen Holländer Flöße erfolgte, auch „Kapitalflöße“ genannt. Diese trugen 5-600 Personen als Mannschaft, waren zwei- und dreilagig (?) und nicht selten deutlich mehr als einen Kilometer lang. Die hölzernen Hütten waren nach strenger Hierarchie angeordnet und vergeben. Und sie waren Verkaufsobjekt wie das gesamte Floß.

205 Kapitalfloß beim Siebengebirge: Das Kilometer lange Floß war doppellagig gebunden. 5 – 600 Personen lebten mit allen nur erdenklichen Tieren als lebender Proviant wochenlang auf dem Rhein. (Kupferstich von M. Visscher; Privatbesitz) Der an anderer Stelle (Nr. 142) erwähnte und gezeigte „Wahrschauer“ ist hier nicht zu sehen; dafür die Notwendigkeit, andere Schiffe vor diesen gewaltigen „Holzschlangen“ zu warnen, deutlich.



Mit dem „Rheinoktroi“ des Jahres 1866 war das Ende des bisherigen Holzhandels gekommen. In den 1860er Jahren waren die „letzten Fesseln“ für die Rheinschifffahrt als veraltete Last (Schifffahrtsabgaben) genommen worden.

Am 12. Dezember 1860 trafen sich Preußen, Bayern, Baden zur Karlsruher Konferenz. Die Rheinzölle waren danach auf 1/10 reduziert. Für Hessen und Nassau waren sie auf 1/6 reduziert worden.

In den 1870er Jahren brachte die verbesserte Holzabfuhr per Bahn und Straße einen deutlichen Rückgang der Flößerei; durch vermehrten Bau von Wasserwerken mit ihren Anlagen kam es zu ernsthafter und starker Konkurrenz ums Wasser. Der zunehmende Bau von Brücken erzwang von den Flößern verstärkte Rücksicht; bis hinauf nach Kehl waren innerhalb relativ kurzer Zeit allein sieben Brücken entstanden.

Stapelrechte gab es weiterhin in Heilbronn mit seinem Holzhafen, sowie in Mainz und Heidelberg; Mannheim schloss sich an. Einen Tag lang musste hier das Holz angeboten werden, im 18. Jahrhundert waren es noch drei Tage.

1912 kam es zum Verbot der Flößerei durch die badische Regierung und somit zum endgültigen Ende. Dies führte auch zum allmählichen Ende der Flößerei auf dem Rhein bis Kehl. 1928 folgte die württembergische Regierung für die Enzflößerei mit dem gleichen Schritt.

(Quellen: Diverse Autoren: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart (Bände I, II, III) 1907 hier: Band II, S. 503 ff.)



206 Rheinlauf (Ausschnitt): Die Gefährlichkeit des Rheins, nicht nur für das Flößen, lässt sich an den zahlreichen auch felsigen Inseln erahnen, die den Fluss immer wieder bei den sich ändernden Untiefen bedrohlich werden ließen. (Quelle: Privatbesitz)

9.2 Holländer-Holzhandel (Amsterdam, Dordrecht)

Der Frachtensegler „Amsterdam“ der Vereinigten Ostindischen Compagnie. Jede Fahrt dauerte bis zu fünfzehn Monate.



207 Schiffsheck: Mächtig, stolz und prächtig wird man dieses Schiff zu Recht nennen. Es war ein Handelsschiff, wie rein äußerlich gut erkennbar ist. Kriegsschiffe hatten eine umfangreiche und sichtbare Bewaffnung. Und für Sklavenschiffe brauchte man keine derart hohen Segler, auch nicht die aufwendige Bemalung. (Quelle: Reiseprospekt für Amsterdam)

Holland war als holzarmes Land am Meer stets auf Lieferungen / Versorgung von außerhalb angewiesen. Brenn- und Feuerholz benötigte man ebenso wie anderswo im nördlichen Europa. Zu den ganz normalen Schiffen, wie sie für den Fischfang erforderlich waren, kamen für die aufstrebende Seemacht Handels- und Kriegsschiffe, auch Sklavenschiffe hinzu. Das ebenfalls mit Wäldern nicht sonderlich gesegnete England bezog aus Holland unzählige Krieg- und Handelsschiffe. Die sehr speziell gebauten Sklavenschiffe dürfen nicht vergessen werden. Denn Sklaven waren rechtlose Objekte; sie wurden wie Ware behandelt. Das weitere überlasse ich der Phantasie des Lesers: Nur so

viel: 600 Menschen passten in ein solches Schiff, ein Drittel davon ging über Bord, krank oder bereits tot. Dies war in den Kosten einkalkuliert. So manches Handelsschiff bekam ein spezielles, besonders niedriges Zwischendeck eingebaut, um Sklaven mit zu transportieren. Der Beginn für den Holländer Holzhandel wird einerseits mit der Zeit um 1660, anderen Quellen zufolge um 1680 angegeben, das

Ende mit der Mitte des 19. JH. Für die Entwicklung dieses so überaus lukrativen Handels galten die gleichen Regeln wie allgemein für die Flößerei: Mit Kohle betriebene Dampfschiffe waren schneller, hatten zudem ein größeres Fassungsvermögen für Passagiere und Transportgüter (Oblast finden wir als Begriff nicht mehr). Transporte „auf Achse“, per Schiene und Lokomotive, angetrieben auch hier von den „energiegeladenen“ Kohlen, waren weitaus rationeller. Schließlich: den Ausbau der Straßen trieb man in diesem Jahrhundert zügig voran, begleitet von der Entwicklung des Transportmittels Automobil. Mit dem Energieträger Erdöl, seiner überaus vielseitigen Verwendung, sollte es nicht allzu lange dauern.



208 Kachel und Kobalt:

Im Nordrachtal befanden sich Gebiete, in denen Kobalt gewonnen bzw. abgebaut werden konnte. Dieses war wertvoller Rohstoff für die Fertigung der Holländer Kacheln. Diese wiederum kehrten als gefragte und teure Importware nicht nur in den Schwarzwald zurück.

(Datierung ca. 1750, Privatbesitz)

10. Compagnien – Gesellschaften – Handelsgesellschaften – Holzhandels-gesellschaften – Holländer Holzhandels-Gesellschaften

10.1 Die württembergischen Gesellschaften

Das Gebiet der Kinzig, der Murg mit ihren zahlreichen, sehr unterschiedlichen Grundherrschaften ermöglichte, ja erzwang eine Entwicklung hin zu Gilden, genossenschaftlich organisierten Flößergemeinschaften. Anders dagegen im württembergischen, wo es nur eine Grundherrschaft gab: den Herzog – vereinfacht ausgedrückt. Diese bzw. dieser verpachtete das Floßregal, das Recht zu Flößen, an freie Unternehmer, an Entrepreneure. Admodiatoren, Pächter, wurden diese genannt. Sie schlossen sich zu Compagnien zusammen; denn der einzelne hatte nur selten das erforderliche Finanzkapital, ebenso wenig das erforderliche „know how“. Der Landesherr beteiligte, betätigte sich hin und wieder selbst. Die herzogliche Rentkammer schloss mit den Entrepreneuren, den Compagnien „Accorde“, also Verträge – anfangs kurzfristige zwischen ein und sechs Jahren, später langfristige von 10 bis zu 30 Jahren.

Inhalte dieser Accorde umfassten die Höhe der Geschäftsanteile, Mengen und Sorten des Holzes, Preise, Floßbetrieb, Schadensersatz, Gewinn und seine Verwendung, Als Kontrollorgan fungierten die Forstämter, sowie spezielle Faktoreien. Der Holzverkauf erfolgte vorrangig als „Holz auf dem Stock“, also noch im Wald stehende Bäume.

Eine Compagnie dürfen bzw. müssen wir uns als „staatlich konzessionierte“ private Gesellschaft mit einer deutlich monopolartigen Stellung vorstellen. Der Kapitaleinsatz, verbunden mit einem beträchtlich-vielschichtigen Risiko, erzwang allseitiges kaufmännisches Denken und Handeln. Die Compagnie repräsentierte die charakteristische Wirtschaftsform des Merkantilismus. Verlässliche, berechenbare Geldwirtschaft trat damals an die Stelle der komplizierten Tauschwirtschaft. Georg Daniel

Kückh ist ein beispielhafter Repräsentant der einen Seite, der Landgraf von Eberstein einer der anderen, der grundherrschaftlichen Seite. (Wir dürfen getrost auch an Ludwig XIV denken, unter besonderer Einbeziehung seiner Verschwendungssucht.)

Der sehr komplexe Holländer Holzhandel ist vor diesem Hintergrund zu sehen; er entwickelte sich im Schwarzwald schon sehr früh – Erwähnungen reichen bis in des 16. Jahrhundert. Andeutungen, Vermutungen noch weiter zurück. 1680 ließen sich holländische Kaufleute in Pforzheim zwecks Kauf von Tannen und Kiefern nieder. Für Nagold steht das Jahr 1691, für die Kinzig inoffiziell 1695, offiziell 1715. Für den Südschwarzwald, für südlich der Kinzig gelegenes Gebiet, ist kein nennenswerter Holländer Holzhandel nachgewiesen. Hier überwiegt zudem die Buche als Brennholz (für Freiburg, Breisach, Basel, sowie den diversen Festungen), ferner Holz für die dortigen zahlreichen Bergwerke, den dazugehörigen Erz- und Eisenschmelzen und Hütten. Die Hammerwerke verlangten nach Kohlholz für Holzkohle. Die geringere Walddichte hier im Süden steht in engem Zusammenhang unter anderem mit der steten Ausweitung der Waldweide (1700 – 1785).

Im Enz-Nagold-Gebiet führte der Holzboom, der fast ausschließlich württembergische Waldungen auch im oberen Murgtal betraf, zu zunehmendem Holzangel, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so dass ab 1800 bald nur noch Gemeinholz verfügbar war.

Dies offenbarte einen krassen Widerspruch herzoglicher Politik: Holz für die Bürger, Holz für den Hof. Doch wo bleibt der so sicher geglaubte und elementar bedeutsame Profit?

Dieser „Holländer Holzhandel“ erschien so lukrativ, dass es mehrfach Versuche gab, diesen in staatlicher Selbstverwaltung = Selbst-Administration zu betreiben. Eine zu schaffende herzogliche Floßfaktorei übernimmt Leitung und Aufsicht, Verkauf durch die Rentkammer im Sinne eines landesherrlichen Alleinhandels.

Doch erwies sich dieses Vorhaben als kostspieliger Irrpfad: Verwaltung und Bedienstete erwiesen sich als nicht fähig, die zahlreichen und durchaus sehr komplexen Vorgänge des Verflößen, bis hin zum Verkauf des Holzes zu bearbeiten.

Zudem kam es häufig zu Bestechungen, Unterschlagungen, ferner zu Kapitalarmut der öffentlichen Kassen. Die hohen Investitionskosten für die Errichtung und Erhaltung der Floßstraßen wurden wiederholt unterschätzt.

Diese Art der Selbstverwaltung erwies sich schon sehr bald als zu schwerfällig, weil zu bürokratisch, um Fernhandelsbeziehungen dauerhaft zu gestalten.

Das Ende der Selbstadministration nahte: man zog die sicheren Einkünfte aus dem Floßregal, dem Holzverkauf, den Zöllen und weiteren Abgaben diverser Art, jeglichem Risiko vor.

Wenden wir uns nun einigen „**Compagnien**“ zu, bei Beschränkung auf jeweils bezeichnende Merkmale und Eigenschaften: zunächst die württembergischen.

- **Compagnie Joh. Jac. Vischer (1713 – 1718)** – tätig im Enz-Nagold-Gebiet. *Betrug und Bestechung führten zur baldigen Auflösung durch den Grundherrn.*
- **Selbstadmodiation durch F. Sprenger (1718 – 1720)** Wegen fehlender Geldmittel kam für diesen Faktor das schnelle Ende.
- **J. J. Büchsenstein (1720 – 1722) und Murgschiffer** Aufgrund der Intervention seitens Baden-Durlach war auch dieser Compagnie ein schnelles Ende beschieden.

- **Floßsozietät Elias Andreas Sprenger (1722 – 1724) als badisch-württ. Kooperation** Sprenger will eine „Compagnie formieren, Kinzig, Murg, Neckar umfassend und zu einem Monopol ausbauen. Einzelne Flößer unterbieten sich beim Verkauf ihrer Flöße. Es entsteht ein Holz-Überangebot. Leere Kassen, verbunden mit Bilanzfälschungen sind Ursachen für die Überschuldung infolge der Misswirtschaft. Sprenger werden Betrügereien, Bestechung, Unterschlagung nachgewiesen. Der „famöse“ Sprenger erweist sich bald als Hochstapler und Hasardeur, Phantast; sein Handeln als skrupellos und rücksichtslos.
- **Compagnie Büchsenstein (Bixenstein?) (1728 – 1731)**
Zusammen mit sechs Konsorten (Wirten, Schultheißen) werden erfolgreich Geschäfte durchgeführt.
- **Von 1731 bis 1734** kommt es zur **Selbstadministration und Admodiation der Rentkammer** Schonung der Wälder ist ihr Zweck; Geld wird in Form einer Hypothek von der württembergischen Prinzessin verfügbar gestellt.
Doch kehren die alten Übel wieder: hohe Kosten für Neuanlagen an Wehren, Riesen, Reparaturen, Floßgelder, die Zölle reichen nicht aus. Es kommt zur erfolglosen Beendigung.
- **Compagnie Joh. Christian Bohnenberger (Bürgermeister!), Elias Keppler, Phil. Kiefer 1735 – 1739)**
Diese Compagnie wird eigens gegründet, um Holz aus einem Windwurf (Wultzenholz) rettend auf den Markt zu bringen. 10 % Anteil an den Landeseinnahmen, 60 – 70 % der Forstüberschüsse werden zugunsten der Compagnie vereinbart.
- **Kompanie Philip Kiefer (Schultheiß) et Consorten (1739 – 42 und 1743 – 46)** so bezeichnete „Wultzenholz-Compagnie“, wegen der Zunahme der Windwürfe. Anderes Holz durfte nicht verarbeitet werden.
Die Firma Notter und Stuber (Bürgermeister und Schultheiß) als bayerisch-württembergische Salzhändler traten hinzu. Holz auch aus Freudenstadt wurde Gegenstand der Geschäfte; es wurde auf Achse nach Erzgrube zur Nagold gebracht.
1742 übernahm der Handelsmann Chr. Friedr. Lidell (Liedel) die Leitung. Drei Mitglieder der Pforzheimer Flößerzunft (Fauler, Gerwig, Maier) traten hinzu. Württembergisches Holz ging von nun an auch an „Ausländer“.
- **Compagnie Chr. Friedr. Lidell (1746 – 49 und 1749 – 55)**
Mit Christoph Friedrich Lidell aus Neuenbürg kommt es zur Blüte in der Holländerholz-Flößerei im Nordschwarzwald (Alleinfloßhandel auf Enz und Nagold). Erstmals überwiegen die Kaufleute und Holzhändler; die Wirte geraten in die Unterzahl der insgesamt 10 Mitglieder der Compagnie. Saubere Rechnungsführung führt zu einer Verlängerung des Accords um weitere sechs Jahre. Transporte der gewaltigen Holländerstämme „über das Gebirg“ durch Pferdefuhrwerke sowie „die Maschine“ (siehe dort) fällt in diese Zeit, beides technische Meisterleistungen. Lidell ist die leitende und führende, sehr erfolgreich agierende Unternehmerpersönlichkeit in dieser Compagnie.
Beispielhaft sei hier eine Kostenkalkulation wiedergegeben für die Lieferung von Holländerholz von der Murg über die Enz nach Mannheim im Jahre 1753:

Ankauf der Holländer Tanne	6 Gulden
Hauerlohn je Stamm	1 Gulden 30 Kreuzer
Flößerlohn Murg	2 Gulden
Fuhrlohn bergauf	8 Gulden
Fuhrlohn vom Berg zur Erzgrube	1 Gulden 30 Kreuzer
Einbinden und Flößen bis Mannh.	5 Gulden

Für eine Holländer Tanne wurden damals 28 Gulden bezahlt; der Rohgewinn betrug je Stamm somit beträchtliche 5 Gulden.

- **Calwer Holländer Holzkompagnie Jacob Christoph Vischer et Co. (1755–67, 1767–77 und 1777–88) – „Vischer et Compagnie“**

Lidell aus Neuenbürg will unbedingt die Fortsetzung dieses Vertrages. Doch bewirbt sich eine weitere Gesellschaft unter Leitung von Jacob Christoph Vischer aus Calw. Letzteren hatte Lidell 1749 aus dem damaligen Vertrag hinausgedrängt. Lidell unterliegt.

Der Fernholzhandel nimmt einen gewaltigen Aufschwung, dank bester Organisation und Kapitalausstattung. Dank auch bereits nach dem Dreißigjährigen Krieg einsetzender umfassender „Wirtschaftshilfe“ des württembergischen Herzogs. Calw wird Handels- und Industriezentrum. („Calwer Zeug Handelsgesellschaft“). Die über Jahrzehnte gesammelten Erfahrungen von wohlhabenden, weltoffenen Kaufleuten / Unternehmern mit Weitblick und Wagemut können nun im Holzfernhandel nutzbringend eingesetzt werden. Calw, Pforzheim, dazu Gernsbach werden die bedeutendsten Holzhandelsplätze des nördlichen Schwarzwaldes.

In einem 52 Punkte umfassenden Vertrag erhält am 2. September 1755 die Calwer Gesellschaft das alleinige Privileg „des auswärtigen Handels mit Holländer-, Gemeinholz und Schnittwaren auf Enz, Nagold und Murg“; Laufzeit 12 Jahre. Des „Commercij im Land hat sie sich gänzlich zu enthalten“.

Die vertraglich festgelegten Vorauszahlungen an die Waldbauern sind beträchtlich: 10.000 Gulden bereits beim Auszeichnen des Holzes im Frühjahr.

In den vier oben genannten Accorden hatte die Gesellschaft jährliche Renditen in Höhe von 56,6 %, 17 %, 17,7 % und 36,4 % erzielt. Diese enormen Profitspannen lassen riesige Privatvermögen im Nordschwarzwald entstehen. Der „gemeyne Arbeiter“ sieht von diesem Glanz nicht viel mehr „als der Plantagen-Neger sein Brod im Schweiß des Angesichts, mit Leib- und Lebensgefahr“. Von „Schwarzwälder Holzadel“ ist die Rede; die Mitglieder fügen ihrem Wappen das Zeichen des Schiffers, des selbständigen Floßunternehmers, hinzu, den Anker. Vereinzelt gelingt es in dieser Zeit Floßknechten aus bescheidenen Verhältnissen zu Schiffern aufzusteigen.

Jährlich werden aus den Murgwaldungen 2.000 bis 2.5000 Holländertannen entnommen; zusätzlich 1.500 bis 2.000 Stämme Gemeinholz. Die württembergischen Waldungen werden geschont.

Da die Rentkammer die bisherige „Selbstadministration des Scheuter-Flözens“ aufgibt, besorgt die Compagnie die Brennholztrift auf der Enz zusätzlich.

Ab 1767 vereinigen sich württembergische und badische Untertanen in einer gemischten Gesellschaft. Das Geschäftskapital wird aufgestockt auf 192.000 Gulden zu 96 Portionen je 2.000 Gulden. Die Calwer haben nur noch ein Drittel, die Pforzheimer die Hälfte.

Im Murg-, Enz-, Nagoldgebiet beschäftigt die Gesellschaft 600 Personen: Meisterknechte, Flößer, Holzhauer, Fuhrleute, Tagelöhner und weitere Hilfskräfte.

Neben den Hauer-, Fuhr-, Flößerlöhnen, Wasserbaukosten, Auslagen für das Holzauszeichnen, Direktorengehälter, Buchhaltergehälter, finden auch Geschenke an Forst-, Zoll- und Holzbedienstete Erwähnung.

Kein Wunder, dass diese Gesellschaft eine der ertragreichsten Südwestdeutschlands ist. Soziale Gegensätze werden zwar kritisch gesehen, führen jedoch zu keiner Veränderung. Zu sehr waren die Menschen in der kargen Landschaft auf die von den mächtigen Gesellschaften gebotenen Arbeiten abhängig.

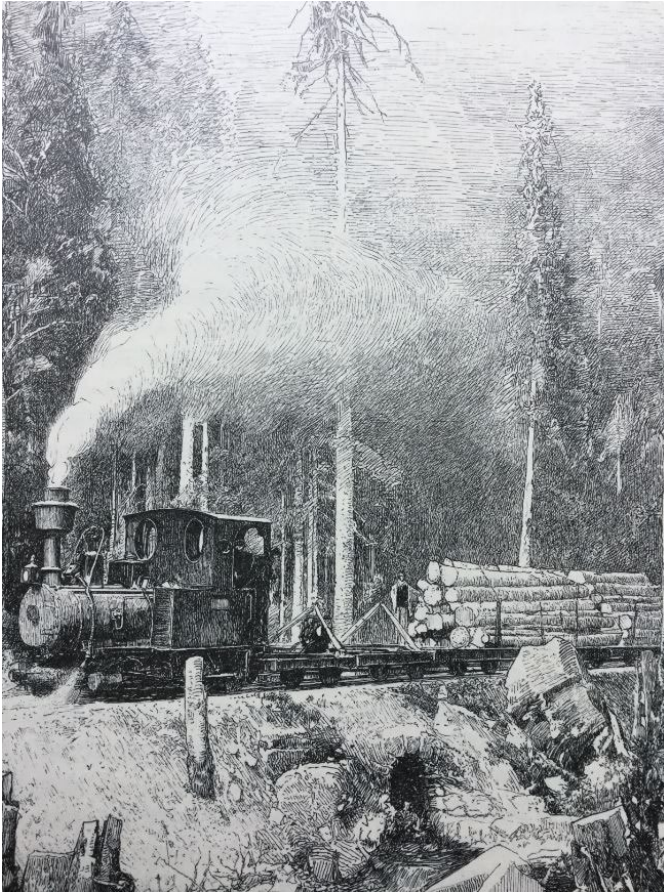
- **Calwer Holländer Holzkompanie Johann Martin Vischer und Co. (1788–1802 und 1802 – 1808) – „Vischer et Compagnie“**
*Dieser J. M. Vischer war Buchhalter bei der alten Kompanie und wurde hier Leiter. Die Gesellschaft besteht zunächst aus 17, später 18 Teilhabern. Das Geschäftskapital besteht aus 48.000 Gulden; aus 16 „Portionen“ zu je 3.000 Gulden.
Sitz der Gesellschaft wird ein herrschaftliches Haus in Calw.*



209 a, b Kapitalfloß an der Loreley: *Es dauerte Wochen, bis ein Kapitalfloß dieser Größenordnung entstehen konnte. 5 – 600 Personen waren als Mannschaft – wiederum mehrere Wochen – bis nach Holland unterwegs. Verpflegung musste eingekauft mehrfach vor Ort nach- bzw. ans Floß angeliefert werden. Beträchtliches an Geld musste daher von der Führungsmannschaft mitgeführt werden.*



209 b Der kurvenreiche Rhein (mit Loreley bei Vollmond, ohne Floß und ohne Flößer): Wie viele Flöße, die mit ihren darauf befindlichen Flößern an dem betörenden Gesang der mit wallendem Haar dort oben thronenden Loreley zum Opfer gefallen sind, ist nicht überliefert. Folglich dürfen wir davon ausgehen, dass wir uns an dieser schönen Geschichte immer wieder erfreuen sollen, weil es nachweislich keine Opfer gab. (Privatbesitz)



210 Dampflok mit Holzstämmen: „Das Bessere ist der Feind des Guten“. Gesellschaften hatten das Kapital sowie die Vernetzung, um den beschwerlichen Wassertransport der Holzstämmen mit Hilfe der per Dampf betriebenen Loks abzulösen. So mancher Flößer, Floßknecht fand hier sodann seinen neuen Arbeitsplatz – gut und regelmäßig bezahlt, auch weniger gefährvoll. Wir dürfen diese evolutische Entwicklung als eine nicht nur auf Europa beschränkte ansehen. (Quelle: KuK Monarchie in Wort und Bild)

10.2 Die (wenigen) Badischen

1747 kommt es zum Badener Bach-Contract durch Johann Jacob Fauler mit dem **Pforzheimer Flößerzunft-Verein**. Holländer aus dem Baadener Wald an Oos und Murg werden nach Steinmauern an den „Holländer Holz-Platz“ geflößt. Holz aus Hundsbach und Herrenwies kam 1758 dazu. Im Jahr 1748 bestand dieser Zunft-Verein aus 179 Mitgliedern, davon 86 zünftigen, 93 unzünftigen. Sie betrieben Flößerei auch auf Oos und Murg. Bis Ende des 18. Jahrhunderts beschränkte sich das Recht des Holzaccords ausschließlich auf badisches Holz. Bereits am 11. Mai 1789 kam per Dekret das Ende. Das Vermögen wurde in die Markgraf Karl-Friedrich Stiftung übertragen. Eine „Flößerwitwenkasse“ bildete die milde Entschädigung. Sie wurde ab 1872 als gesetzliche Altersversicherung weitergeführt. Bedürftige Flößerwitwen, Söhne bis zum 16. Lebensjahr, Töchter bis zum 18., sowie Flößer wurden daraus versorgt. Das Ende der Stiftung kam mit dem Jahr 1949.

- Von 1772 bis 1801 trat **Johann Michael Böhringer als Holländer Holzfactorei** in Konkurrenz zum Pforzheimer Flößerzunft-Verein. Er spezialisierte sich auf die wertvollen Eichen und stellte als fachkundige Aufsicht einen „Meisterknecht“ als Holzhauer mit Erfahrung ein. Denn die Holländer Holzhändler betätigten sich nicht mehr nur als Zwischenhändler. Sie nahmen schon im Wald direkt am Holzhandel teil.
- 1801: Der Flößerzunft-Verein vereinigte sich mit Böhringer und bildete die neue Handelsgesellschaft „**Böhringer, Meyer et Comp.**“ Diese Gesellschaft machte sich unabhängig von Zwischenhändlern und entwickelte sich zu einer großartig wirtschaftenden Gesellschaft. Die 1 Mio Gulden Kapital wurden in 250 Aktien aufgeteilt und allen Untertanen angeboten. Staatsdiener, Juden und holländische Principale waren nicht zugelassen. Pforzheimer Flößer konnten nun

sogar als Rheinflößer tätig sein. Bis 1814 unterstützte die badische Regierung mit einer Protektionspolitik: die Pforzheimer erhielten ein Vorkaufsrecht und waren somit anderen Käufern gegenüber privilegiert.

Böhriger erhielt zum Ende der Gesellschaft den Titel eines badischen Hofkammerrats. Die Gesellschaft teilte sich in drei weitere Gesellschaften auf: die Firma **Kroll & Co.** als Nachfolger, sowie **Meyer und Fritzdorf**, die Pforzheimer Holzhandelsfirma **Mayer und Denig**.

- Eine **Holzhandelsgesellschaft Würm** (Dorf und Fluss Würm) blieb relativ unbedeutend. Mit ihren Versuchen, auf Enz und Würm zu flößen, konnten sie sich gegen das Monopol der Pforzheimer Flößerschaft nicht durchsetzen.



211 Eisenbahnkarte: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert waren die Netze der Eisenbahn so weit ausgebaut, dass die Flößerei nicht mehr lohnend betrieben werden konnte. Auffallend auf diesem Kartenausschnitt von Malte Brun (1880) ist die Tatsache, dass der frühere Waldreichtum massiv geschwunden ist. (Privatbesitz)



212 Am Ziel - Dordrecht: Das gewinnträgstste Ziel war das holländische Dordrecht; Stadt des Schiffbaus. Handels-, Kriegs- und auch Sklavenschiffe wurden hier gebaut, verkauft und segelten von hier aus auf allen Ozeanen. England zählte ebenfalls zu den Holz- und Schiffskäufern (Quelle: übernommen von Dr. Max Scheifele, Murgschifferschaft)

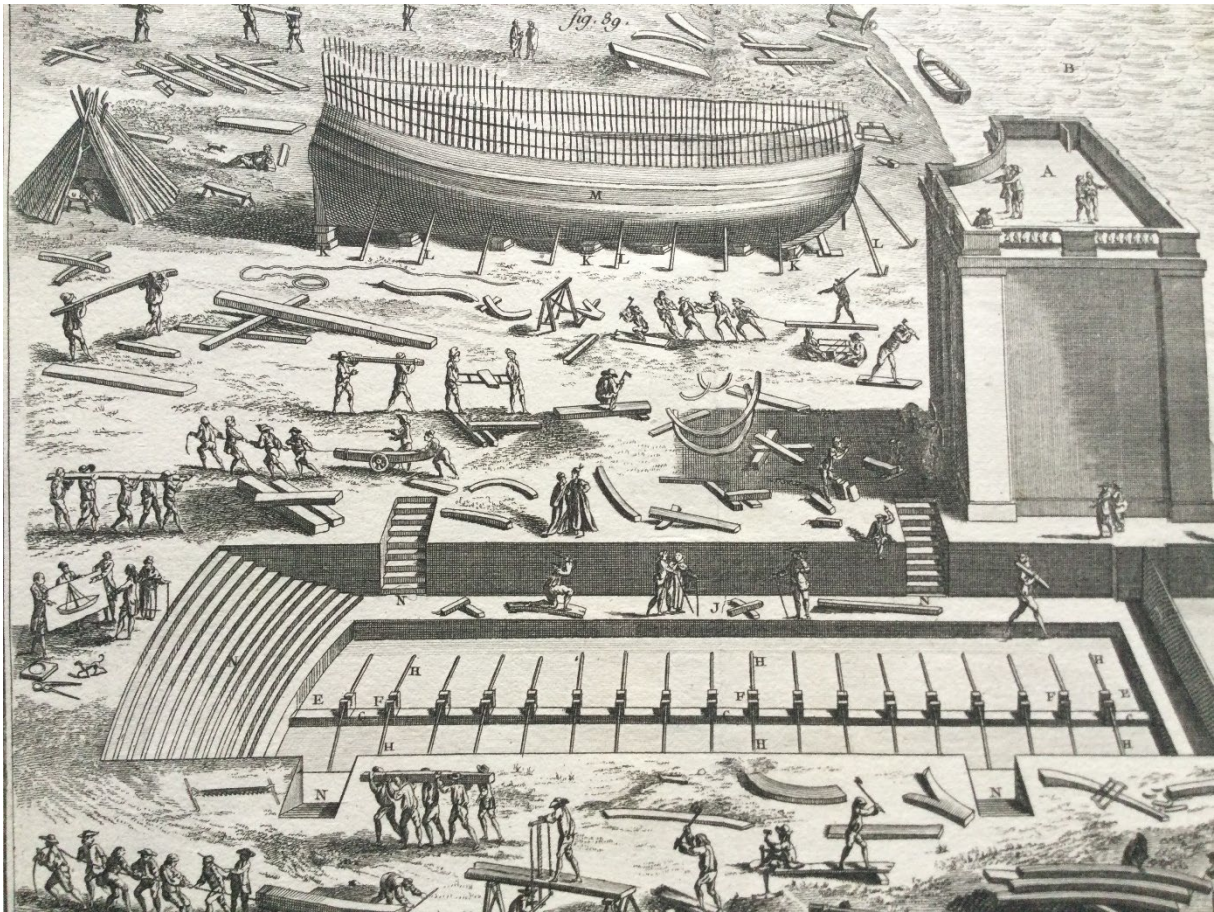
Die jeweils Schiltacher sowie die Wolfacher Gesellschaften wurden an anderer Stelle in ihren Tätigkeiten bereits gewürdigt. Beide blieben ohne weitergehende, gar längerfristige, Bedeutung.



213 a Der Hirsebrei aus Zürich ist in Strasbourg angekommen; der Wette entsprechend noch warm, dank des mitgeführten Feuers (Quelle: Seyboth, Illustres und pittoreskes Strasbourg, Privatbesitz)



213 b Szene am Fischertor: „Familienbegegnung“
So meine persönliche Interpretation (Quelle: Seyboth ..., jeweils Ausschnitte)



214 a „Auf Kiel legen“: Auf diesem Kupferstich (ca. 1750, Privatbesitz) sind die verschiedenen Stufen des Schiffbaus deutlich dargestellt – einschließlich des Auftraggebers und des Bauleiters in der Bildmitte. Was es bedeutet, wenn ein (neues) Schiff auf Kiel gelegt wird, lässt sich hier ebenso sehr anschaulich nachvollziehen wie die einzelnen Arbeitsschritte. Wir müssen zugeben: die hier gezeigten Organisationsprinzipien, z. B. „Fischgrätmuster“, Teamwork, Ishikawa-Diagramm als einige der Schlagwörter, waren wohl bereits den Römern bestens bekannt. Deutlich erkennbar ist hier an einzelnen Holzelementen die naturgewachsene und dadurch stabilere Krümmung.



214 b Dordrecht – Schiffswert um 1850: In der Darstellung von 214 a ist gut nachvollziehbar, wie das fertige Schiff ins Wasser kam; in 214 b dürfte die Tide die entscheidende Bedeutung gehabt haben. (Quelle übernommen von Dr. Max Scheifele)



215 Das „freie Gut“: Auf dem Weg zu den Absatzmärkten Köln und Holland verunglückte so manches Floß. Die Baumstämme zu retten war elementare Pflicht für alle Mitglieder der Floß-Mannschaft. Nicht immer gelang es. Rheinanwohner freuten sich, konnten sie doch das nun frei schwimmende Holz als „freies Gut“ straffrei bergen und für sich verwenden. (Quelle: Der Rhein, Privatbesitz)



216 Kriegsschiff: Allein an die 3 Mio Schiffwracks sollen rund um das Skagerak (= Jütland = Dänemark) auf dem Meeresgrund liegen. Die Kriege zur See, die mitunter gewaltigen Stürme, waren die Hauptursachen. Den gesamten Schwarzwald können wir uns folglich ohne weiteres denken, dass er zu Schiffen veredelt, auf dem Grund der Weltmeere liegt, häufig noch bestens konserviert. (Quelle: Maritim Paintings, Privatbesitz)

11. Mons abnoba – silva nigra – Ein zusammenfassender Ausblick

*„Lebe wohl, du Neckarstrom,
viel Flöße hast du getragen schon.
Das Recht ist dir genommen,
wo viele haben Geld errungen.“*

„Der Sieg des kochenden / dampfendes Wassers über das fließende war unaufhaltsam geworden.“ (Zitat von Lehrer J. Hoffmann aus Schapbach, 1890)

„Und wenn auch die wetterharten Männer nicht mehr persönlich mit ihren Baumriesen hinaussteuern, so erinnern doch auf allen Meeren und Strömen des Erdballs die gewaltigen Masten der Schiffe an den Schwarzwald und seine deutsche Heimat.“

„Am Anfang allen Wirtschaftslebens – auf dem Wald – steht zweifelsohne der Waldbauer, auch wie im Murgtal das ‚gemeyne Holzgewerb‘ durch Holzhändler.“

Die Siedler (Lehensbauern) bauten Gehöfte, dazu gehörten Hausgärten, Äcker und Wiesen sowie Wald = Herrschaftswald; in Verbindung damit standen Holznutzungs- und Weiderechte. Lehensgüter beinhalteten die lebenswichtige Waldwaide, den Waidewald (= Hardt). Denn Viehhaltung war bei diesem rauen Klima und kargen Boden bestimmend für das Leben in unserem Schwarzwald.

„Siedlungsnähe“ der Versorgung war stets der elementare Grundsatz, aus dem sich allmählich Holzwirtschaft, Holzhandel, Fernhandel, Holländer-Holzhandel entwickelte. Wer das Holz vor seiner Hütte

„erntete“, konnte darin noch kein „grünes Gold“ entdecken, folglich dadurch auch noch keinen Wohlstand dadurch erlangen.

Die Herrschaft Verhältnisse waren einfach, somit auch Waldeigentum und Waldnutzung. Der Wald war noch unerschlossen, die Ländereien herrenlos. Von Reichsgut, von Königsgut ist die Rede, welches nach und nach an Klöster und geistliche Herren zur Besiedlung vergeben wurden. Seelsorge sollte als wichtige klösterliche (Neben-?)Aufgabe nicht unerwähnt bleiben.

Die Anlage von „Waldhufendörfer“ gilt als Musterbeispiele grundherrschaftlicher Planung für die Binnenkolonisation im Nordschwarzwald in der Zeit vom 11. Bis zum 14. Jahrhundert. Hierbei handelte es sich um 50 – 100 m breite, bis zu 2000 m lange parallel verlaufende Hufen / Huben, welche zur Rodung und somit Urbarmachung zugeteilt werden. Es entstehen sogenannte Rodungsinseln, die bis heute im Schwarzwald (ähnlich u. a. auch im Bayerischen Wald) deutlich erkennbar sind. Zu diesen nun vorhandenen Hofgüter, auch Heimhöfe genannt, kam noch Lehnwald hinzu. Moore, Heiden, Gewässer, Ödland waren mit einbezogen. Jagd, Fischerei, Waldweide, Eckerich, Vogelfang, Zeidlerei, Nutzung der Bodenschätze waren lange Zeit „reichsfreie“ Rechte / Güter. Erst allmählich, unter anderem mit dem Ende der Staufer, verbunden mit der Entstehung der Fürstentümer, Herzogtümer übernahmen diese Grundherren auch diese Güter = Rechte.

Siedlungsnaher Selbstversorgung, Selbstverwaltung, langsam sich entwickelnder Tauschhandel prägten das karge, entbehrungsreiche Siedlerleben. Solidarische Unterstützung war selbstverständlich. Von Zöllen und Steuern war (noch) keine Rede. „Der Zehnte“ trat nach und nach ins wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben, als Grundherrschaft zugleich Fremdherrschaft bedeutete. Handelsfeindliche Wasserzollbestimmungen führten dazu, dass Transporte zu Wasser vergleichbar denen auf den Straßen verzollt wurden – zu leisten in Geld oder in natura. Auch als „Manneszoll“, Zahl der Floßknechte, war er zu entrichten. Grundlage für die Orientierung des zu leistenden Zollbetrages bildeten vielfach 100 Borte (Bretter). Auf der 180 km langen Strecke von Nagold, Enz, Neckar gab es bis zu 17 Zollstellen, oft willkürlich und widerrechtlich entrichtet. Diese Warenverteuerung brachte eine starke Belastung des Fernhandels mit sich. Streit und Zank, Abschottung einzelner Wirtschaftsgebiete waren häufige Folge. War die Instandhaltung der Wege und der Wasserstraßen Grundsatz für die Erhebung dieser Abgaben im Mittelalter, so waren bald rein fiskalische Gesichtspunkte Grund der Zollerhebung – Einnahmen der Einnahmen wegen. Die nicht selten verschwenderischen Hofhaltungen wollten finanziert sein. Mit dem deutschen Zollverein 1834 kam schließlich die überfällige Reform des Zoll(un)wesens.

Sie, diese Landesherrn ordneten den Floßhandel, indem sie als „gesetzgebende“ Macht die staatlichen Hoheitsrechte ausübten – das Wald- und Floßregal – vertreten durch das Rentamt, die Rentkammer. Sie trafen rechtliche, technische und wirtschaftliche Regelungen des Floßbetriebes. Durch „Selbstadministration“ übten sie das Floßgeschäft mitunter selbst aus; per „Recognition“ und entsprechender Gebühr übertrugen sie es an meist fachlich qualifizierte Interessenten.

Die Unteilbarkeit dieser Hofgüter lag nicht nur den Fürstenberger sehr am Herzen. Denn sie garantierte allgemein eine ordentliche Waldwirtschaft, bildete zudem die Grundlage für eine verlässlichere Existenzsicherung der Bauern, somit auch die verlässliche Grundlage für die Steuererhebung zugunsten der Grundherrschaft. Dort wurden die Bücher geführt, aus denen die Eigentumsverhältnisse bis heute ersichtlich sind. („Hirschbach“-Urkunde, April 6ten 1565)

Das „Urbar“, die „Urbaren“ waren Verzeichnisse, in denen alle Rechte und Pflichten des Grundherrn und seiner Untertanen, deren Besitztümer, Bauernhöfe, Bauern mit Frauen und Kindern (!) festgehalten wurden. Siehe hierzu Urbar-Auszüge von 1515 für die Flößerei im Gebiet der Herrschaft Schramberg.

In Anlehnung an die germanischen Runenzeichen wurden Hofzeichen als Zeichen der Waldbauern, der Schiffsherrn und Floßherrn zur Kennzeichnung des Eigentums des Floßholzes benutzt. Diese wurden durch die Markgenossenschaft zugeteilt, unter anderem zwecks Vermeidung von Dopplungen, und mit einem Rieß-, Reißmesser eingeritzt. Schutz vor Diebstahl des Holzes war ein weiteres Motiv dieses Vorgehens. Eine perfekte Rückverfolgung der „Lieferkette“, somit der „Lieferantenkette“, wie wir dies heute „modern“ bezeichnen, war damals bereits Standard. Als ein Qualitätsmerkmal früher Art dürfen wir diese Hofzeichen ebenfalls ansehen.

Um 500 n. Chr. finden wir die Stammesgrenzen zwischen Franken, Alamanen und Schwaben, die sich im Schwarzwald treffen. Hier entwickelt sich die Grenze zwischen dem Herzogtum Schwaben (= Württemberg) und Franken; kirchlich das Bistum Konstanz und das Bistum Speyer.

Planvolle Organisation der Herrschaft (Grafen etc.) führt zur Kolonisation des Urwaldes und somit zur Erschließung neuen Siedlungsraumes. Beispiel: Kloster Hirsau im Jahr 830, erneut 1060. Waldhufendörfer sind die Musterbeispiele dieser großherzoglichen Planung. Uffgau, Enzgau, Ortenau, Würmgau, Nagoldgau, u. a. sind die größeren Gebiete, innerhalb sich diese Siedlungsstrukturen entwickeln.

Zu den Siedlern im Wald kamen im Laufe der Jahrhunderte andere Tätigkeiten = Berufe: Holzfäller, Fuhrleute, Flößer, Sägmüller, Glasbläser, Köhler, Harzer, Pottasche Sieder,

Städtewachstum, Hausbrand, Brandkatastrophen, Berg- und Hüttenwerke, Eisenhämmer, Salinen, Glashütten, „hölzernes“ Handwerk – Holz als Roh- und Werkstoff, Wärme- und Energiequelle, Bade- freudigkeit nicht nur der Römer: all dies spiegelt das „hölzerne Jahrtausend“ wieder.

Bis ins 13. Jahrhundert war die Holzversorgung „siedlungsnah“. Danach wurde das Verbrauchsgut Holz zunehmend zum Handelsgut, zum „Objekt des Marktes“. Das Floß, die Flößerei waren gefragt, als gebundenes oder als triftendes Holz.

Die Waldressourcen waren und blieben über lange Zeit völlig in Ordnung, logisch! Der Transport zeigte sich als Problem. „Auf Achse“ konnten nur kurze Entfernungen bewältigt werden; so bereits bei den Römern. Wassertransport war die Lösung: So wurde die „Flößerei die Mutter jeglicher Schif- fahrt“, wie schon zu Zeiten der Römer, auch der Kelten.

Überbrückung von den Orten des Überflusses (Schwarzwald) hin zu den Orten des Mangels (Nieder- rhein, „un no fiel widda naa“); Fernholzhandel, zudem ohne kostenträchtige Gegenfracht, entwi- ckelte sich.

Trift als Wildflößerei (Bloche, Klötze, Scheiter) bildete den weitaus größten Anteil, selbst über große Entfernungen hinweg. Simple Balkenflöße waren europaweit üblich. Gestöre, Gestör Flößerei musste sich erst entwickeln (lat.: gestare / instaurare = erneuern, wiederholen). Kapitalflöße, Holländerflöße, Gemeinholz-, Bretter-, Dielen-, Brennlastflöße, auch in Verbindung miteinander entwickelten sich zu einem zig-Millionenmarkt.

Der Floßvertrag 1342 als ältester Floßvertrag Deutschland, geschlossen zwischen Markgraf Rudolf IV. von Baden und Graf Ulrich III. von Württemberg, auf Bitten der Reichsstadt Heilbronn, steht am Be- ginn einer lang anhaltenden, wirtschaftlich evolutionären Entwicklung.

Darin: Würm, Nagold, Enz, Neckar wurden für die Flößerei „für immer und ewiglich“ erschlossen. Doch leider konnte sich an der kleinen Würm und ihren Dörfern keine eigenständige Flößerei entwi- ckeln. Der Nachbar Pforzheim-Au war noch zu mächtig.

Sehr wichtig: die Erfindung des Sägegatters ist mit dem Jahr 1250 wiedergegeben. Eine durchaus re- volutionär zu nennende Entwicklung mit neuen Berufen konnte ihren Anfang nehmen.

Zollfreiheit (!) wurde verschiedentlich und zeitweise gewährt für Bauholz, Bretter und Oblast in Verbindung mit gebundenen Flößen, sowie 5–6 m langen Sägeklötzen. Scheiterholz fiel wegen der siedlungsnahen Versorgung nicht darunter. Die lohnenden Großverbraucher fehlten noch.

Säge- und Mahlmühlen waren noch vorrangig und vielfach ausschließlich grundherrschaftliche Wirtschaftsunternehmen.

An den Wehren, den Floßgassen, und Stellfallen war Durchfahrtsgeld zu entrichten. Über Organisation(en) liegen für diese Zeit noch keine Informationen vor. Familien- und Nachbarschaftshilfe lagen nahe.

Heilbronn war damals die wichtigste Handelsstadt am Neckar; mit einem Zwangsstapel von 3 Tagen. Basel und Straßburg waren die Handelsmetropolen am Oberrhein.

Zweck des Vertrags war die Entwicklung hin zum einträglichen Fernhandel (nicht Eigenbedarf). Der Wald wird Wirtschaftsgut! Bauern, nicht nur Waldbauern, entwickeln sich zur besonderen, größten Triebkraft der Flößerei und des Fernholzhandels. Neben dem Entstehen der Städte im 12. und 13. Jahrhundert mit ihrer wirtschaftlichen Macht und Größe blühen auch Handel und Gewerbe auf. Holz als Brennholz, Bauholz für Fachwerkgebäude, Brücken, Wehranlagen ist nicht das einzige, wenn auch wichtigste Fernhandelsgut. Das stets fruchtbare Oberrheingebiet bietet, Wein, Tabak, Getreide, Glasprodukte, Harz zudem wiederholt genannten Gütern, die bereits aus dem Schwarzwald als Oblast auf den Flößen mitschwammen – auf dem Rhein als größter, kostengünstigster natürlicher Verkehrsachse und Wasserstraße. Worms, Mainz, Bingen, Speyer, Köln, Amsterdam, Dordrecht waren nach Straßburg die Zielorte. Den Römern sei Dank.

Frühe Brennholzverträge führten dazu, dass alle Neben- bzw. Quellflüsse mit sehr viel Energieaufwand flößbar gemacht wurden.

Auch Murgschiffer holen Holz aus württembergischen Wäldern (et vice versa). Denn anfangs war der Floßholzhandel von Pforzheim ab flussabwärts noch in badischen Händen.

Kriege waren es immer wieder, die Waldarbeit und Flößerei beeinträchtigten, teilweise völlig zum Stillstand brachten. Der Dreißigjährige, mit dem Ende des alten Reiches, hatte die intensivste Auswirkung; holte er doch die jungen Männer weg aus ihren Familien und zerstörte, verwüstete ganze Landstriche im weiteren Gebiet des Schwarzwaldes. Mehrere Schwedenschanzen erinnern noch heute daran. Allgemeiner Niedergang, Zerstörung der Aktivitäten, allmählicher, mühsamer Wiederaufbau in Baden und Württemberg waren die Folge.

Pandemien, die Pestilenzen und Cholera, führten wiederholt zum Stillstand der Holzwirtschaft, so in der Zeit von 1365 bis 1385, auch während des dreißigjährigen Krieges, und den diversen folgenden Kriegen bis zu den napoleonischen und darüber hinaus.

In weiteren Aspekten gleichen sich die Bestimmungen im württembergischen wie im badischen – so die „Model“ für Einheitlichkeit, verbindliche Norm für Maße und Qualität und somit verlässliche Festlegung von Ein- und Verkaufspreisen; die Regel des „Jarkaufs“ = Jahresverträge mit den Holzlieferanten, den Waldbesitzern; Abrechnung erfolgte nach einem Jahr, wenn der Schiffer das Holz verkauft hat; dies bedeutete eine Kreditfrist, die sich mitunter über Jahre hinzog. Auch hier hatten die Zimmerleute das besondere Recht, Holz für bis zu drei Neubauten zu flößen. Für die Pforzheimer Flößer war eher Nachteiliges die Regel: so durfte unterhalb von Pforzheim kein Rohholz verkauft werden, zum Schutze der eigenen Sägemühlen.

Die jährliche Rügung als eigene Gerichtsbarkeit zur Regelung berufsständischer Angelegenheiten – am Montag nach Dreikönig – unter Vorsitz eines herrschaftlichen Amtmanns und mitunter vier Verordneten – war für Schiffer und Knechte ähnlich Pflicht. Fehlen führte zu Berufsverbot für ein Jahr. Es bestand sogar „Denunziationspflicht“.

Dass die Flößer gottesgläubige und gottesfürchtige Menschen waren, den damaligen Umständen entsprechend sein mussten, ist für unsere heutigen „modernen“ und industrialisierten geprägten Generationen nicht so einfach nachzuvollziehen. Brennende Kerzen in den Kirchen waren fester Bestandteil zur schützenden Begleitung der Flößer auf ihrer Fahrt. Religiöse Bruderschaften in Verbindung mit den Flößern waren selbstverständlich, mit entsprechenden Ritualen. Dazu gab es den Bruderschaftstag mit Seelenmesse, Gotteslob und Dank. Denn Missstände einzudämmen, Disziplinierung der am Holzgewerbe Beteiligten, Eidesleistung waren selbstverständlich. Neben der weltlichen Strafe gab es zusätzlich die „Ewige Strafe“, verhängt von der höchsten aller Instanzen, so man gläubig war.

Wohl kein anderer Teil Deutschlands dürfte auf eine derartige Vielfalt an Sagen mit Hexen, weißen Frauen, Teufeln, Geistern zurückgreifen können. Auch diese sind ein deutliches Zeichen für höhere Mächte, an die man damals glaubte, wohl auch glauben musste, mangels besseres, naturwissenschaftliches und / oder biologisches Wissen.

Für „Herrenflösse“ – Bestellungen von Fürsten, Städten, Kirchen, Klöstern für eigene Bauzwecke - galten auch hier die bereits genannten Ausnahmen: Zollfreiheit, Flößen auch an Sonn- und Feiertagen, Flößen auch außerhalb der floßfreien Zeit, u. a.

Südwestdeutschland war jahrzehntelang immer wieder, wenngleich nicht flächendeckend, „beliebter“ Kriegsschauplatz, so von 1672–78 (Niederländischer Krieg), 1688–97 (Pfälzischer Erbfolgekrieg, 1701–14 (Spanischer Erbfolgekrieg), 1733–35 (Polnischer Erbfolgekrieg), die Koalitionskriege gegen die französische Revolutionsheere in den Zeiten zwischen 1792–1801, die napoleonischen Kriege, schließlich 1870/71 der deutsch-französische Krieg, der u. a. zum Abwandern der französischen Holzhändler aus Straßburg nach Paris führte.

Als wohl wichtigste Lehren aus der viele Jahrhunderte dauernden Flößerzeit muss der überaus wertvolle und existenziell bedeutende Genossenschaftsgedanke hervorgehoben werden. Dieser war auch den Römern bereits bestens bekannt – vermutlich nicht nur diesen. Er war das alles bestimmende Grund-Element der Waldarbeit in den Gebieten der Grundbäche, bereits zu Zeiten der Markgenossenschaften! Und damit der Wald-Flößerei, welche naturgemäß in den Quellgebieten beginnen musste. Nur durch dieses intensiv gelebte Solidarprinzip „Einer für Alle – Alle für Einen“ war eine dauerhafte, langfristige Existenzsicherung möglich. D’Artagnan mit seinen drei Musketieren lässt immer wieder grüßen. Talwärts, dort wo die größeren Siedlungen entstanden, waren Zusammenschlüsse in Gilden, Genossenschaften ebenfalls logische Konsequenz. Für die Landesherrschaft waren solchermaßen obrigkeitlich verordnete „Zwangskartelle“ überaus willkommen, da sie einfacher / leichter kontrollierbar waren. Die überaus zahlreichen „Ordnungen“ mit ihren laufenden Anpassungen kamen hinzu.

Denn für Holzhandel war Kapital zwingend, Kapital welches die Waldbauern nicht verfügbar haben konnten, jedoch die Wirte. Abhängigkeiten vielschichtiger Art entwickelten sich. Gleichbehandlung, Gleichschaltung war die Folge. Ein freier, gar großzügiger Handel konnte sich nicht entfalten. Unternehmerfreude wurde gebremst (siehe das Beispiel Schramberg), ebenso persönliche Initiativen. Dass die Begünstigung schifferschaftlicher bzw. flößerschaftlicher Familien und Verwandtschaften, einschließlich der „Schwestersöhne“, üblich wurden, ist verständlich. Schließlich konnten die Waldbauern nur als Groß-Familie existieren – die Hälfte der Kinder starb regelmäßig bereits unmittelbar nach der Geburt und im frühesten Kindesalter. So war dies auch bei meinen eigenen Vorfahren.

Als überaus fortschrittlich erwies sich die Einführung einer Lehrzeit bereits 1704, sowie ihre Ausdehnung auf drei Jahre 1740. In mehreren Gebieten des Schwarzwalds war eine dreijährige Lehrzeit für den Flößer-Nachwuchs selbstverständlich.

Der Baum (von Eugen Roth)

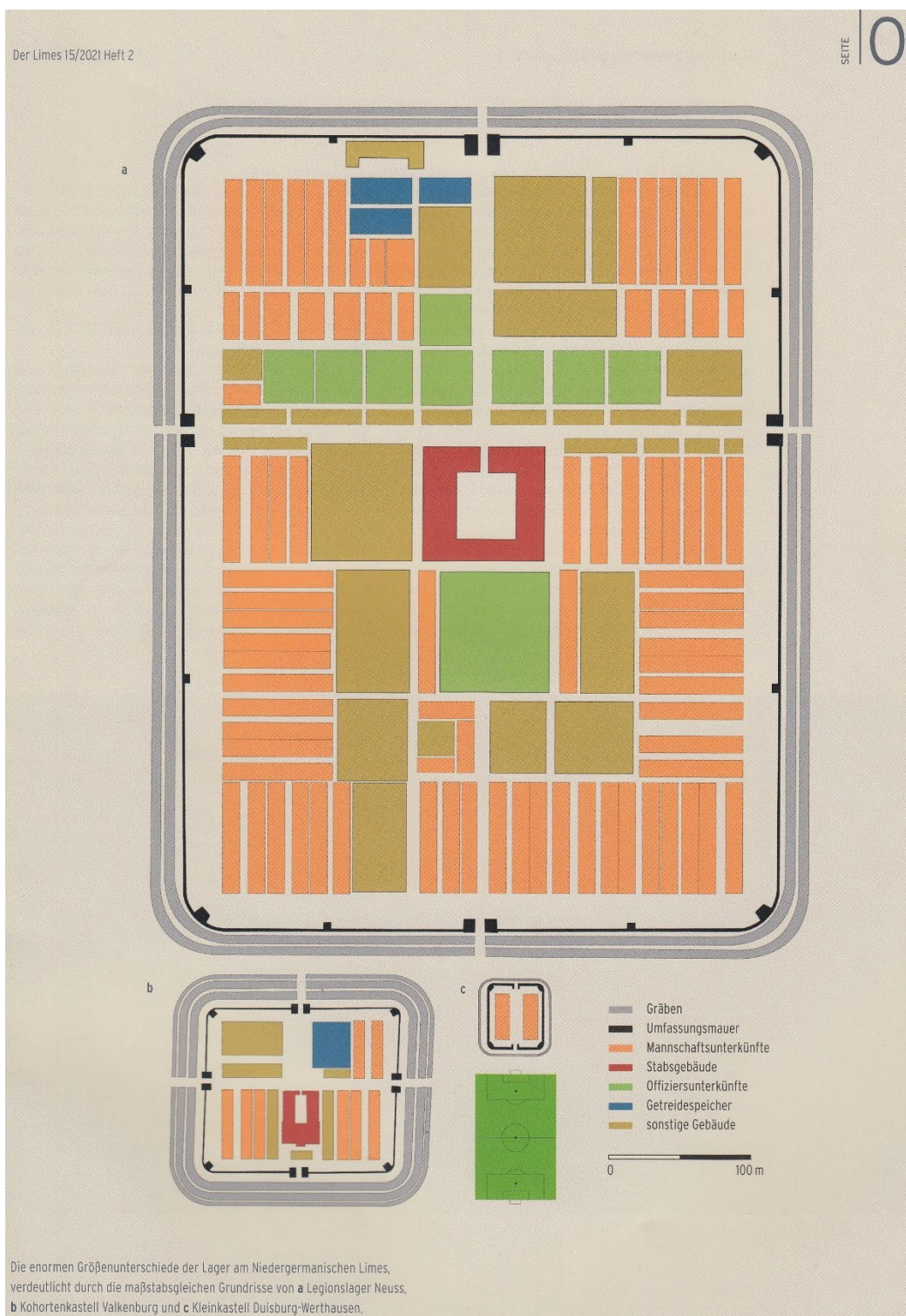
***Zu fällen einen schönen Baum
braucht's eine halbe Stunde kaum,
Zu wachsen, bis man ihn bewundert,
braucht er, bedenkt es, ein Jahrhundert.***

Diese Aussage gilt für Tannen, Fichten, Föhren. Bei Eichen und Buchen muss die zwei- bis dreifache Zeit gerechnet werden, will man wertvolles Floßholz auf den Markt bringen.

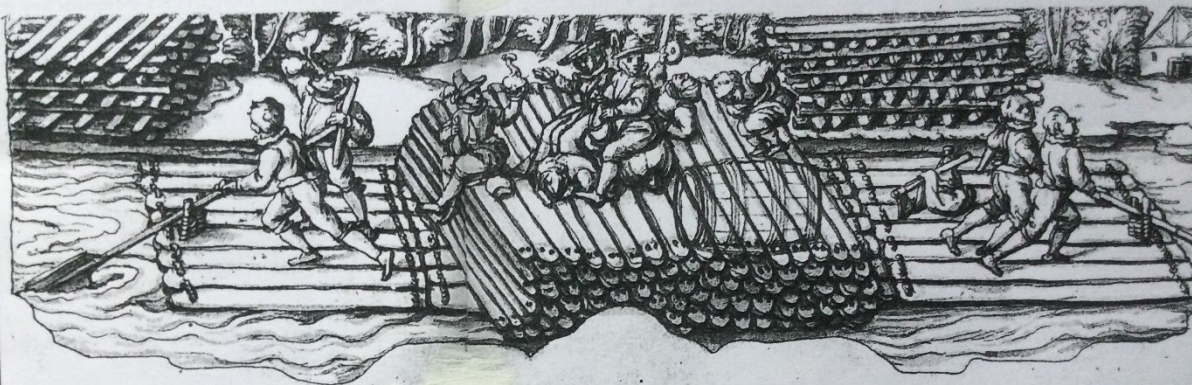


217 „Mein Feldberg“: (oberhalb der Baumgrenze, noch ohne Radarstation, auch ohne Bismarckturm) An das vorläufige Ende dieser zweitausendjährigen Flößerfahrt durch den Schwarzwald. und hinaus ins Land lege ich „meinen“ Feldberg. Ich darf dankbar sein, dankbar für reichhaltige Erlebnisse, das bin ich, sehr sogar. Ob mit Freundin, Freunden, Familie, befreundeten Familien, ob im Sommer. Herbst, Winter oder Frühling (Privatbesitz)

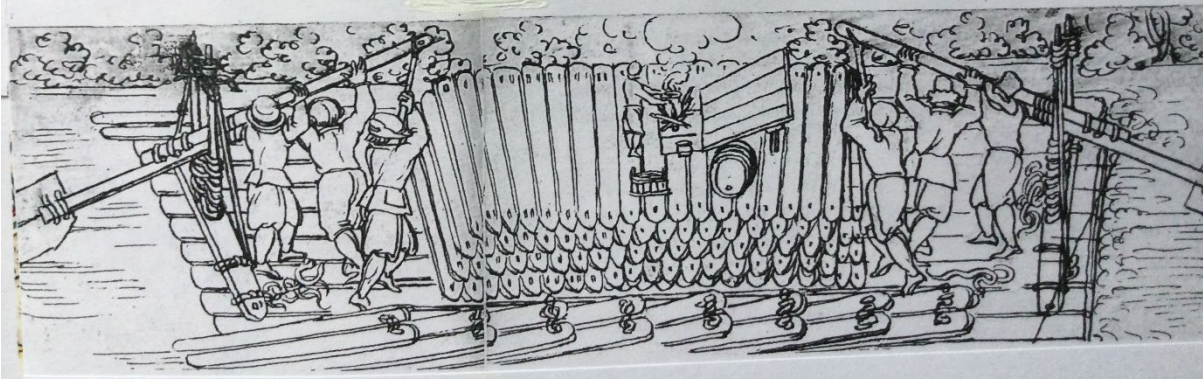
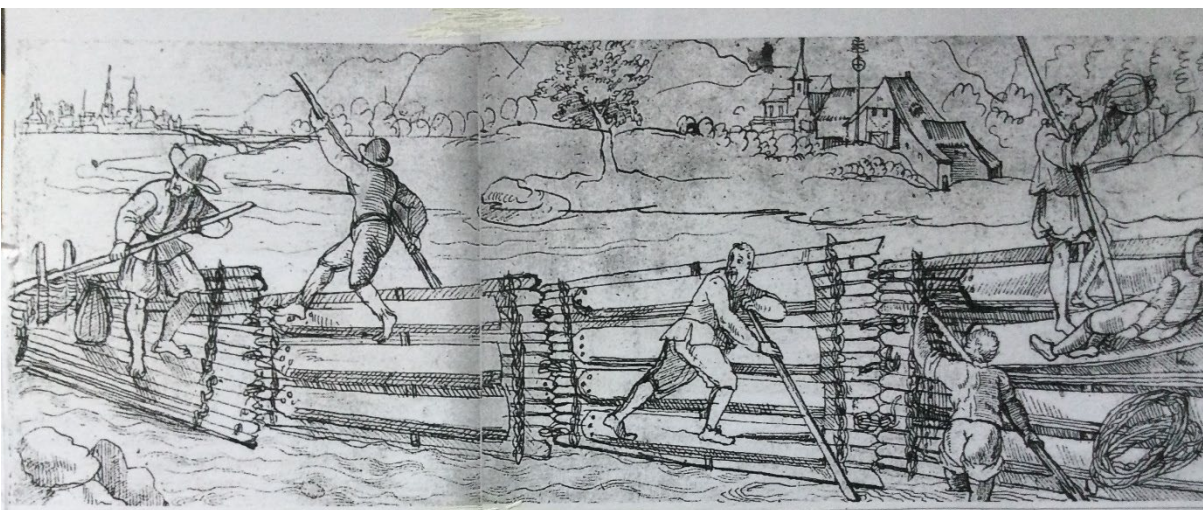
Schluss-Gedanke: Den Waldbauern, Wald- und Wildflößern nahe und entlang den Quellbächen ist es zu danken, wenn weiter unten in den Städten an den Flüssen sich gewinnbringender Holzhandel und weiteres Gewerbe entwickeln konnte. Diesen Personen und ihren Familien, so auch meinen Vorfahren, widme ich vorrangig meine Arbeit, die ich „restlebenslaufzeitlang“ weiterführen werde und die mir sehr viel Freude bereitet, dazu wertvolle Lernprozesse beinhaltet.



218 Römische Garnison: Als besonders bemerkenswert ist die Uniformität sowohl der Garnisonen, Kastelle und Lager hervorzuheben – und deren damit verbundenen Rationalität von Planung, Bau und Verwaltung. Diese fallen unter die Zeit von Kaiser Augustus und seinem Architekten Vitruv. (Quelle: Der Limes, Heft 10)



Wieden verbundenen Gestören bestehend. Als



219 Flößer 1600: Diese vier Zeichnungen entstammen einer von zwei möglichen Strasburger Werkstätten. Die bzw. der Zeichner sind bzw. ist nicht bekannt. Die Bilder dienten als Grundlage für Glasfenster, vermutlich für eine Straßburger Villa. Die dargestellten Themen geben alle typischen Merkmale der Flößerei wieder: 10 Gestöre, Bretter als Oblast und fürs Feuer zwecks Essenszubereitung, der Logel, das Weinafaß, Ersatzwieden. (Quelle: Archiv der Stadt Straßburg)



220 a, b, c, Polareisschiff: Wie viele und welche Art von Schiffen in Dordrecht und bei London oder anderswo mit Schwarzwald-Holz auf Kiel gelegt worden sind, wird sich nur noch sehr schwer ermitteln lassen. Falls überhaupt. Sehr, sehr viele waren es in jedem Falle. Begann doch der Holländer Holzhandel in der zweiten Hälfte des 17. Jh. – der 30-jährige Krieg musste mit seinen Folgen überwunden werden. Vor allem fehlten junge Arbeitskräfte (Quelle: Maritime Painting)

Explosion eines Kriegsschiffs – unter Jubel der Zuschauer. Das Hissen der schwarz-rot-goldenen Flagge bedarf der entsprechenden Zuordnung oder Interpretation. (Quelle: Maritime Painting)



Explosion Es gibt zahlreiche Schätzungen bezogen auf die Anzahl der Schiffe, die auf dem Meeresgrund liegen – sei es in Nord- und Ostsee, sei es im Mittelmeer, Wracktaucher werden noch sehr lange alle nur erdenklichen „Schätze“ heben können.

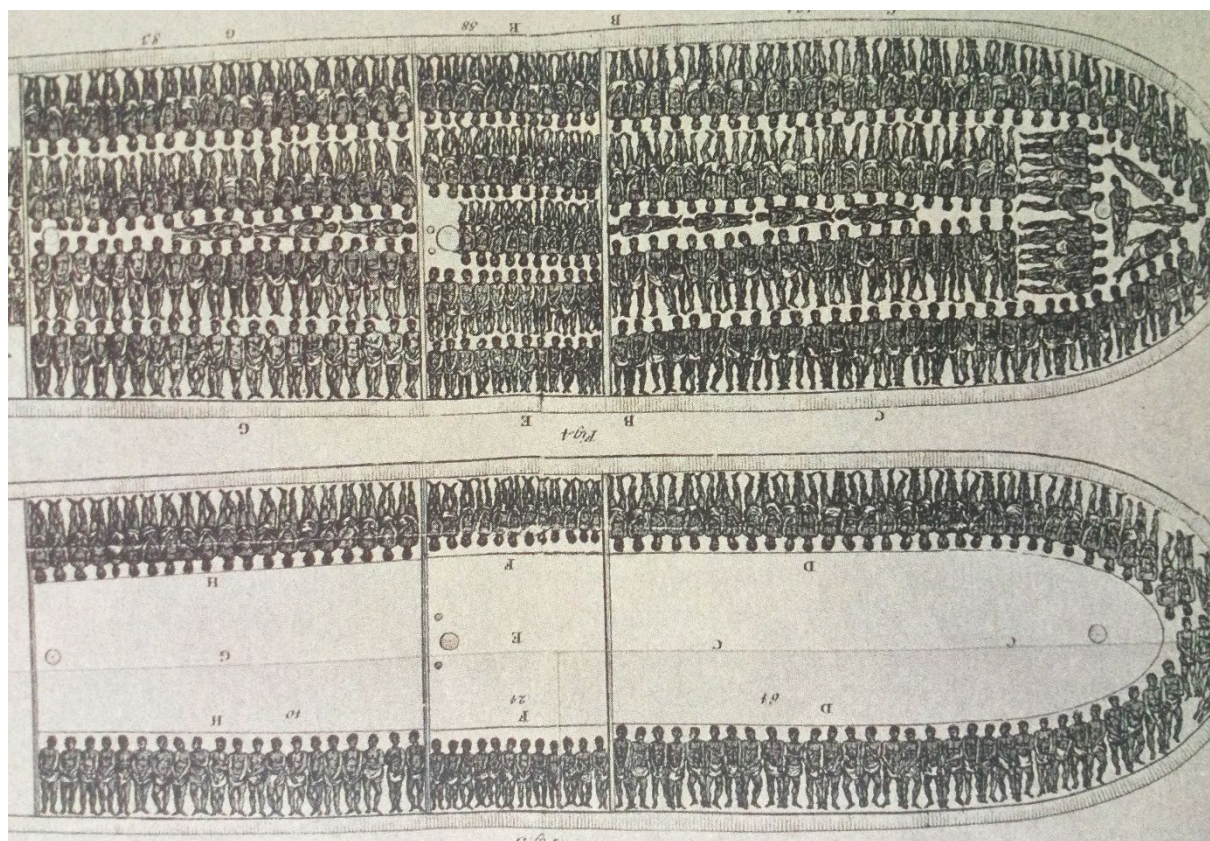
221 Holländer Fliesen in Schwarzwälder Kobaltblau: Zu den auf den Flößen mitgeführten Gütern, Oblast genannt, gehörte auch Kobalt. Es wurde u. a. im Nordrachtal gewonnen. Als Kacheln kamen sie wieder zurück in den Schwarzwald. Heute sind es die zahlreicher Holländer Touristen, die sich hier wohl fühlen.



222 Schiffe – ihre Produktion, der Export: In Verbindung mit dem Holländer-Holzhandel ist diese überaus aussagekräftige Graphik zu sehen: sie gibt die Vielfalt der in Holland gefertigten Küsten- und Seeschiffe wieder, andererseits die Mengen, sowie die Werften bzw. Produktionsstätten. (Quelle: ohne Verfasser, Holland Illustre, 1936, Privatbesitz)



223 a Ein Liverpooler Sklavenschiff, gemalt von William Jackson 1780 (Außenansicht): Dieses geradezu wunderschöne Ölgemälde lässt auf ein eben solch wunderschönes, gar „stolzes“ Schiff schließen. Gut vom Wind geblähte Segel, die englische Flagge weht im Wind, ebenfalls „stolz“? Auffallend die sehr flache Konstruktion, das Fehlen von Luken für frische Luft und Sicht hinaus in die Weite des Meeres. Es handelt sich um das Sklavenschiff mit dem vielversprechenden Namen „Endeavour“. Sklavenschiffe waren deutlich und somit weithin sichtbar flacher gebaut als Handels- oder Kriegsschiffe. Ihre Kapazität fasste bis zu 600 Sklaven. Ein Drittel davon ging vor Ankunft in Amerika über Bord – so war die Kalkulation. Als einzige Mahlzeit gab es am Morgen Brei. (Quelle: Daniel Kiecol, Maritime Painting, 2019)





224 b, c Sklavenschiff (Innen-Skizze): ohne Kommentar (Quelle: *Europa zwischen Kolonisation und Dekolonisation*, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Nr. 3/2018 und Maritime Painting)

In Verbindung mit diesem „Kapitel“ verweise ich auf eine Ausstellung über die Zeit der Kolonisation, wie sie 2022/23 im Augustiner-Museum mit und der Dependance zu besuchen ist.



225 Isar-Flößer: Nochmals zurück in meine oberbayerische Heimat: Auf der Isar gibt es – ab Wolfratshausen bis nach München zur Floßlande – zwei Flößerfamilien, die gewerbsmäßig eine Flößerei der besonderen Art betreiben: Vereine, Firmen, sonstige Gruppen lassen sich auf der Isar dahinfahren, häufig versehen mit Musikkapelle, dem obligatorischen Bierfass und einer zünftigen Brotzeit. Dies seit Jahrzehnten. Hier zeigt das Foto den Ober- teil eines Sudkessels, geliefert aus Lenggries für eine Münchener Brauerei.



226 Holland (Ausschnitt): Kupferstich von Johann Baptist Hohmann (1740), Privatbesitz

227 a, b Der „Holzgarten“ in München: (gemalt mit Hilfe der camera oscura von Bernardo Belotto, genannt Canaletto), mit der herrlichen barocken Theatinerkirche – darunter zum Vergleich: seine Münchener Gesamtansicht (Quelle: Bildband Canaletto)



(Die im Krieg völlig zerstörten Städte Dresden und Warschau hätten ohne seine exakten Gemälde wohl so nicht wieder erstehen können, wie wir diese heute sehen dürfen. Canaletto hatte in seinem Onkel Antonio Canal den wohl besten Lehrmeister)



Nachwort: Bei meiner Arbeit handelt es auch um zahlreiche historische Texte, für die es galt, im exakten Wortlaut wiedergegeben zu werden. Dadurch ist es logische Konsequenz und Folge, unterschiedliche Schreibweisen und Ausdrucksweisen – nicht allein des Wortes „Flößer“ – zu übernehmen. Hinzu kommt, dass das aktuell zu verwendende und von mir auch verwendete Rechtschreibprogramm in Verbindung mit der neuesten Word-Version 11 nicht unumstritten ist. Denn es verwendet nicht selten unklare Wort-Interpretationen. Auch liefert das System wiederholt absolut Unbrauchbares. Hierfür bitte ich um Verständnis.

Einige sehr persönliche Nach-Worte sollten und dürften sein

„44er-Jahrgang“: nein, an und von Wein kann hier beim allerbesten Willen kein Gedanke, folglich auch keine Rede sein. 1944, dem Jahr meiner Geburt, hatten Mann und Frau wahrlich ganz andere Sorgen, so auch meine Eltern. Meine Mutter, Hausfrau und mit der Pflege meiner blinden Großmutter sehr beschäftigt – dort in dem oberbayerischen Dorf Maisach, meiner lebenslang ersten Heimat; mein Vater, nach WK I Erfahrung in der Münchener Schwere-Reiter-Kaserne, WK II-Teilnehmer als Sanitätsgefreiter an der Westfront im benachbarten Frankreich. Fronturlaubskinder werden wohl manche von uns gewesen sein. Auch ich? Die Frage danach habe ich nie gestellt, doch selbst für mich mit „ja“ beantwortet; mit Hilfe des von meiner Tochter Caro gehüteten väterlichen Soldbuches.

Ein Silberstreif am Horizont war bereits deutlich sicht- und verschiedentlich vielfach wohl auch spürbar. Die Invasion, beginnend mit dem D-Day im Sommer 44 der Alliierten, verlief mit dem von vielen Menschen erhofften Erfolg, wenngleich bei weitem nicht so reibungslos wie ursprünglich gedacht und geplant – und jahrzehntelang sehr lückenhaft und idealisierend vermittelt. Stalingrad lag zu dieser Zeit bereits in der Vergangenheit. Der Russland-Feldzug war gescheitert.

Es gab ein Attentat. Wäre es ein oder zwei Jahre früher begangen worden, die Glaubwürdigkeit wäre eine tiefere, das alljährliche Erinnern daran ehrlicher gewesen. So manche Adelsgüter östlich der Oder mussten zu diesem Zeitpunkt – immerhin, es war der 20. Juli 1944 – als verloren angesehen werden. Denn Soldaten der Sowjetarmee befanden sich bereits in beängstigender Nähe solcher Rittergüter. Schließlich war es der Adel, welcher stets die militärische Macht eines, egal welchen deutschen Reiches – und auch davor – repräsentierte und der die dortigen Führungspositionen ebenso in allen deutschen Botschaften innehatte, bei dem national wie international nahezu alle Informations- und Kommunikationsfäden zusammenliefen – nicht erst und nicht nur in diesem „Zweiten“ Weltkrieg und dem dazugehörigen „Tausendjährigen Reich“.

Wir, die „44er“, sind der lebenslang enger geschnallte Gürtel. Der Blick auf jede Bevölkerungspyramide seit 1950 zeigt es deutlich: über uns ein gewaltiger Bevölkerungsberg, unter uns ein ebenso gewaltiger Bevölkerungsberg! Anders ausgedrückt: unabhängig von unserem jeweils fortschreitenden, aktuellen Alter, unserer „Restlebenslaufzeit“ tragen wir die Last der Vielen über uns, für die Vielen nach uns Kommenden dagegen stellen wir eine relativ geringe Last dar – lebenslang. Restlebenslaufzeitlang.

Kindergarten: Fehlanzeige! Die möglichen schönen Erlebnisse in einer solchen Einrichtung vermisste ich bis heute, ohne zu wissen, ob ich wirklich etwas versäumt habe. Wohl eher nicht – wenn ich das heutige Innen- und Außenleben unserer Kids (bei drei eigenen Kindern, vier Enkelkindern) direkt oder indirekt miterlebe. Die noch weitgehend unverbaute Natur war mein Lehrer und die meiner Generation. Als Kinder gingen wir, mein vier Jahre älterer Bruder und ich, mit unserer Mutter ins „Malchinger“, „Mammendorfer“ oder „Diepoldshofener“ oder „Rottbacher Hölzl“ etliche Kilometer, um Tannenzapfen, Baumrinde oder Äste als Feuerholz für zuhause zu sammeln. Himbeeren und Brombeeren sammeln für Marmelade und Saft gehörte ebenso zu unseren sommerlichen Pflichtaufgaben. Das „Maisacher Moorbad“ und unsere Spezeln mussten oft warten. Schmerzlich für uns Buam. Zum Glück ging es einigen anderen in meiner Klasse ähnlich.

Mein Onkel Johannes Heinzemann, Zimmermann und Waldarbeiter, stand ganz in der beruflichen Tradition seiner, somit auch meiner väterlichen Vorfahren im Schwarzwald. Das Handwerkzeug war seit Jahrhunderten unverändert. Die Arbeit mit Axt und Beil, mit dem Wendehaken ist mir noch heute vor Augen. Pferde und Ochsen waren es, welche die von meinem Onkel und seinen Waldknechts-Kollegen gefällten Tannen und Fichten an die Waldwege zogen. Laubbäume waren eher sehr selten darunter.

Diese finden sich dort auch heute nur in sehr geringem Umfang. Pferdefuhrwerke übernahmen den weiteren Transport bis zu den noch zahlreichen Sägewerken.

Ein Schlüsselerlebnis soll mich lebenslang begleiten: am 2. August 1958, meinem Namenstag, lud mich meine Mutter zu einem Radl-Ausflug ins ca. 10 km entfernte Dachau ein. Es war ein sonniger, ein heißer Tag. Über die Getreidefelder hinweg waren die hölzernen Baracken des einstigen Konzentrationslagers bereits aus der Ferne zu erkennen. Die Baracken waren „bewohnt“, von „Flüchtlings“, die als Heimatvertriebene bezeichnet werden mussten – völlig zu Recht. Ein nächster Besuch folgte viele Jahre später – ich war als Klassenlehrer mit meiner Klasse zum Landschulheim-Aufenthalt ins oberbayerische Frasdorf unterwegs. Das KZ-Gelände war längst Museum, weiß getüncht. Von den Baracken waren nur noch die mit grobem Kies aufgeschütteten Gebäude-Umrisse auf dem Boden zu erkennen. Bei zahlreichen Schüler-Studienfahrten in Länder des „Ostblocks“ hatte ich feste Aufenthalte in einstige KZs einbezogen. Buchenwald, Majdanek, Auschwitz, Birkenau, Struthof, das Pawiak-Gefängnis, der Wald von Palmyri bei Warschau, u. a. werden nicht nur für mich unvergessen und unverstündlich bleiben.

Die „Volksschule“ dauerte acht Jahre. In der 7ten Klasse wurden wir in die 8te gesteckt, im Jahr darauf wurde die 7te zu uns in die 8te gepackt. Respekt zolle ich noch heute unseren damaligen Lehrern, den Herren Alois Biehlmeyer und Heinrich Iro. „44er“ zu sein, bedeutete auch, mit 14 Jahren in eine Lehre, nicht „Ausbildung“, zu gehen. Ich war erst dreizehn, der Proske Jürgen ebenfalls. Nur einer aus unserer Klasse, der Kiebranz Hans – sein Vater hatte eine Schreinerei – ging aufs Gymnasium, nach Fürstenfeldbruck. Der Solinger Rainer und der Kellerer Hermann verließen uns nach der siebten Klasse, um in München-Pasing die Mittelschule „zu machen“. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“. Diese nur allzu, mitunter harte Wahrheit, begleitete mich die drei Jahre meiner Lehre zum Industriekaufmann in der Pharmazeutischen Fabrik des Dr. Herbert Seifert in Olching. Der wöchentliche Berufsschultag, Montag von 8 bis 17 Uhr, fand in Fürstenfeldbruck statt. Wir hatten vorbildliche Lehrer. Jedes Jahr eine Betriebsbesichtigung gehörte dazu. Vielen und herzlichen Dank dafür, bester Herr Endress. Dass uns die „Hypobank“ zum Weißwurstessen auch Zigaretten-Packungen auf den Tisch legte, beeindruckt mich noch heute. Für Shakespeare, Sophokles, Ludwig Thoma, sorgte unsere Deutschlehrerin. Am Sonntagnachmittag „um drei“ gab es im Münchner „Resi“ entsprechende Schülervorstellungen. Herzlichen Dank, liebes Fräulein Braun. Thomas Holzmann als Hamlet wie als Ödipus bleibt beeindruckend unvergessen, unvergesslich. Auch dies: Restlebenslaufzeitlang.

Im zweiten Lehrjahr – Ausbildungsvergütung 65,-- DM, nach 55,-- DM im Jahr davor, 85,-- DM im Jahr danach – bot sich für mich die Gelegenheit, in zwei Alternativen Geld anzulegen: Prämiensparen oder VW-Aktien. Also: entweder 6 Jahre lang monatlich einen bescheidenen Betrag ansparen und nach einem siebten Ruhejahr 7000,-- DM einschließlich Prämien auf dem Sparkassen-Konto zu haben. Oder ein oder zwei VW-Aktien zu einem festgesetzten Betrag zu zeichnen und erst Monate später bezahlen. Unter Einbeziehung von Verwandten und / oder Freunden hätte sich ein ordentlicher Gewinn erzielen lassen. Völlig legal. Ich entschied mich für die unspektakuläre, unspekulative Alternative mit garantierter Prämie. Dabei wäre beides in Kombination problemlos möglich gewesen. So jedenfalls hatte ich einen jahrelang nutzbaren warmen Geldregen für die Zeit am Berlin-Kolleg und an der Freiburger Uni. Einen gebrauchten 2 CV, 16 PS, weinrot-matt, Voll-Cabrio konnte ich mir sogar, damals in West-Berlin, für 1800,-- DM leisten.

Das Fahrrad war das einzig mögliche Transportmittel zum Lehrbetrieb und zur Berufsschule in die Kreisstadt, sommers wie winters. Dort waren wir eine gute – man könnte auch sagen, lustige Mischung: Einzelhandel, Großhandel, Industrie, Post, Gemeindeverwaltung, Bank, Vermessung, Landratsamt u.a. fand sich in der Klasse zusammen, mit sehr gutem Erfolg, wie sich nach und nach herausstellte. Denn wir lernten auch voneinander, nicht nur miteinander, „Learning by Doing“ war das Prinzip, nach dem meine Lehre im Lehrbetrieb ablief. Und das war gut so, sehr gut sogar, wie ich in der Rückschau bis

heute immer wieder zugeben musste. Auch heute noch gerne zugebe. Denn mein Ausbildungsplan war bereits damals perfekt parallel mit dem Unterricht in der Berufsschule abgestimmt. Was ich erst viel später so richtig realisierte und schätzen lernte. Während der drei Lehrjahre fühlte ich mich, der kleine Knirps, wiederholt „ausgenutzt“ – ausgebeutet würden manche heute voreilig sagen. Mit 16 „Kaufmanns-Gehilfe“ bzw. Kaufmännischer Angestellter zu sein, war damals keine Seltenheit. Heute ist dies unmöglich. Es sei denn, man würde unser Schulsystem einer radikalen „Schrumpfkur“ unterziehen. Wäre das so verkehrt? Es folgten die Tätigkeit als Kaufmännischer Angestellter in der „Kolonialwaren-Großhandlung“ mit angeschlossenem Gewürzimport und -handel (Marke NEBONA) der Gebrüder Neeb in Münchner-Pasing, Orthstrasse 14. Dass mit Kolonien ganz zwangsläufig die Sklaverei verbunden war, sollte sich mir erst sehr viel später und auch nur nach und nach erschließen. Am intensivsten mit dem Holländer Holzhandel und der Schwarzwaldflößerei.

Es folgte als Arbeitgeber das Münchener Verkaufsbüro der Hildesheimer Blaupunkt-Werke GmbH, gefolgt von demjenigen in West-Berlin.

Bei den Spaziergängen und anderen Aktivitäten mit dem Fritz, dem Rainer, dem Gerhard und dem Hermann, meinen Freunden, kam ich mir stets „saubläd“ vor. Denn die hatten Mittlere Reife und entsprechend interessante Gesprächsstoffe. Für mich war dies die beste Motivation, mich für die Abendmittelschule in der Münchner Deroystraße anzumelden. Es war keineswegs die „harte, anstrengende Zeit“, wie sie Menschen meines Umfeldes, auch meine Eltern, sahen: neben dem Beruf des Kaufmannsgehilfen dreimal abends von 18 bis 21 Uhr und samstags von 8 bis 13 Uhr die Schulbank zu drücken. Keineswegs, und im Gegenteil: ich war wissbegierig, gierig nach Wissen über biologisches, geschichtliches, mit Englisch eine andere Sprache zu lernen, und mich selbst in Mathe und Physik durchzubeißen. Von den 54 Anfängern blieb am Ende exakt die Hälfte übrig, nun die Mittlere Reife in der Tasche. Doch was nun: meine Firma zahlte mir keine einzige Mark mehr, für diese der Firma wenig nützlichen zusätzlichen Bildung. „Der wui was bessers wern“, war mitunter in meinem Arbeitsumfeld zu hören. Mein Wissensdurst, meine Gier nach mehr Wissen war längst nicht gestillt, weiterhin unbefriedigt. Es folgte der nächste Schritt „auf dem Zweiten Bildungsweg“. Dieser hieß nun „Berlin-Kolleg, Institut zum Erwerb der Hochschulreife“ in der Badensche (!) Straße, West-Berlin. Blaupunkt brauchte einen Mitarbeiter dort und ich konnte bald weiter „Schule machen“ anstatt zur Bundeswehr eingezogen zu werden, anfangs abends, danach in Vollzeit tagsüber.

Einige Erkenntnisse sollten mein künftiges Leben überaus nachhaltig prägen: wer viel, dazu noch schnell redet, der hat keine oder wenig Zeit zum (Nach-)Denken. Wer aus der (bayerischen) Provinz kommt, ist nicht automatisch dümmer als ein berlinisch-preußischer „Stadtfrack“. Also Abitur. Und wieder war Kultur mein ständiger Begleiter: Philharmonie, Schloßpark- und Schiller-Theater, Deutsche Oper Berlin u. a. Alle berühmten Schauspieler, Dirigenten, Orchester, Sänger durfte ich sehen und hören – für sehr wenig Schülergeld im stets höchst subventionierten Berlin.

Erneut stellte sich die Frage: „was nun?“. Ein höheres Gehalt oder eine anspruchsvollere Stelle für mein Abitur durfte ich auch hier nicht erwarten. Dass ich Student werden würde, war mir keineswegs in die Wiege gelegt – rein äußerlich betrachtet – oder doch! Genetisch und epigenetisch betrachtet. Ich wollte immer noch mehr „Wissen“. Auf Volks- und Betriebswirtschaft fiel meine Entscheidung. Wer hätte mir dazu schon raten können. Niemand. Ratgeber oder gar mein Studium begleitende Betreuer in der Verwandtschaft oder Bekanntschaft gab es keine. Eine kleine, überschaubare Uni in der kleinen, romantischen Stadt Freiburg im beschaulichen Breisgau wurde es, ohne dass ich diese damals kleine und erholsam wirkende Stadt am Rande und Eingang des Schwarzwaldes vorher je gesehen hatte. Denn ich war der erste Abiturient und Student in meiner doch recht weitläufigen Verwandtschaft. Auch diese Hürde zu nehmen, ist mir mit einem kleinen „Schlenker“ gelungen. „Honnefer Modell“ hieß die finanzielle Unterstützung, mit deren Hilfe ich diese Wege gehen konnte. Herzlichen Dank unserem Staat

hierfür. Alle möglichen Jobs nebenher, bei recht unterschiedlicher Bezahlung, so im West-Berliner Fruchthof, Hausmeister-Tätigkeiten, an Weihnachten Blumen-Gestecke binden und ausfahren, kamen hinzu. Die Bildungseinrichtung „Bürger im Staat“ in Freiburg, später in die „Landeszentrale für politische Bildung“ umgewandelt, gab mir zudem die unschätzbare Chance, mich pädagogisch zu betätigen: bei mehrtägigen Schülerseminaren an einsamen Orten des Schwarzwaldes, mehrfach als Tagungsassistent, sodann auch als Referent und schließlich als Seminarleiter, auch in der Rolle der Kombination mehrerer Funktionen, bildeten die Idealen Grundlagen und Motivation für den Beruf des Pädagogen, des Berufsschullehrers. Dazu kamen jeweils dreimonatige Wirtschaftspraktika in Prag (CSSR), Rumänien, Szczecin / Stettin (VR Polen) über AIESEC.

In der nicht erst heutigen Rückschau kann, darf und muss ich sagen: einen besseren Beruf mit den beiden Hauptausrichtungen „Wirtschaft“ und „Recht“ im sehr weit gefassten Sinn, konnte es für mich nicht geben. Erfreulicherweise kam schon von Anfang an die Einbeziehung wirtschaftspädagogischer Tätigkeit in der Erwachsenenbildung hinzu. Wo sonst hätte ich deutlich mehr als hundert Betriebsbesichtigungen organisieren können? Dabei selbst am meisten lernen können? Für unterschiedliche Teilnehmergruppen? SchülerInnen, Lehrer-KollegInnen, Abendkurs-TeilnehmerInnen. Wo sonst hätte ich gut dreißig Jahre lang reale soziale und wirtschaftliche Projekte mit den schulischen, den dualen Partnern der Wirtschaft und öffentlichen Verwaltung durchführen können? Wenn auch überwiegend in der so bezeichneten „unterrichtsfreien“ Zeit? Auch Samstage und Sonntage gehörten dazu. Wo und wie eine real wirtschaftende Schulfirma managen können? Der Gewinn floss in die Exilschule des Dalai Lhama in Südindien. Meinem Kollegen Paul Syska als dem Initiator dieser Schule sei dies gedankt.

Zugegeben, Studienfahrten in die „DDR“, nach „Westberlin“, in die „Volksrepublik Polen“, die „CSSR“, in Länder des „Ostblocks“, das sozialistisch-kommunistische Wirtschafts- und Gesellschaftssystem hatten es mir angetan – ich wollte dieses System tiefer kennenlernen; nicht nur in der einen oder anderen Vorlesung. Und ich will es noch heute mit Reisen nach Cuba und (Nord-)Nordvietnam. Die Theorie des Sozialismus-Kommunismus klingt vordergründig gut und verführerisch. Doch die Realität ist eine andere. Der Mensch ist nicht sozialistisch, schon gar nicht kommunistisch – nicht einmal sozial, wenn's ernst wird, im Sinne von langfristigen oder gar dauerhaften persönlichen Opfern. Die Wirtschaft zentral, zentralistisch zu planen, kann nicht funktionieren. Es sei denn, man nimmt den wirtschaftlich und sozial Handelnden jegliche individuelle (Planungs- und Entscheidungs-)Freiheit.

Eine – hoffentlich nicht nur für mich – wichtige Erkenntnis darf ich noch anführen: In Benediktiner-Klöstern gilt ein sehr einfacher Grundsatz: Ein Mönch arbeitet entsprechend seinen Fähigkeiten, solange er lebt und er der Gemeinschaft dienen kann. Es steckt in uns weit mehr, als Bildungs- und weitere „Systeme“ aus uns machen. Generell und in mehr als zwanzig Klöstern konnte ich diesen Grundsatz erleben – und auch für mich übernehmen.

Als eine „archäologische“ Besonderheit darf ich das an der Ortseinfahrt zur Fauststadt Staufeu aufgestellte Weinfass einbringen: die Kombination „römisches Fuhrwerk“ mit entsprechenden Rädern bei einem VW Käfer mit Solarzellen angetriebenem „Motor“ wird Einmaligkeitscharakter besitzen. Doch Scherz beiseite: Über diesem Objekt prangt ein Hinweisschild für ein Hotel in der Stadt. Zahlreiche römische Darstellungen zeigen den Transport von Weinfässern ähnlich per Carrus, gezogen von Rindern oder Eseln. Pferde waren zu wertvoll.



Ergänzung zum rückseitigen Umschlagsbild: Dass nicht nur Waldbauern und Waldflößer sehr gläubig, sehr religiös waren, ihre Kinder entsprechend sehr streng erzogen wurden, daran werden sich Personen meiner Generation gut erinnern – meist nicht immer mit Freuden. Das Gebet vor und nach jedem Essen war selbstverständlich. Das „Weihwasser“-Behältnis neben jeder Zimmertür unserer kleinen Wohnung war stets aufzufüllen: Der hölzerne Zuber in der Pfarrkirche gleich links neben dem Seiteneingang für die Männer (auch für uns Buben) diente dem Nachschub dieses unverzichtbaren Wunder-Wassers. Es zu trinken, wäre Sünde gewesen. Oder sogar Tod-sünde? So gab es zahlreiche Rituale, für die Ministranten noch mehr, welche uns in Fleisch und Blut übergingen. Ministrant durfte ich nicht mehr werden – mein älterer Bruder schon. Den Messwein zu probieren, war für Ministranten selbstverständlich. Das Glockenläuten war den älteren Ministranten vorbehalten oder dem Messner – ohne Elektrik. Und: der ältere Oberministrant war eines Tages sang- und klanglos mit seiner Mutter verzogen. Fronleichnam-Prozessionen waren von ganz großer Bedeutung: am Donnerstag durchs Oberdorf, am Sonntag durchs Unterdorf. So wurde ich im Laufe von Jahrzehnten der inneren und äußeren Auseinandersetzungen zu dem, was ich als aktiven Christen, religionslos, bezeichne. Es ist gut so.

Quellen, Literaturverzeichnis (eine Auswahl):

Aus den mehr als hundert Jahren „Jahresbände des Historischen Vereins Mittelbaden“ sind die folgenden Artikel (Orte, Verfasser, Jahr) zu nennen:

- Schrempp, Otto: Wolfach – Metropole der alten Kinzigflösserei, 1988
 Fautz, Hermann: Die Geschichte der Schiltacher Schifferschaft, 1941
 Staedele, Alfons: Zur Geschichte der Flößerei in Schiltach und Wolfach, 1931
 Harter, Hans: Flösser von Kinzig und Wolf richten in Oesterreich-Ungarn die Gestoer-Flößerei ein, 2012
 Ders.: Schiltacher Flößer machen die Gutach flößbar, 20..
 Ferber, Alfred: Die Willstätter Flößer Zunft, 1966
 Heitz, Hermann: Die Geschichte der Kehler Flößergilde,
 Beck, Eugen: Flößer auf der Acher, 1954
 Binder, Georg: Floß- und Zollstreitigkeiten zwischen Lahr und Geroldseck, 1956
 Wolf, Ludwig: Der Lahr-Dinglinger Zollkrieg von 1802, 1932
 Weiner, Joh.: Was Johann Armbruster, Schiffer in Wolfach, von 1807 bis 1853 in sein Notizbuch schrieb, 2000
 Harter, Hans: Der Schiltacher Schiffer Adolph Christian Trautwein schreibt an seinen Sohn, 1963
 Schaefer, Günter: Glas- und Floßmeister Bernhard Braxmeier – ein Lebensbild aus dem Schwarzwald des 19. Jh., 1966
 Fautz, Hermann: Die Harzer im oberen Kinzigtal, o. J.
 Breithaupt, Berthold: Die heimischen Holzarten in ihrer Verwendung auf dem Bauernhof, 2002
 Kreuz, Gernot: Der Wald in den Jahresbänden des Historischen Vereins
 Werner, Johannes: Koehler und Flößer. Ein physiognomischer Versuch, 1995
 Huber, Heinz G.: Am Anfang war das Harz: Pech-, Ruß- und Lackproduktion im oberen Renchtal, 19..
 Hornung, Klaus: Die Straßburger Rheinfähren vom 6. bis 14. Jahrhundert, 1965
 Mechler, Wilhelm: Der Rhein und seine Brücken, 1995
 Ebeling, Hermann: Johann Gottfried Tulla und die Korrektur des Oberrheins, 2005
 Kuntzenmüller, Albert: Die Kinzigtalbahn, 1935
 Diese aufgeführten Artikel sind sehr einfach nachzulesen (gerne auch ausgedruckt) unter www.diefloesser.de
 (Die von Herrn Horst Fraas – Idee und Design – und mir – Inhalte – gestaltete Website ist mit dem 1. Januar 2023 auf den Histor. Verein Mittelbaden übertragen worden.)
 Mommsen, Theodor: Römische Geschichte, 4 Bände, 1881
 Sagen (Renchtal, Schwarzwald, o. J.)
 Künzig, Johannes (Hrsg.): Schwarzwaldsagen, 1930
 Keller, Willi: Sagen des Renchtals, o. J.
 Keller, Will: Sagen des Kinzigtals, o. J.
 Keller, Willi: Sagen an Murg, Oos und Rhein, 2015
 Dietrichs, Ulf und Hinze, Christa: Alemannische Sagen, 1992
 Früh, Siegfried und Schultze, Wolfgang: Märchen und Sagen aus Breisgau und Markgräflerland, 1995
 Straub, Wilhelm: Sagen des Schwarzwaldes, 1963
 Padurean, Dominutz: Cum s-au dezvoltat motii in Apuseni. Dovezi extraordinare despre vechimea plutaritului per raul Aries (kurz: Die außergewöhnliche Waldarbeit in den Apuseni Bergen und der Holztransport auf dem Goldbach/Transilvanien), 2006 – Übersetzung von Mihaela Baicu – Gyula Bottlik, Zsolt u. a.: Mocvidek
 Beyler, Arthur: Historique de la Robertsau, Strasbourg 1955
 Angeli, C.: L'Approvisionnement de Strasbourg en bois de construction, 1262–1681, Strasbourg 2005
 Schuler, Theofil: Le Schlitters des Vosges, Strasbourg 1881
 Gotheim, E.: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds und angrenzender Landschaften, 2 Bände, 1892, Band I: Städte und Gewerbegeschichte
 Rebmann, Edmund, Dr., Eberhard Gotheim, Dr., Eugen von Jagemann: Das Großherzogtum Baden in allgemeiner wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, Karlsruhe 1912
 Historischer Atlas von Baden-Württemberg, 1977
 Stenzel, Rüdiger: Geschichte der Stadt Ettlingen, Ettlingen von 1685–1815, Band III
 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell a. H., 1981
 Hauß, Karl: Geschichte der Ortenau in Dokumenten, Band IV – Die Wirtschaft, 2017
 Klein, Kurt: Land um Rhein und Schwarzwald, 1978
 Müller, Wolfgang (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau, 1953
 Jensen, Wilhelm: Der Schwarzwald, 1890
 Ruch, Martin u. a.: Der Schwarzwald – gestochen unscharf, 2012
 Brost, Franz (Hrsg.): Kehl – ein Sachbuch, 1979

Bühler, Josef: Biberach im Kinzigtal, 1987
 Fuchs, Walter: Auenheim – Aus der Geschichte eines Dorfes am Oberrhein, 1988
 Diverse Autoren: Wolfach – Schwarzwaldstadt mit Tradition, 1988
 Diverse Autoren: Die lange Bruck – 600 Jahre Wege zum Nachbarn, 1989
 Theiss, Konrad (Hrsg.): Der Kreis Wolfach, 1966
 Theiss, Konrad (Hrsg.): Der Kreis Lörrach, 1971
 Theiss, Konrad (Hrsg.): Der Kreis Calw, 1973
 Theiss, Konrad (Hrsg.): Der Kreis Freiburg, Band I und II
 Hauck, Dr. Konrad: Das ist Schramberg – Fünftälerstadt, 1967
 Scheifele, Dr. Max: Als die Wälder auf Reisen gingen, 1995
 Scheifele, Dr. Max: Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes, 2004
 Scheifele, Dr. Max: Die Murgschifferschaft, 1988
 Filzinger, Philip (Hrsg.): Die Römer in Baden-Württemberg, 1976
 Ders.: Die Römer im Südwesten, 1978
 Mommsen, Theodor: Römische Geschichte, Band I–IV, 1881
 Haebler, Rolf Gustav: Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden, Band I und II, 1969
 Loeser, J.: Geschichte der Stadt Baden, 1891
 Künzig, Robert, Ehmann, Karl: Pforzheim – ein Heimatbuch, 1962
 Naehrer, Julius: Die Stadt Pforzheim und ihre Umgebung, 1884
 Pflüger, S.: Geschichte der Stadt Pforzheim, 1885
 Spitz, E.: Heimatkunde vom Amtsbezirk Rastatt, 1926
 Barth, Ludwig: Die Geschichte der Flösserei im hinteren Kinzigtal, 1898 (Diss.)
 Sponeck, Carl Friedrich von: Über den Schwarzwald, 1817
 Jagerschmid, K. F. V.: Das Murgtal, 1800 (Reprint 1977)
 Ders.: Handbuch für Holztransport- und Floßwesen zum Gebrauche für Forstmänner ..., 1827
 Ders.: Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogtum Baden..., 1846
 Schmid, Alfred: Bad Rippoldsau – Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, 1979
 Ehmann, Karl-August: Harmersbach – Die Geschichte eines Tales, 1997
 Beinert, Dr. Johann: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls 1909
 Ternes, Charles-Marie: Die Römer an Rhein und Mosel, 1975
 Högerle, Christiane und Zoller, Sabine: Bad Herrenalb – vom Kloster zum Kurort, o. J.
 Hansel, Karl, Prof. Dr.: Kleine Beiträge zur Forstgeschichte, insbesondere in Baden, o. J.
 Schriftenreihe der Landesverwaltung Baden-Württemberg, Band 67, 1989
 Abetz, Karl: Bäuerliche Waldwirtschaft, 1955
 Böhler, Eduard: Geschichte von Schönau im Schwarzwald, o. J.
 Dr. Ruch, Martin: Mühlenbach im Schwarzwald – eine Dorfgeschichte, 2013
 Schoch, Willy: Schenkenszell – ein Blick zurück, 2005
 Rambach, Hermann: Waldkirch und das Elztal, 1988
 Weber, Josef: Zur Geschichte der Stadt Elzach, 1978
 Vollmer, Franz Xaver: Ortenberg – Schritt zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes, 1986
 Wikipedia: Die römische Landwirtschaft, 2020
 Diverse Verfasser: Geschichte des Kölner Hafens, 2019
 Gebert, L.: Geschichte des Schwarzwalds, o. J.
 Kiecol, Daniel: Maritime Painting, 2018
 Issel, Hans: Der Fachwerkbau, 1898, Reprint
 Holland Illustre, 1936 (ohne Verfasser)
 Zeuske, Michael: Handbuch Geschichte der Sklaverei, 2 Bände, 2021
 Der Limes, Schriftenreihe, Nachrichtenreihe der Limeskommission 2012–2022
 KuK Monarchie in Wort und Bild (24 Bände – 1880–1905)
 Joanne, Adolphe: Bade et La Foret-Noire, Paris 1869
 Grashoff, Gerd und Meyer, Michael (Hrsg.): Innovationen der Antike, 2018
 Tümmler, Holger: Historische Reise durch den Schwarzwald, 2013

